Z 36
57 (2

Feierstunden.

Eine
Schrift
für edle
Unterhaltung
in zwanglosen Bänden.

Herausgegeben
von
Ferdinand Freiherrn v. Biedenfeld
und
Christoph Kuffner.

Zweiter Band.

Mit den Bildnissen von E. T. A. Hoffmann und F. Baron de la Motte Fouqué.

Brünn 1822.
Bei Joseph Georg Traßler.

2

20 G. = Ow. 3678

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Inhalt.

S.

I. Die Schwestern. Erzählung von Louise Brachmann - - - - - - 1

II. Das Turnier. Erzählung von W. A. Lindau - - - - - - 31

III. Die gute Zeit. Von J. F. Castelli - 75

IV. Die Rosen. Erzählung von Julie von Smith - - - - - - 79

V. Sancho Pansa und sein Esel. Fabel von Kapf - - - - - - 147

VI. Die Landung. Erzählung von Baron de la Motte Fouqué - - - - 149

VII. Das Wunderfräulein, oder heute wie vor fünfhundert Jahren. Ein Schwank von Frhrrn. v. Biedenfeld. - - 173

VIII. Aphorismen. Von Grünig - - 209

S.

IX. Die Doppeltgänger. Erzählung von E. T. A. Hoffmann - - - - - 215

X. Gedichte

Der Donau-Strom. Erster Gesang. Von Fr. A. Kanne - - - - - - 331

An Millauer, von Z. Werner - - 375

In ein Stammbuch, von K. G. Prätzel. 376

Hochzeitlied, von K. G. Prätzel - - 377

Die Nymphe der Weiseritz. (Zum Blüthenfeste 1821 in Arthur von Nordsterns Garten.) Von F. Kind - - - 379

Der Dichter an sein Kätzchen, von F. Weisser - - - - - - 383

Das Licht in der Ferne, von Eduard Anschütz - - - - - - - 386

Der Hund und die Katze. Fabel von Ludwig Robert - - - - - 388

Der Knabe und der Spiegel. Eine Fabel von K. Müchler - - - - 393

Das Verdienst, von K. Müchler - - 394

Cleopatra. Nach einem Gemählde von Domenichino, von Deinhardstein - - 395

De gustibus non est disputandum, von Deinhardstein - - - - - 396

Lebensspruch, von Deinhardstein - - 397

Bibelsprüche, von Schlenkert - - 398

S.
Langes Leben, von Fr. v. Heyden - 401
Clärchen an Egmont, von Fr. Kuhn - 403
Skolion, von Messerschmid - - - 406
Das Scheiden, von Th. Hell - - 409
Phantasie, von Kapf - - - - 410
Sehnsucht, von C. J. Schmidt - - 415
Das Grab. Phantasie am Gottes-Acker, von Craigher - - - . - 416
Lebenslauf eines Fröhlichen, von Johann Langer - - - - - - 420
Der Geheimnißvolle, von Eduard Anschütz 423
Der erste Lenztag, von F. A. M. - 425
Sie liebt mich nicht, von Carl Stegmayer 427
Grabschrift eines Jünglings, von Carl Stegmayer - - - - - - 429
Erinnerungen aus Italien, von F. E. v. Hermann - - - - - 429
Anekdote, von Haug - - - - 234
Aufschluß, von Haug - - - - 434

I.

Die Schwestern.

Erzählung

von

Louise Brachmann.

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

In den Gegenden der Lahn, wohin während den ersten Jahren der französischen Revolution viele Ausgewanderte geflüchtet waren, hatte auch Frau v. S. mit ihrer liebenswürdigen Tochter einen Zufluchtsort gefunden. Sie war eine der eifrigsten Gegnerinnen jenes begeisterten Freiheitsystems, und die Zeiten der Schrekkensregierung, die bald darauf eintrat, schienen ihren Eifer zu rechtfertigen. Die sanfte Cäcilie war ihr aus kindlicher Pflicht gefolgt, ohne ihren Haß gegen das Vaterland zu theilen; aber bald sah sich die Arme in der beklagenswerthesten Lage, als der Tod ihre Mutter, ihre einzige Stütze in diesem fremden Lande dahin riß, und ihr das eben gegebene strenge Gesetz, welches die Ausgewanderten zum Tode verdammte, die Rückkehr in ihr Vaterland unmög-

lich machte. Die mäßige Hinterlassenschaft ihrer Mutter hatte ihr zwar Mittel verschafft, in einem anständigen Hause Zuflucht zu finden, allein man ließ sie da, wie überall, ihre verlassne Lage und den Haß, den man damals gegen eine solche Abkunft hatte, so drückend empfinden, daß ihr lebhaftes und feines Gefühl aufs äußerste dadurch verwundet wurde.

Um diese Zeit kam Larivalière, einer der Oberärzte des französischen Heers, das eben die Wintermonate in jenen Gegenden zubringen sollte, in ihre Bekanntschaft. Die Liebenswürdigkeit der holden Landsmänninn bezauberte, und die Hülflosigkeit ihres Zustandes erhöhte die Neigung für sie zur Begeisterung. Er dachte es sich als entzückend, wenn er sie aus dieser Verlassenheit in ein heitres, glückliches Loos versetzen konnte, und da auch er durch Vorzüge des Körpers und der Seele gleich ausgezeichnet war, so durfte er wohl wagen, ihr seine Hand anzubieten. Auch sie hatte ihn sichtlich vor den Landsleuten ausgezeichnet, welche, so wie er, das Haus ihrer Schützer besuchten; ihr Blick ruhte oft bewußtlos auf seinen einnehmenden

Zügen, und sie wandte ihn dann erröthend ab; was hätte ihn hindern sollen, den Schritt zu thun, zu welchem ihn wachsende Leidenschaft ermunterte?

Er benutzte die erste Stunde, in welcher er mit ihr allein war, ihr die feurigste Liebe zu gestehen, und ihr seine Hand mit seinem Herzen zugleich anzubieten. Ihre Lage und ihr bisheriges Betragen schienen keinen Zweifel zu gestatten, daß ihr dieser Antrag eines so ausgezeichneten Jünglings willkommen seyn müsse. Allein statt aller Antwort stürzte ein Strom von Thränen aus ihren Augen, als er geendet hatte, und eine leise, verneinende Bewegung des Hauptes war Alles, was er zur Erwiederung erhielt.

Bestürzt über diese so wenig erwartete Aufnahme seines Geständnisses drang der Liebende um Erklärung ihrer Weigerung in sie, und sich fassend, sah sie ihn lang mit einem ausdrucksvollen Blicke an, dann sagte sie:

„Nein ich irre mich nicht in Ihnen, so viele edle Züge, die ich selbst bemerkte und die ich durch Andre von Ihnen erfuhr, bürgen mir, daß ich mein Vertrauen keinem Unwürdigen

schenke. — Ja, seyn Sie mein Vertrauter, edler Mensch! hier, wo ich keinen Freund habe! Seyn Sie selbst der Freund, der Beschützer eines Geheimnisses, daß Ihren eben ausgesprochenen — ach mich so rührend überraschenden Absichten geradehin entgegen ist. Ja wissen Sie, ich liebe schon, und bin getrennt, o Gott! wohl wahrscheinlich auf immer! von dem, an welchem meine Seele hängt."

Es bedurfte einiger Augenblicke, ehe der Schmerzlichüberraschte so viel Fassung gewann, die nachfolgende Erzählung anzuhören, welche sie selbst nur mit mühsam errungner Stärke ihm vortrug.

„In den Tagen meiner ersten glücklichen Jugend", fing sie an, „genoß ich in dem Hause einer Tante den Umgang eines Jünglings, dessen Neigung eine Zeitlang zu schwanken schien, zwischen mir und einer sehr geliebten Schwester, die ich in Frankreich zurückgelassen habe — bis er sich mit ausschließender Leidenschaft für mich entschied. Für mich, deren Herz ihm vom ersten Augenblick an, und auf ewig angehört hatte".

„Allein das, was Natur und Liebe für einander geschaffen zu haben schienen, das sollte die Verschiedenheit moralischer und bürgerlicher Grundsätze unerbittlich wieder trennen. Er, obwohl selbst geborner Edelmann, doch schwärmerisch begeistert für die Sache der Freiheit, für die Gleichheit der Menschenrechte, und als einer ihrer feurigsten Anhänger bekannt; meine Mutter nicht minder eifrig die Vorrechte des Adels behauptend, und trotz ihrer Trefflichkeit doch mit unbilliger Härte Alles verdammend, was entgegengesetzter Meinung war; wie hätte er wagen dürfen, auf das Entfernteste um meine Hand zu werben; vorzüglich in der Zeit, wo die Spannung der gereitzten Gemüther auf das Höchste gestiegen war. Auch beschäftigte sich damals seine edle Seele wohl mehr mit der Vertheidigung der von ihm anerkannten Sache, als mit der Gründung seines eignen Glücks; und seine männliche Bestimmung hatte ihn eben damals ins Thatenfeld des Kriegs gerufen, als die Umstände meine Mutter unausweichlich zwangen, ihr Vaterland zu verlassen“.

„Sie wollte uns Schwestern beide mit

sich nehmen; allein jene Tante, die uns Beide zu Erbinnen ihres bedeutenden Vermögens eingesetzt hatte, und die ihre Kränklichkeit eigensinnig machte, bestand darauf, daß Eine von uns zu ihrer Pflege und Unterhaltung bei ihr bleiben solle. Wie billig diese Forderung war, sahen wir Alle ein; doch sich von mir zu trennen, fiel meiner Mutter unmöglich, da sie immer zu meinem tiefsten Schmerz, mir einen entschiednen Vorzug vor meiner guten Schwester Cordelie gegeben hatte. Diese blieb bei der Tante zurück, die ihre republikanischen Gesinnungen in den damaligen Unruhen schützten; ich folgte meiner Mutter treu der kindlichen Pflicht, dankbar für ihre Liebe — und dennoch mit zerrissnem Herzen“!

„Doch gelang es mir, wenigstens die Äußerungen des Schmerzes zu beherrschen, welcher in meinem Innern wüthete, als ich mit der Trennung von Frankreich auch von allen Hoffnungen auf Glück der Erde scheiden mußte; denn das furchtbar strenge Gesetz gegen die Ausgewanderten, machte jeden Gedanken an Rückkehr, an Wiedersehen des Geliebten un-

möglich. — Ich gewann es selbst über mich, die Einleitung dazu zu machen, wie meiner guten, zurückgesetzten Schwester vielleicht ein Loos der Seligkeit zu Theil werden kann, auf das ja ich fortan keinen Anspruch mehr habe. — Er ist nach der Hauptstadt zurückgekehrt, wie ich zufällig erfahren habe; — sie wird ihn wiedersehen, wie ehmals in glücklichen Zeiten — und seine Neigung wird sich zu der wenden, die vieles Ähnliche von mir hat, und nur durch ihre Vorzüge von mir verschieden ist, — und jetzt — ach! — durch ihr Glück!“

Thränen drangen bei dieser Betrachtung wieder in ihre Augen, während der Hörende noch sprachlos mit sich selbst kämpfte.

Sie fügte nach einigem Schweigen noch hinzu, wie eine reizende Ähnlichkeit mit ihrem Geliebten, ihr gleich vom Anfang Larivalière merkwürdig und werth gemacht habe; wie sie aber tief und entschieden fühle, daß sie nie im Stande seyn werde, ihre erste Wahl mit einer zweiten zu vertauschen.

Schwer war der Kampf des Heißliebenden. Er hatte in dem Sturme von schmerzli-

chen Gefühlen, worein ihn Cäciliens Verschmähung setzte, selbst nicht auf die mildernde Äußerung von seiner Ähnlichkeit mit ihrem Geliebten geachtet; und hätte er sie auch beobachtet, so würde er es doch als unedel verworfen haben, auf einen glücklichen Zufall hin, einen früher berechtigten Entfernten aus ihrem Herzen vertreiben zu wollen. — Seine natürliche Großmuth siegte; er ging den Bund der sich selbstvergessenden Freundschaft ein; und dachte selbst auf Mittel, sie ihrem Vaterlande und dem Erwählten ihres Herzens wieder zuzuführen.

Als Larivalière's Gattinn hätte die Rückkehr keine Schwierigkeit für sie gehabt; allein, da bei Cäciliens Charakter an diesen ihm so theuren Namen nicht zu denken war, so fand sein treuer Eifer für ihr Glück auch andre Wege.

Er benutzte einen Zeitpunkt, wo seine Pflicht es ihm erlaubte, sich vom Heere zu entfernen, zu einer Reise nach Frankreich, und unter dem Namen seiner Schwester, durch Umwege, die er wohl kannte, führte er die Verbannte der Hauptstadt zu.

Allein kaum war er dort angekommen, kaum hatte er seiner Schützlinginn in dem Hause einer Verwandten, ein anständiges Unterkommen gesichert, und dachte nun ihren Geliebten und ihre Schwester aufzusuchen, als er Ordre erhielt, sich eilig nach Chartres zu seinem Chef zu begeben. Das Corps, bei dem er stand, war kurze Zeit nach seiner Abreise auch von Deutschland aufgebrochen, um gegen die Vendee im Rückhalt zu stehen; und da es auf geradem Weg gegangen war, während er um Cäciliens Willen mühvolle Umwege durch die Gebirge hatte suchen müssen, so war es früher in den Gegenden der Hauptstadt, als er in Paris selbst angekommen.

Er durfte nicht zögern; er empfahl Cäcilien nochmals seiner Verwandten und sagte seiner holden Schutzbefohlnen ein banges, ahnendes Lebewohl. Sie trennte sich noch ängstlicher von ihrem Retter, dessen Zartheit in seinem ganzen bisherigen Betragen, noch mehr ihre innige Achtung, ja beinahe einen Anflug von Liebe gewonnen hatte.

Ach nur zu wahr hatte die traurige Ahnung

beider gesprochen! ein unglücklicher Zufall hatte verrathen, daß eine Tochter jener verhaßten Frau v. S. in diesem Hause verborgen sey, und mit zu wüthender Erbitterung ward damals jenes Blutgesetz vollzogen, als daß für die unglückliche Cäcilie Hoffnung gewesen wäre. Der Umstand, daß sie bei der Auswanderung ihrer Mutter schon mündig gewesen sey, und welchen sie nicht läugnen konnte, setzte ihr Todesurtheil außer allen Zweifel.

Man brachte sie in eines jener grauenvollen Gefängnisse, wo man die unglücklichen Opfer des Schreckenstribunals, auf kurze Zeit zu verwahren pflegte. Der Zufall hatte eins der härtesten für sie erwählt; nur durch ein schmales Gitterfenster dicht oben an der Decke des Kerkers fiel ein Schimmer von Sonn- und Mondenlicht in ihre schwarze feuchte Nacht hinab. Hier sollte sie den nahen Tod erwarten. Vor kurzer Zeit würde er ihr vielleicht minder schrecklich erschienen seyn, als jetzt, wo sie eben erst angefangen hatte, das Leben wieder lieb zu gewinnen.

Sie sehnte sich, zum mindesten, ihren ge-

liebten Saint Mars, dies war der Name ihres unvergeßlichen Freundes, und ihre theure gute Schwester noch einmal zu sehen, ehe sie aus dem Leben schied; allein wie durfte sie das hoffen, da beide so wenig als der edle Larivalière etwas von ihrem Unglück wußten; sie hatte selbst nicht Zeit gehabt, den Aufenthalt der Erstern zu erforschen, eh sie ihr schreckliches Verhängniß ereilte. Nur daß ihre Tante gestorben war, erfuhr sie gleich nach ihrer Ankunft in Paris, allein wohin Cordelia sich begeben, hatte man ihrer Nachfrage nicht entdecken können.

So saß sie denn in ihrer schauerlichen Öde, nur mit ihren trüben Gedanken beschäftigt; bei der einsamen Weile, die sie nun zum Nachdenken hatte, dämmerten vor ihrer Seele die Bilder der glückseligen Zukunft auf, die ihre Schwester nun in der Vereinigung mit dem geliebten Saint Mars finden werde; ihr edles Herz strebte sich durch den Gedanken an das Glück der geliebten Schwester, über das eigne Elend zu erheben; allein das menschliche Gefühl erlag, und heiße Thränengüsse stürzten

unaufhaltsam bei der Vergleichung aus ihren Augen. Es war am zweiten Abende nach ihrer Gefangennehmung, als sie die Kerkerpforten öffnen hörte; der Riegel ihrer Thür sprang auf, und hereintrat, beim matten Schimmer einer Lampe, die der Gefangenwärter trug — Cordelie.

Wie eine Himmelsbotinn, erschien sie der hoffnungslosen Cäcilie; aber bleich war sie noch bleicher als der Mondenstrahl, der eben das Gefängniß der Unglücklichen erleuchtet hatte. Cäcilie war erschrocken über das sichtliche Verwelken der einst so blühenden Gestalt, nur an den lieblichen, beseelten Zügen, die jetzt einen noch rührendern Ausdruck hatten, erkannte sie die geliebte Schwester.

Cordelia hatte durch eine bedeutende Summe die Strenge des rohen Kerkermeisters bestochen, und auf eine halbe Stunde den Eintritt in das Gefängniß von ihm erlangt. Er entfernte sich, und die Schwestern sanken einander weinend in die Arme.

Welch ein Wiedersehen! Allein Cordelia die Kostbarkeit der zugemessenen Zeit erwägend,

eilte sie zu benutzen. Sie sagte Cäcilien, wie Saint Mars, ihr Geliebter, noch nichts von dem Unglück seiner Freundinn wisse, er sey nicht in Paris, sondern in Versailles, daß er aber auch nichts zu ihrer Rettung werde thun können, da er, obgleich ein feuriger Vertheidiger der Freiheit dennoch als Freund der Girondisten verdächtig sey, und selbst in Gefahr stehe. — „Auf keine Weise“, fuhr Cordelie fort, „bleibt ein Mittel übrig, dich zu retten, wenn du das einzige verschmähst, das dir der Himmel durch mich bietet. — Eile, theure Cecilie, die Kleider mit mir zu verwechseln; unsere außerordentliche Ähnlichkeit wird keine Entdeckung zulassen, wenn du festen Schrittes durch die Wachen zurückgehst und ich ruhig an deiner Stelle bleibe“.

Erstaunt, sprachlos, blickte die Gefangne ihre Schwester an.

„Ich“ — fuhr Cordelie ruhig fort, „habe nichts nöthig, als, sobald ich dich in Sicherheit glauben darf, mich selbst in meiner Eigenthümlichkeit zu erkennen zu geben, um gerettet zu seyn; ich habe selbst einige der Rich-

ter im Hause unsrer republikanischen Tante persönlich kennen lernen. — Eile du nach Versailles, wo du in dem Hause einer Freundinn, deren Namen ich dir aufgezeichnet habe, einen sichern und anständigen Schutz finden wirst. Auch Saint Mars wirst du dort sehen. Sobald ich mich hier frei gemacht habe, folge ich Euch".

Cäcilie stand noch immer halb betäubt. — Der Gedanke, ihre geliebte Schwester an diesem Ort des Schreckens zurücklassen zu sollen, hatte etwas Entsetzliches für ihr Gefühl; indeß erschien ihr auch zugleich die nicht mehr gehoffte Rettung so überraschend schön, wie eine sonnigte Frühlingslandschaft sich plötzlich zwischen schwarzen Toddrohenden Klippen zeigt.

Noch schwankte sie, bis die dringende Zeit, bis Cordeliens noch dringendere, überwältigende Bitten, am Ende ihre Zweifel überwanden und sie in fliegender Eile die Kleider tauschten.

Tief bewegt schloß Cordelie noch einmal ihre Schwester an das Herz, und drängte sie dann fortzueilen, sie bei allen Heiligen beschwörend, nicht sie beide der fürchterlichsten Ent-

deckung auszusetzen; mit bebenden, zögernden Schritten, doch unerkannt gelangte Cäcilie durch die Wachen und sah sich in Kurzem in Freiheit.

Sie fand einen Wagen, den ihre besorgte Retterinn bestellt hatte, und der sie noch dieselbe Nacht nach Versailles und zu der bezeichneten Schützerinn führte; allein nicht frei hob sich ihr Herz in Dank gegen Gott, schwer lastete darauf die Sorge um die theure Zurückgebliebene; nächstdem war es ihr ein beklemmendes Gefühl, unter diesen Umständen Saint Mars wiedersehen zu sollen; er erwartete vielleicht ihre Schwester, und sie trat ihm entgegen, sie, die auf Gefahr dieser unvergleichlichen Schwester gerettet war. —

Indessen diese erschütternde Scene hatte sie noch nicht so bald zu fürchten; nur Cordeliens Freundinn empfing sie mit vertrauenerweckender Herzlichkeit; sie hatte in einem stillen verborgnen Zimmer ein erquickendes Lager für sie bereitet, und that Alles, die Abgemattete zu stärken und liebreich zu pflegen. Und so besuchte denn auf diesem weichen Lager, die, die so lang nur auf feuchtem, vermodertem

Stroh hatte schlummern müssen, ein wohlthätiger Schlaf.

Beim Erwachen beschäftigten sie dieselben Sorgen um die Zurückgebliebne, welche Cordeliens Freundinn bald ihrer Pfleglinginn auszureden suchte, bald wieder eben so ängstlich davon ergriffen ward. Aber Saint Mars erschien auch den folgenden Tag nicht, der edle Republikaner war so eifrig mit den Angelegenheiten seines Vaterlandes beschäftigt, daß er nicht an die Forderung seines Herzens denken konnte. Unzufrieden, empört über die Machtverwaltung des Innern, bereitete er sich eben wieder in die Kriegerreihen zurückzukehren, in denen er schon Ruhm und Wunden geerntet hatte. Dorthin allein schien sich damals noch die Ehre seines Volks geflüchtet zu haben; Menschlichkeit und Großmuth herrschten auf den blutigen Schlachtfeldern unter den todverachtenden Kriegern; und in den friedlichen Mauern der Städte, und vor den Tribunälen der Gerechtigkeit, tobte rasende Mordlust.

Cäcilie und ihre freundliche Schützerinn, hatten unaufhörlich auf Nachrichten von Corde-

lien oder vielmehr auf sie selbst gehofft; Cäcilie hatte zuweilen auch an Saint Mars gedacht, und die Scheu vor ihm verwandelte sich unmerklich in unendliche Sehnsucht, ihn zu sehen. Am nächsten Morgen nahten sich männliche Tritte der Thür; sollte er es seyn? fragte Cäciliens Herz; allein statt seiner trat ein Bote ein, der einen Brief Cordeliens brachte.

Zitternd für Eil und Angst erbrach ihn Cäcilie und las erbleichend die nachfolgenden Worte:

»Diesen Brief, meine ewig geliebte Schwester, sende ich dir, um dich von vergeblichen Versuchen zu Rettung meines Lebens abzuhalten, die nur das deinige in Gefahr setzen würden. Trage fortan den Namen der Treuen, die dich ja von jeher geliebt hat wie sich selbst, trage ihn zu meinem Andenken, und verschmähe das arme Vermächtniß meiner Liebe nicht! Nur so kannst du ganz gesichert und glücklich seyn. Ich spiegelte dir unser beider Rettung als möglich vor; verzeih mir diese einzige Täuschung in meinem Leben! Und nimm zugleich ein Geständniß von mir an, das dir zeigen

wird, wie nur für dich das Leben, für mich der Tod allein wünschenswerth seyn kann: Saint Mars liebt dich mit ungetheilter namenloser Leidenschaft des stärksten edelsten Gemüths; nie hat er zwischen uns geschwankt, was nur deiner Bescheidenheit dafür erschienen war; das Bild der Entfernten hat auch durch die liebendste Gegenwart nie verdrängt werden können. Mich aber hat von frühster Jugend auf, ein unauslöschliches Gefühl für ihn erfüllt; vergebens hab' ich es bekämpft; mit tausend und mit aber tausend Thränen hab' ich zu Gott um Kraft gerungen gegen die unglückselige Leidenschaft; der Strahl von Hoffnung, den du selbst in mir entzündet und bei deinem Weggange verstärkt hattest, er bahnte der verderblichen Leidenschaft den Weg. Ach, wenn es Sünde war, daß ich deine großmüthige Entsagung annahm, daß ich strebte, ihm dich zu ersetzen, so bin ich hart dafür bestraft; doch wollte es auch mein dunkles Verhängniß, daß ich genöthigt, ihn im Hause unsrer Tante fast jeden Tag zu sehen, das Gift der reizenden Gewohnheit in mich trinken mußte, und wenn

nun seine Schönheit, wenn die Macht seiner himmelvollen Augen einen Zauber über mich ausübt, den die Vernunft vielleicht bekämpft haben würde, so nimmt der Werth seiner Seele — ach! seine Herrlichkeit! — selbst diese für ihn ein, und macht es fast zur Tugend, ihn zu lieben“.

„Mit diesem Gefühl für ihn, sah ich, wie du allein sein einziges Denken und Streben warst, wie nur die Ähnlichkeit mit dir mir einigen Werth in seinen Augen gab; ich sah dein Glück neidlos und doch in Schmerz vergehend. — So schmachtend an dem Thor des Paradieses, glaubst du, daß Daseyn eine Wohlthat ist? Doch würden mir Tugend und Religion nie erlaubt haben, es willkührlich zu enden, erst jetzt, wo ich es um so schönen Preis verkaufen kann, um dein schönes beglücktes Leben, wolltest du mir jetzt den Rettungsweg nicht gönnen, der mich von hoffnungslosem Schmerz erlösen soll“?

„Ich habe diesen Morgen vor Gericht gestanden, mich als die ausgewanderte Cäcilie von S. bekannt und meiner schuldlosen Schwe-

ster Cordelie meine Rechte zum Vermächtniß hinterlassen. Die Stunden dieser Nacht habe ich angewandt, um dir und unsern Freunden noch dies mein letztes Lebewohl zu sagen. — Morgen früh, wenn diese Zeilen durch einen treuen Boten in deinen Händen seyn werden, ist deine arme Schwester nicht mehr! — Oder vielmehr, dann ist sie in dem Lande der ewigen Freiheit und Ruhe".

Mehrmals war Cäcilie während dem Lesen dieser Zeilen dem Umsinken nahe gewesen; allein Angst und die dunkle Hoffnung, noch Etwas für die Unglückliche thun zu können, riefen die erliegende Natur gewaltsam empor, bis sie geendet hatte. Ein dumpfer Schrei unaussprechlichen Schmerzes, war Alles, was von ihren Lippen kam. Sie warf das Blatt der erschrocknen Vertrauten hin, stürzte sich, einen Augenblick Linderung suchend, in ihre Arme, riß sich aber gleich wieder empor, um hinaus zu eilen. Vor ihrer Seele stand jetzt ihre Liebe für Saint Mars und die Versicherung der seinigen, die sie zu einer andern Zeit auf den Gipfel der Seligkeit gehoben haben würde, als

ein schweres Verbrechen, da sie das Leben der edelsten Schwester kosten sollte; der Geliebte erschien jetzt nur als Mitgenosse ihrer Schuld; anklagen hätte sie ihn mögen, daß er sie und nicht die Geopferte geliebt, doch auch Rettung von ihm erflehen für die, welche für sie beide sterben wollte.

„Sterben wollte —“ in diesem Augenblick schon gestorben war, hätte sie sich nach dem Inhalt des Briefes sagen müssen; aber: Unmöglich! ruft es bei zu fürchterlichen Unglücksschlägen in der Brust des Geängstigten; es müsse jetzt noch Rettung seyn, dachte Cäcilie und ohne irgend eine Rücksicht auf sich selbst, eilte, flog sie nach Saint Mars Hause, denn nicht ihren Geliebten, Cordeliens Retter suchte sie. —

Bleich, einem abgeschiednen Geiste gleich, mit aufgelöstem Haar und schreckzerstörten Zügen, stürzte sie in sein Gemach; welch ein Wiedersehen zwischen zwei lang getrennten, einander feurig Liebenden! Jetzt kein berauschender Kuß, kein süßer Blick, sie wurden der unglücklichen Cordelie zum Opfer gebracht, nur von

ihrer Gefahr sprach Cäcilie dem Freunde in fliegenden Worten; sie hatte ihm dabei in der Übereilung des Schmerzes ihren Brief dargereicht; — und wenige Zeilen reichten hin, auch ihn mit einem Übermaß des Jammers zu erfüllen. —

Beide eilten geflügelt nach Paris, und Saint Mars mit allem Ansehen, welches seine Verdienste um die Republik ihm gaben, fragte nach dem gefangnen Fräulein v. S. —

„Sie ist todt,« war die Antwort, diesen Morgen in aller Frühe ist an ihr und zwei und funfzig Andern Vaterlandsfeinden das Todesurtheil vollstreckt worden“.

Erstarrt standen die Fragenden. Selbst der Leichnam der unglücklichen Cordelie war schon mit den Körpern der übrigen Schlachtopfer nach dem Greveplatze geliefert worden; und nichts blieb allen Nachforschungen der Verzweifelnden, als die Bestätigung der trostlosen und nicht mehr zu bezweifelnden Nachricht.

Indessen war auch Larivalière eben desselben Tages mit seinem Corps in Paris eingerückt; er eilte nach dem Hause, in dem er

seine Freundinn in Schutz gegeben hatte; sein Herz schlug ihrem Wiedersehen entgegen; er fand sie nicht; — und statt ihrer die Nachricht ihrer Verhaftuug und ihrer wahrscheinlich sehr dringenden Gefahr; mit welcher Hast er nach dem Gefängniß stürzte, bedarf keiner Schilderung. Er hörte dasselbe entsetzliche Geschehene, das Saint Mars und Cäcilie erfahren hatten; und fühlte das Leben auch aus seinem Herzen weichen. Allein an den Gränzen, an welchen auch der treuste Eifer der Schwester und des geliebten Freundes stehen geblieben war, begnügte sich die, obwohl verschmähte, doch heimlich fortbrennende Liebe nicht. Der tieffühlende Larivalière hatte sie edel bekämpft und glaubte sie in reinste zärtliche Freundschaft verwandelt; jetzt geheiligt durch den Schmerz, schlug sie in volle verzweifelnde Glut empor; den Leichnam der theuren Geliebten nur noch zu sehen, schien ihm das noch gebliebene unschätzbare Glück, und er verschwendete unangemessene Summen, dies Glück zu erkaufen. Seine Bemühungen bei allen den Beamten und Dienern des Ge-

fängnisses, verschafften ihm die Nachricht, daß an Cäcilien v. S. das Todesurtheil nicht vollzogen worden, sondern daß sie einige Stunden vor der Hinrichtung, todt auf dem Boden gefunden wurde, wahrscheinlich vom Schlage getroffen —.

Larivalière nahm es für eine Gnade von Gott, der ihr doch den schmählichen Tod erspart hatte. Ihr Körper sollte noch am Abend desselben Tages mit den übrigen auf dem Richtplatz eingescharrt werden. Larivalière's Range ward es nicht schwer, unter dem Vorwande, an dem Kopfe der Verstorbenen anatomische Studien aus dem Fache der Schädellehre zu machen, die Auslieferung des Leichnams zu erhalten. Ein Strahl der Hoffnung konnte wohl nicht in seine Seele kommen, allein es schien ihm Trost, sie doch so lange als möglich der Verwesung zu entreissen, und ihr eine freundliche Ruhestätte zu verschaffen.

Ohne Verzug waren, da der Abend einbrach, die theuern Überreste in seine Wohnung gebracht worden. Es war eine herzzerreissende Feier für den Liebenden; ein Heiligthum schien

dem schwärmerischen Larivalière das einsame Zimmer, in welchem die Entseelte auf ein Ruhebette niedergelegt war, und in ehrerbietiger, andächtiger Stellung — mit ihr und seinem Schmerz allein — kniete er neben dem Lager nieder, auf welchem sie ruhte. — „O du!“ rief er, „die ich mehr als mein Leben liebte! ich hoffte einst dich glücklich in meine Wohnung einführen zu dürfen! Mit allen Gütern des Lebens dacht' ich dich zu umringen, und — so muß ich dich wiederfinden!“

Der Schmerz überwältigte ihn bei dieser Vorstellung, als er, sich über ihr Antlitz beugend, die holden Züge betrachtete, die nun auf immer unbeweglich und unerreicht von seinem Schmerz ruhig im Tode fortlächelten.

„Wie, dich?“ rief er aus, indem seine Blicke auf der schönen, edelgeformten Stirn haften blieben, „dich sollte frevelhaft der forschende Stahl zerstören? Du schönes Meisterstück der Schöpfung? — Auf dir schien ja die edle, ach! nun entflohene Seele zu thronen!“

Er drückte einen innigen Kuß auf die Lilienstirn, und heftige Thränengüße brachen

aus seinen Augen, und fielen heißbrennend auf die erstarrten Züge. —

Wer aber vermag die wunderbare Macht zu enträthseln, mit der ein Wesen über die Seele des andern gebieten, ja selbst schon im Entfliehen sie in die Bande des Körpers zurück zu herrschen vermag? Die Nähe des liebenden Carivalière schien dieses Wunder auf die entschlafene Cordelie zu wirken; und die tiefe Verwandtschaft zweier Wesen, welche bisher der Raum getrennt hatte, schien sich in diesem entscheidenden Augenblicke zu bewähren. Mit einem namenlosen Gefühl bemerkte er ein leises Zucken um die feinen, geschlossenen Lippen.

Jetzt erst durchblitzte ihn der Lichtgedanke möglicher Rettung und durch alle Mittel, die seine Kunst darbot, flog er, um das entzückende Wunder zu vollenden. Es gelang.

Und jetzt schlug sie langsam die holden Augen auf. Doch wie von einem süßen Schrekken befangen, schloß sie sie sogleich wieder, als sie ihren Retter erblickt hatte. Leise, doch mit dem Ausdruck unaussprechlicher Zärtlichkeit, flüsterte sie: „Saint Mars? —“

„Wie? süßer Engel,“ rief Larivalière, der in Entzücken verlohren, noch immer auf den Knieen, neben ihrem Ruhebette gelegen hatte, ihre Hand fest in der seinen haltend — indem er aufsprang — „wer hat dir meinen Namen gelehrt? Sage, meine Geliebte?

„Wie, du liebst mich? —“ rief Cordelie in dem vorigen Tone, indem sie schüchtern und wie geblendet um sich blickte. — „So bin ich wohl in einer seligern Welt erwacht? — O mein Saint Mars!“ hauchte sie, wie aus tiefster Seele.

Nur eben noch zu rechter Zeit erinnerte sich Larivalière, daß der noch Schwachen jetzt Schonung und Erquickung am nöthigsten sey; wie eine süße Rose, deren zartes Weiß nur blaß geröthet ist, blühte sie unter seinen zärtlichen Bemühungen wieder auf. Es währte lang, eh sich die Liebenden das holde Wunder, den glücklichen Irrthum aufklären konnten. Daß Larivalière durch die außerordentliche Ähnlichkeit der beiden Schwestrrn sich getäuscht hatte, war leicht zu enträthseln, allein daß eine eben solche Ähnlichkeit zwei Brüder bezeich-

nete; daß Saint Mars und Larivalière in der That Brüder waren, und daß der Letztere nur um eines würdigen Verwandten willen, der ihn erzogen, seinen Familien=Namen mit dem seines Wohlthäters hatte vertauschen müssen, dieß schien wohl ein an Wunder gränzendes Zusammentreffen. Saint Mars und Cäcilie, die augenblicklich benachrichtigt herbeieilten, konnten erst jetzt sich ihres Glücks freuen, als sie von der Rettung der edelsten Schwester überzeugt wurden, und von dem herrlichen Ersatz, den die edelentsagenden beide, so wunderbar durch einander gefunden hatten. Der Tod hatte sie erst auf seine dunkle Schwelle führen müssen, um sie dem Leben glücklicher zurückzugeben.

II.

Das Turnier.

Erzählung

von

W. A. Lindau.

Adela hatte ihre Laute auf die Seite gelegt, und sah vom hohen Söller des väterlichen Schlosses über das reizende Thal, wo der Main, vom Wiederscheine der Abendsonne glühend, sich um den Fuß des dunklen Waldgebirges krümmte. Ihr Blick folgte aufwärts dem Strome, der in weiter Ferne aus einer Schlucht hervor brach, welche die abendlichen Schatten schon verhüllten, aber die letzten Strahlen der Sonne erleuchteten noch die Fenster der hohen Burg des Freiherrn von Isselstein, die auf der schroffen Thalwand stattlich hervor ragte. Nach einer Pause erweckte ein Geräusch im Burghofe sie aus ihren Gedanken, und als sie sich über des Söllers Lehne beugte, sah sie Bewaffnete und viele Reisige, die in geschäftigem Gewühle sich umher trieben.

„Hedwig!“ rief sie der Zofe, die im Ge-

mache die Stickerei des Fräuleins bedeckte, eine Altarbekleidung von blauem Sammet, die Adela nach der Genesung von einer schweren Krankheit der Kirche des Klosters gelobt hatte, wo sie erzogen war.

„Was bedeutet dieses Getümmel im Hofe?“ fuhr das Fräulein fort, als Hedwig zu ihr getreten war. „Hast du nichts vernommen? Will mein Vater ausziehen? So spät am Tage?“

„Liebes Fräulein,“ erwiederte die Zofe, als sie sich scheu umgesehen hatte: „ich weiß es nicht. Es geht alles so geheimnißvoll zu. Aber ich denke, es muß ein Anschlag im Werke seyn.“

„Ein Anschlag? Gegen wen?“ fragte Adela unruhig.

Hedwig deutete schweigend auf die Burg Isselstein. Adela erblaßte. „Was hast du gehört?“ sprach sie hastig.

„Gar nichts gehört, liebes Fräulein. Aber heraus soll's, ehe die Sonne wieder über der Burg Isselstein aufgeht. Ein Turnier ist ausgerufen, das hör' ich jeden Augenblick von den

Knappen und Knechten laut genug; aber ich wette, das ist's nicht allein.“

„Ein Turnier, sagst du?“ fragte Adela überrascht. „Ich habe ja noch nichts davon gehört.“

„Weil Ihr um solche Dinge Euch so wenig kümmert, Fräulein — weil Ihr am Liebsten hier sitzet bei der Stickerei, oder zur Laute singt, und“ — setzte das Mädchen mit schlauem Lächeln hinzu — „der schönen Aussicht in die Ferne Euch erfreuet. Aber ich sag' es Euch, liebes Fräulein, es werden Euch wohl bald wichtige Dinge aus eurer Ruhe aufwecken. Nun ja, ein Turnier ist ausgerufen, recht glänzend soll's hergehn, jeder wackre Ritter willkommen seyn aus der Nähe und Ferne. Ei, das lautet recht friedlich, als wäre Streit und Fehde abgeschworen an den Ufern des Majns. Aber um des Turniers willen macht man so viel Lärm? Diese Waffenübungen zu Fuß und zu Roß? Die Buben sind ja so geschäftig, als ob sie alle Burgen in ganz Frankenland erstürmen wollten.“

„Liebe Hedwig,“ sprach Adela dringend,

nach einer Pause: „ich bitte dich, ziehe Kundschaft ein. Ich will meinen Vater fragen. —“

„Fragen? Erspart Euch das, Fräulein. Ich will Euch die Antwort voraus sagen, als ob ich sie belauscht hätte. Ihr wißt ja, wie verschlossen Euer Vater über alles ist, was Fehde und Männerwerk angeht, selbst gegen seine liebe Adela, das einzige Kind. Ging's Eurer edlen Mutter denn anders?

„Mein Vater ist ein verständiger, ein edler Mann, Hedwig,“ sprach das Fräulein mit einem Tone, der ein wenig ernst und verweisend war: „Und wenn er auf etwas sinnet, so kann's kein böser Anschlag und kein Unrecht seyn. Aber“ — fuhr sie nach einer Pause milder fort — „zieh' Kundschaft ein, liebe Hedwig. Mein Vater spricht nicht gern von Fehden mit mir, weil er weiß, wie sehr ich mich ängstige, wenn er Gefahren sucht. Doch ich habe meine Gründe, warum ich gern genau unterrichtet seyn wollte.“

„Verlaßt Euch darauf,“ antwortete Hedwig, wieder ermuthigt durch des Fräuleins versöhnenden Ton: „ich bring' es heraus, und

wär's in dem tiefsten Abgrund begraben. Bruno soll keinen freundlichen Blick mehr von mir haben, wenn er nicht beichtet, oder nicht ausforscht. Ich weiß, er steht gut bei dem Grafen, und hört immer mehr als Andre, oder erräth's doch leicht. Ich sag's Euch, Fräulein Adela, er ist ein verschlagener, aber ein gutherziger Junge, der Bruno, und auf wen er was hält, der kann sich auf ihn verlassen."

„Ja, ja, Hedwig, ich hab' es schon gemerkt, du magst auch wohl etwas auf ihn halten."

Das Mädchen sah erröthend nieder und blickte schlau lächelnd unter den langen Wimpern hervor, die das muntre Auge deckten als hätte sie sagen wollen: Und wie sollt' ich's denn nicht? „Er hat auch gute Gelegenheit gehabt, ritterliche Sitten zu sehen," hob sie nach einer Pause wieder an: „Ihr wißt ja, er ward auf der Burg Isselstein fast von Kindheit an erzogen, und hat mir oft erzählt, wie gut und freundlich, wie klug und muthvoll Junker Adolf schon als Knabe gewesen."

Jetzt war's an dem Fräulein, zu erröthen und die Augen nieder zu schlagen, aber

ihr Ton war noch freundlicher und sanfter, als sie zur Zofe sprach: „Geh, liebe Hedwig, versäume keinen Augenblick.“

Hedwig war mit zwei Sprüngen aus des Fräuleins Gemache, und nach einigen Minuten sah Adela sie mit den Knappen und Buben in dem Burghofe in freundlichem Verkehr. Adela blieb gedankenvoll auf dem Söller und blickte hinaus in die Ferne, wo die Schatten des Abends allmählig alles verhüllten, und endlich auch die Burg Isselstein kaum noch in trübem Nebel sichtbar war. Was Hedwig ihr gesagt hatte, erweckte unruhige Besorgnisse in ihrem Herzen. Sie wußte ja, daß ihr Vater, Graf Eberhard von Woldenberg, den bittersten Groll gegen den Freiherrn hegte, und noch vor Kurzem, nach einem mißlungenen Angriffe auf die Burg seines Gegners, geschworen hatte, er wolle den Bart nicht abnehmen, noch sein Haupthaar berühren, bis er den stolzen Jüngling gebeugt habe, der noch übermüthiger als einst sein Vater, und noch trotziger ihm widerstanden. Sie wußte, daß seit hundert Jahren eine grimmige Feindschaft die beiden nachbar-

lichen Häuser trennte, und beide nur durch Stolz abgehalten wurden, die alte Fehde, die in spätern Zeiten fast gar keinen bestimmten Gegenstand gehabt hatte, durch ein friedliches Wort zu schlichten, was ihr so leicht vorkam. Nur von Zeit zu Zeit hatte der Kampf geruht, um dann desto heftiger wieder auszubrechen, und während einer solchen Pause, wo die beiden Gegner sich bei Kampfspielen, oder an des Herzogs Hofe zuweilen mit kalter Höflichkeit begrüßt, hatte sie vor einem Jahr den edlen Jüngling kennen gelernt, der aus ihrer Hand den Dank bei einem Turnier empfing. Seitdem liebte sie ihn, und erhielt auch manches stille Zeichen seines Andenkens und seiner schüchternen Neigung. Bald hörte sie, wenn sie an dunkeln Abenden am Fenster ihrer Kammer saß, unter welcher ein steiler Pfad durchs Gebüsch auf die Landstraße hinab lief, die leisen Töne eines zärtlichen Liedes; bald erschien sogar ein andächtiger Pilger im Burghofe unter den Buben, der troz des langen Bartes nicht aussah, als ob die Fährlichkeiten und Beschwerden der Reise, wovon er gar erbau-

lich erzählte, ihn sehr erschöpft hätten, und dessen feurige Augen mehr den kühnen Entschluß, alles zu wagen, als fromme Ergebung verriethen; bald auch fand sie in ihrer einsamen Kammer schöne Blumensträußer, und hielt es nicht für dienlich, weitere Untersuchungen anzustellen, wenn Hedwig lächelnd versicherte, sie könne nicht errathen, wie die duftende Gabe ihren Weg durch die verschlossene Thüre gefunden hätte. Nie aber hatte Adela seit den flüchtigen Augenblicken beim Kampfspiele je wieder ein Wort mit dem Freiherrn von Isselstein gewechselt.

Gedankenvoll hatte Adela ihre Laute wieder genommen, und unwillkührlich liefen ihre Finger von Zeit zu Zeit über die Saiten, bis sie endlich, als die laue sommerliche Abendluft erquickend aus dem duftenden Gebüsche herauf wehte, und der Reiz der dämmernden Landschaft ihre Seele aufheiterte, zu den Tönen einer bekannten Weise die Worte *) sang:

---

*) Nach Muscablüt in v. d. Hagens und Büschings Museum II.

Nach Lust ritt ich,
Da freut' ich mich
Der Sommerszeit.
Der Anger weit
Stand lustiglich erneuet.
Da hatt' die Heid'
Ihr Winterkleid
Gezogen ab,
Mit reicher Hab'
Sah ich sie überstreuet.

Wie konnte sich mein Herz erfreun,
Sah Blumenknospen springen,
Und nirgend war ein Gras so klein,
Woran nicht Tropfen hingen.
Mit süßem Thau
Hat sich die Au'
So lustig überzogen,
Mit Lilgen und mit Rosen roth.
Aus Liebesnoth
Kam mein Gemüth;
Des Maien Güt'
Hat mich noch nie betrogen. —

Kaum hatte sie die letzten Worte gesungen, als ihr Vater leise in die Kammer trat, und die Hand ihr freundlich auf die Schulter legte. „Die Abendluft weht hier kühl herauf,

liebe Adela," sprach er, „du mußt dich noch schonen."

„O mein Vater," erwiederte das Fräulein, „diese schönen Frühlingstage haben mich wundersam gestärkt, und ich fühle mich gesunder als je. Die heilige Jungfrau hat mein Gelübde gnädig angenommen, und seit ich an dem Tuche zu ihrem Altar arbeiten kann, hab' ich mit jedem Tage neue Kräfte erhalten."

„Ei, du bist ja bald fertig," sprach Graf Eberhard, die Decke von der Stickerei hebend. „Schön — gar köstlich, mein Kind! du bist wahrlich geübter in der Kunst, als ich's mir gedacht hätte."

„Ich dank' es eurer Sorgfalt, mein Vater, die mir Gelegenheit gab, und eurer guten Schwester, der Äbtissinn, die ihre Kunst mir mittheilte."

„Aber was ist das?" hob der Vater mit einiger Überraschung wieder an, und nahm eine Schärpe in die Hand, die eben angefangen zu seyn schien.

„Lieber Vater," erwiederte Adela mit unbefangener Freundlichkeit, „ich wollte sie Euch —"

„Mir?“ sprach der Graf lebhaft. „Aber du hast dich seltsam in der Farbe vergriffen, mein liebes Kind,“ setzte er sanfter hinzu. „Himmelblau ist nicht meine Farbe,“ fuhr er nach einer Pause fort, und der heftigere Ton schien das Erwachen einer unmuthigen Regung anzukündigen.

„Es ist doch die Farbe der Treue,“ antwortete Adela sanft.

„Himmelblau!“ hob der Graf wieder an. „Meine Tochter sollte doch meine Farbe kennen,“ setzte er mit einem Tone des Vorwurfes hinzu, und die Schärpe wegschleudernd, sprach er unwillig: „Fort damit!“

Erst jetzt besann sich Adela, daß Himmelblau die Farbe des Freiherrn von Isselstein war, und eine glühende Röthe bedeckte ihr Gesicht. Ihr Vater sah ihre Verwirrung, und in der Meinung, daß seine unfreundlichen Worte ihr Herz zu hart ergriffen hätten, faßte er ihre Hand, und sprach mit mildem Tone: „Ja, ich will eine Schärpe von deiner Hand tragen, mein gutes Kind, und zu dem nahen Kampfspiele sollst du sie mir umbinden. Aber du

weißt ja, Adela, hochroth ist die Farbe, die seit alten Zeiten die Grafen von Woldenberg auf der Bahn des Ruhmes bezeichnet. — — Komm, ich wollte dich in die Halle rufen. Einige von unsern Nachbarn bleiben zum Nachtimbiß bei mir, und du mußt ihnen den Becher zum Willkommen bringen."

Das Fräulein ging an ihres Vaters Hand in den Saal hinab, wo sie einige Ritter, des Grafen Freunde und Lehnsleute, fand. Die Männer sprachen nur von den Zurüstungen zu dem glänzenden Turniere, das der Herzog auf des Grafen Betrieb, ausgeschrieben hatte, als aber der Wein die Köpfe erwärmte, fielen manche doppelsinnige Worte, die dem Fräulein nicht ganz verständlich waren, doch ihr verriethen, daß irgend ein geheimer Anschlag im Hinterhalte lauerte. „Da soll ein Dank gewonnen werden," sprach Einer, „der besser ist, als alle Ketten und Kleinode, die je von holden Frauen ausgetheilt wurden." „Und wer in den Sand gelegt wird, dem soll hart gebettet seyn!" fiel ein Anderer ein. „Schwerlich wird er so bald wieder eine Lanze bre-

chen in Schimpf und Ernst," setzte ein Dritter hinzu.

„Ihr meinet," fiel Graf Eberhard ein, der seine volle Besonnenheit und Ruhe behielt: „daß der Sieger, wem auch Glück und Tapferkeit den Preis geben mögen, wackre Gegner finden werde. Das hoff' ich auch, wo meine Freunde in den Schranken sind. Bring' uns noch einmal den Becher, meine Tochter! Es gelte den treuen Freunden unseres Hauses! Und wehe Allen, die es wagen, seinen alten Ehrenruhm anzutasten!" setzte er finster hinzu.

Als die Gäste gegen Mitternacht geschieden waren, ging Adela sinnend in ihre Kammer, wo Hedwig sie erwartete. Das Fräulein sah sie fragend an. Hedwig zuckte die Achseln. Sie war noch immer der Meinung, daß etwas Wichtiges im Werke sey, wiewohl sie nichts erfahren hatte, aber auch Bruno könnte noch nichts wissen, betheuerte sie, weil er ihr nichts mitgetheilt habe. Auch am folgenden Morgen brachte sie keine tröstliche Botschaft und schien mit ihrem zuversichtlichen Versprechen fast zu Schanden zu werden.

Das Fräulein quälte noch eine andre Besorgniß. Ihr Vater hatte einem seiner Gäste, dem tapfern Ritter Konrad, am vorigen Tage mehr als je seine Vorliebe bewiesen, und einige dunkle Winke fallen lassen, woraus Adela schließen mußte, daß er die geheime Absicht habe, ihm ihre Hand zu geben. Der Ritter, schlicht und dreist, verrieth auch nicht undeutlich, welche Hoffnungen er auf des Grafen Gunst baute. So wurde die Neigung des Fräuleins, früher genährt durch den Reiz des Geheimnisses, nun durch die Besorgniß einer neuen Schwierigkeit befestigt, und ehe sie dem Geliebten je das Wort der Treue gegeben, hatte sie schon das Gelübde gethan, nie einem Manne, ihn heimlich ausgenommen, Herz und Hand zu geben.

Einige Tage nachher wurde das Turnier eröffnet. Glänzend geschmückt, ritt Adela mit ihrem Vater aus dem Burghofe; Ritter Konrad an ihrer Seite. Die stattliche Schaar der Reisigen des Grafen schloß den langen Zug. Als sie am Fuße des Burgberges waren, wo die Wege nach verschiedenen Richtungen ins

Thal hinab liefen, entsendete Graf Eberhard einen ansehnlichen Theil seines Gefolges unter der Anführung eines Ritters, mit welchem er lange heimlich sprach, und nahm darauf mit den übrigen den Weg zur Stadt, wo das Turnier gehalten wurde. An der Gränze seines Gebietes standen zwei steinerne Kreuze, wo er einige Augenblicke still hielt.

„Hier fielen vor hundert Jahren zwei tapfre Männer meines Stammes,“ sprach er mit verhaltenem Ingrimme. „Ihr wißt es, Ritter Konrad.“

„Sie fielen als Opfer eines treulosen Überfalles,“ erwiederte der Ritter.

Der Graf nickte bejahend. Adela sah ihren Vater fragend an. „Du hast wohl nie davon gehört?“ sprach er. „Ich werde es unserm Burgpfaffen sagen, Mädchen, daß er dich ein wenig in der Geschichte unseres Hauses unterrichten soll. Das mußt du auch wissen, Adela. — Freilich —„ setzte er nach einer Pause ernst hinzu — „wird man Schild und Helm mit mir in die Gruft legen, aber — ich hoffe noch Enkel zu sehen, welchen du, meine

Tochter, von den Thaten und dem Ruhme ihrer mütterlichen Ahnherrn erzählen mußt.“

„Und durch welchen Unfall fielen denn jene tapfern Männer unseres Hauses?“ fragte Adela, als sie den Hügel hinan ritten.

„Ein Feind erschlug sie,“ erwiederte der Graf, „und der Bann des Bischofs zwang ihn, jene Kreuze aufzurichten zur Sühne der That. Unsre Voralten waren so nachgiebig, sich zu vergleichen und vertragen,“ setzte der Graf bitter hinzu, und auf das Schloß Isselstein deutend, das eben im vollen Glanze der Morgensonne leuchtete, rief er mit stärkerer Stimme: „Von dorther zog der Mörder aus mit seiner Bande!«

Adela erblaßte, und ihre Verwirrung stieg, als ihr Vater sie ansah. „Wohl magst du schaudern vor der schrecklichen That,“ sprach er, „und ich hoffe, die fernsten Nachkommen unseres Hauses werden mit Schauder und Grimm auf jene Mauern blicken.“

„Aber darf denn der Haß so lange forterben unter den Nachkommen, welche die alte Schuld nicht theilen?« wagte Adela nach einer Pause zu fragen.

Des Grafen Stirne wurde finster, und er schwieg lange, bis Ritter Konrad ein anderes Gespräch anknüpfte, unter welchem sie sich der Stadt näherten. Alles war hier bereit zu dem Kampfspiele und alsbald wurden die Schranken geöffnet. Die edelsten Ritter waren herbei geeilt und unter ihnen auch Adolf von Isselstein mit seinen treuen Freunden. Vor Allen glänzte der Jüngling in Waffenthaten, und selbst Graf Eberhard, ein gerechter Schätzer ritterlicher Trefflichkeit, unterdrückte nicht das neidlose Lob, dessen er ihn würdig achtete. Adela's Augen sahen nur ihn, und zu ihrem Sitze erhob er seinen Blick, so oft er seine Kraft anstrengte, um sich mit neuem Ruhme zu krönen.

Ein Tanz in der Burg des Herzogs, beschloß den ersten festlichen Tag, und Ritter Adolf war eben so gewandt und anmuthig im Kreise der Frauen, als er in den Schranken gewaltig und furchtbar erschienen war. Ehrerbietig trat er zu Fräulein Adela, sie zum Tanze aufzufodern. Sie erröthete und blickte auf ihren Vater, der neben ihr stand. Graf Eberhard machte dem Freiherrn eine schweigende Ver-

beugung, aber sichtbar that er sich peinlichen Zwang an, wenn er, wie es an dem festlichen Tage zuweilen geschah, seinem Widersacher freundlich begegnete.

Adela antwortete nur einsilbig und scheu, so oft der Freiherr während des Tanzes einige Worte an sie richtete, die sein Gefühl schüchtern verriethen. Kaum war sie wieder auf ihrem Platze, als Hedwig sich ihr näherte und ihr einen Wink gab. Das Fräulein folgte ihr unbemerkt in das anstoßende Gemach.

„Alles ist verloren," sprach die Zofe. „In diesem Augenblicke vielleicht" —

„Um Gotteswillen, was gibt's?" rief Adela bestürzt. Hedwig erzählte ihr, wie man den treulosen Anschlag gemacht habe, die unbewachte Burg Isselstein während der Festlichkeiten des Turniers anzugreifen und zu erstürmen. Ihr getreuer Bruno hatte dem Mädchen, durch Schmeichelreden verführt, den listigen Anschlag gestanden. Er war im Begriffe, den voraus gegangenen Reisigen zu folgen, da man auf ihn, der das Innere und die Umgebungen der feindlichen Burg kannte, nicht wenig rechnete.

„Und mein Vater hat den Anschlag gemacht?“ fragte Adela zitternd, „unmöglich!“

„Ihr könnt zweifeln?“ erwiederte Hedwig. „Hab' ich's Euch nicht gesagt, das Turnier wäre nur eine List? Was wollt Ihr thun, Fräulein?“

„Nein, von meinem Vater kann der treulose Anschlag nicht kommen. Er sucht seine Feinde stets im offenen Felde, Stirn gegen Stirn, aber ein tückischer Überfall — — Verrätherische Freunde haben vielleicht in seinem Namen —“

„Betriegt Euch nicht mit solchen Hoffnungen,“ antwortete Hedwig. „Ich glaube, euer Vater bricht vielleicht in diesem Augenblicke selbst auf, um im Dunkel der Nacht gegen Isselstein zu ziehen.“

„Komm in den Saal zurück!“ sprach das Fräulein ängstlich und unentschlossen. „Ich will selber sehen —“

„Könnt Ihr Euch besinnen, liebes Fräulein?“ hob Hedwig wieder an. „Ein Wort, und es ist vielleicht noch Zeit, zu warnen und zu retten.“

Das Fräulein hemmte den eilenden Schritt.

Streitende Empfindungen kämpften in ihrem Herzen. Sie fühlte, daß sie dem bedrohten Ritter den rettenden Wink nicht geben konnte, ohne sich als Anklägerinn ihres Vaters herab zu würdigen. Aber sollte sie ihn der Gefahr überlassen? In diesem Augenblicke, als sie unschlüssig schwankte, kam ihr Vater, mit einem seiner Freunde in einem angelegentlichen Gespräche, auf sie zu. Hedwig verschwand, ohne dem Fräulein etwas zu sagen, und als Adela mit ihrem Vater in den Saal zurück kam, bemerkte man Bewegung unter Isselsteins Freunden. Der Freiherr näherte sich dem Herzoge, und bat um die Erlaubniß, hundert Goldgulden in die Hände des Ritters Konrad niederzulegen, welche dem Sieger in dem Turniere bestimmt seyn sollten, wo er am folgenden Tage den Kampf fortzusetzen gedenke. Als die Bitte gewährt war, übernahm Ritter Konrad willig, aber mit kaum verhehltem, spöttischem Lächeln das anvertraute Pfand. Das Fest wurde nun geschlossen, und die Ritter verließen die fürstliche Burg, um ihre Herbergen zu suchen.

„Wir bleiben nicht in der Stadt,“ sprach Graf Eberhard zu seiner Tochter. „Ich geleite dich den kurzen Weg nach Hause und Morgen früh können wir wieder aufbrechen.“

Adela war in einer so unruhigen Bewegung, daß sie kaum antworten konnte. Hedwig, die auf des Grafen Wink herbei geeilt war, ihre Herrinn zu bedienen, lächelte schalkhaft und schien dem Fräulein Muth zuzuwinken. Schnell ritt Graf Eberhard, von wenigen Reisigen begleitet, im Dunkel der Nacht mit dem Fräulein nach seiner Burg zurück, wo er sie der Sorgfalt ihrer Zofe überließ.

„Um Gotteswillen, rede, liebe Hedwig! was hast du weiter vernommen? fragte Adela,“ als sie allein waren.

„Ich denke, wir werden bald wichtige Dinge vernehmen, liebes Fräulein, und ich glaube, nicht alle Leute können heute Nacht so ruhig schlafen, als Ihr und ich.“

In diesem Augenblicke hörte man lauten Hufschlag im Burghofe, Rüstungen und Schilde rasselten, und als das Fräulein ans Fenster eilte, sah sie mehre Reiter aus dem

Thore sprengen. „Mein Vater vielleicht?“ sprach sie ängstlich.

„Gewiß, liebes Fräulein. Es wird sich nun bald alles vor der Burg Isselstein versammelt haben, und ich glaube, wir können vom Söller in der hellen Mondnacht wohl etwas sehen.“

„Vor Isselstein, sagst du?“ erwiederte das Fräulein. „Und der Burgherr ist in der Stadt geblieben?“

„Ihr meinet, weil er das Pfand zurück gelassen hat? Ei das war recht schlau. Aber Ihr hättet sehen sollen, Fräulein, wie er Feuer fing, als ich ihm die Warnung gab.“

“Du hast ihm die Warnung gegeben?“ erwiederte Adela überrascht, aber sichtbar von banger Bekümmerniß erleichtert.

„Gleich, als ich vor dem Saale aus euren Augen verschwunden war,“ hob Hedwig wieder an. „Und ich denke, dazu paßte ich am besten. — Aber seht dort das Feuer!“ fuhr sie fort, in die Ferne deutend. „Das ist ja nahe bei Isselstein.“

Das Fräulein sah mit großer Unruhe die

immer höher lodernde Flamme; aber bei dem hellen Scheine ließ sich immer deutlicher erkennen, daß es nur am Fusse des Berges brannte, und die Burg Isselstein mit ihren hohen Zinnen und Thürmen unversehrt über der Dampfwolke stand, als hätte sie kühn allen Angriffen Trotz geboten. So günstig dieß zu seyn schien, es konnte doch keine volle Beruhigung geben, und ängstlich blickte Adela vom Söller in die erleuchtete Ferne, ob sie etwas erspähe, das ihr über den Erfolg des Unternehmens ein Zeichen gäbe. Dumpfe Töne, wie von wildem Kampfgewühle, kamen bald näher und entfernten sich bald wieder. Hedwig, die unterdessen Kundschaft unter dem Burggesinde eingezogen hatte, brachte ihr die Nachricht, daß Graf Eberhard selber mit vielen Reisigen ausgeritten war, und seine siegreiche Rückkehr bei Tagesanbruch erwartet wurde.

Als nun der Tag zu grauen begann, erloschen die lodernden Flammen in der Ferne, und die Burg Isselstein blieb in Rauch und Morgennebel gehüllt. Tiefe Stille herrschte weit umher. Man hörte nur das Schwirren

der Nachtvögel, die ihre Wohnung in dem öden Gemäuer eines verfallenen Thurmes seitwärts vom Söller wieder aufsuchten, und bald das muntre Lied der aufsteigenden Lerche. Die Zofe bat das Fräulein, sich zur Ruhe zu legen und den Erfolg abzuwarten, der nach ihrer Meinung für die Burg Isselstein nicht verderblich gewesen seyn konnte.

„Geh hinunter, Hedwig! und ziehe Kundschaft ein," sprach Adela. „Mit anbrechendem Morgen wird gewiß Botschaft von meinem Vater kommen. Melde mir sogleich alles, was du erfährst. Nimm das, gutes Mädchen!" setzte sie hinzu, einen zierlichen Ring vom Finger ziehend, „behalt' es als einen Lohn für deine Treue."

Hedwig küßte lebhaft die Hand der lieben Herrinn, und wußte recht gut, was ihr so reichen Lohn verschafft hatte. Adela blieb allein auf dem Söller, und erschöpft von Müdigkeit, und von den lebhaften Bewegungen, die ihr Gemüth erschüttert hatten, wäre sie fast hingesunken, hätte nicht der frische Morgenwind sie aufgeregt, und die unruhige Erwartung sie

munter erhalten. Als die Morgenröthe die Gipfel der Berge erleuchtete, glaubte sie ein entferntes Geräusch zu hören, und als es immer näher kam, sah sie bald einige Reiter aus einer Schlucht am Fusse des Burgberges herauf sprengen. Nach einigen Augenblicken folgten viele Knappen und Reisige in ziemlicher Unordnung und deutlich erkannte sie ihres Vaters glänzende Rüstung und seinen rothen Helmbusch. Unten am Berge ordnete sich der Zug und ging langsam den dunklen Hohlweg hinan, der zur Brücke des Burgthores führte. Adela ging in ihre Kammer, damit ihr Vater sie nicht in so früher Stunde auf dem Söller sehen sollte. Bald nachher kam Hedwig eilig herein. Ihr Gesicht verkündigte eine unglückliche Botschaft. Der nächtliche Angriff auf die Burg Isselstein war abgeschlagen, Ritter Konrad im Sturme gefallen, aber der Freiherr von Isselstein gefangen. So lauteten die Nachrichten, die sie mit unruhiger Hast meldete.

Adela war einige Augenblicke stumm vor Bestürzung. „Der Angriff abgeschlagen, sagst du, und der Freiherr dennoch gefangen?“

»So haben mir die Knechte gesagt," antwortete Hedwig. „Bruno ist noch nicht da. Man hat den Gefangenen vor der Burg im Gefechte ergriffen. Ich habe ihn selber gesehen, als sie ihn über den Burghof in den Thurm führten. Seine Helmhaube war tief ins Gesicht gedrückt; Wuth und Scham schienen ihn ganz außer sich zu bringen."

„Im Thurme, sagst du, im Thurme gefangen?« sprach Adela heftig bewegt. „Und mein Vater?« setzte sie nach einer Pause hinzu.

„Er sieht sehr finster aus," erwiederte die Zofe. »Ich hab' es selber gehört, wie er zu den Knechten sagte, als sie den Gefangenen brachten: In den Thurm und daß ihr ihn scharf bewacht. — Und nach Euch hat er schon gefragt, Fräulein."

Adela zitterte. „Ich gehe zu ihm," sprach sie nach einer Pause gefaßter, und als sie langsam die Wendeltreppe hinab durch die dämmernde Halle gegangen war, erschien sie ziemlich ruhig vor ihrem Vater. Er erwiederte ihren Gruß mit wenigen Worten, nur nicht so freundlich als gewöhnlich. Verdruß und Unlust

sah man auf seinem Gesichte. Er sagte nur wenig, als Adela schüchtern das Gespräch auf die Ereignisse in der verflossenen Nacht leitete. „Ein Unglück,“ sprach er, „und man wird es verschmerzen, aber eins läßt sich nicht vergessen,“ setzte er bewegt hinzu, „der Verlust eines treuen Freundes, Ritter Konrad ist gefallen, meine Tochter, tapfer, wie er gelebt hat, und ich glaube, du wirst mit mir seinen Tod beklagen, wenn ich dir sage, daß ich in ihm den würdigsten Mann gefunden, der dich hätte glücklich machen können.“

Adela schlug erröthend die Augen nieder, und schwieg einige Augenblicke, ehe sie antwortete, daß ihr der Tod eines Mannes schmerzlich sey, den ihr Vater geachtet und geliebt habe. Graf Eberhard ließ sich nicht weiter über die kriegerischen Vorfälle aus, und deutete mit keinem Wort auf den Gegenstand, der den Fräulein zunächst am Herzen lag. Hedwig konnte während des ganzen Tages keine gewisse Nachricht erhalten.

Unruhig ging das Fräulein gegen Abend auf und nieder in dem Garten, der auf dem

breiten Rücken des Burgberges lag. Der Thurm, wo der Gefangene saß, erhob sich an der nördlichsten Ecke der Burg über dem schroffen Abhange; aber sie sah das matt erleuchtete Fenster auf der Gartenseite und glaubte erst einen wandelnden Schatten zu erblicken. Während sie gedankenvoll umher ging, hörte sie unten im Gebüsche am Abhange des Berges, durch welches ein Pfad sich zog, eine schöne männliche Stimme:

Es zogen die Ritter den Berg hinab
Weit weit —
Und lustig voran ging's im eiligen Trab,
Zum Streit, zum Streit, zum Streit.

Hoch oben erglänzet das feste Schloß
Fern her —
Da riefen sie fröhlich und spornten das Roß:
Das Nest ist leer, ist leer.

Und wie sie nun an dem Thurme schaun
Hinauf —
Da bricht's aus dem Thor, und bald heißt es: Traun!
Wer's kann, der lauf', der lauf'.

Das Fräulein konnte, trotz ihrer trüben Stimmung des Lächelns sich nicht erwehren, als

sie hörte, wie der muntre Sänger über einen Unfall scherzte, den er wahrscheinlich selber mit empfunden hatte. Ein lautes Klatschen folgte dem Gesange, und als nun bald ein helles Stimmchen die letzten Worte spottend wiederhohlte; merkte sie, daß ihre Zofe den hübschen Bruno, oder er sie im Gebüsche gesucht hatte.

„Und so war's billig und recht," setzte das Mädchen hinzu. „Wer so die Fehde führt, der kann nichts besseres erwarten."

„Meinst du?" erwiederte Bruno. »I nun, so ganz unrecht hast du nicht. Ich lieb' es auch, den Krieg offen zu führen gegen Burgen und gegen Mädchen. Höre, ich will dir noch ein neues Liedchen *) singen, das ich heute von einem gefangenen Buben des Isselsteiners gelernt habe, den ich hieher führen mußte."

Es ging ein holdes Mägdlein hin
Und blieb beim Wächter der Zinne stehn.
»Lieb Wächter, siehst jemand mit fröhlichem Sinn,
Wenn's dunkelt, heute du zu dir gehn,

*) Nach dem Burggrafen von Linz, in der Manessischen Sammlung, I. 90.

So sprich du fein leise: Wer ist da?
Doch sag's nicht trotzig und frevelnd gar.
Spricht er denn gleich zu dir ein Ja!
So weißt du, daß es der Rechte war.
Dann winke du ihn ans Fensterlein;
Deß lohnet dir auch das Fräulein mein.«

„Nun hast du's verstanden, lieb Hedchen?“

„O das ist wohl sehr deutlich,“ antwortete Hedwig. „Und weiter!«

„Weiter? Nun ist das nicht auch klar? Komm, Hedwig, das muß ich dir ganz leise sagen.“

Es harret der Wächter nicht lange hernach,
Da kam der Hochgelobte ihm nah,
Und alsbald leise der Wächter sprach,
Des Lohns erfreuet: Wer ist da?
»Ich bin's, ich bin es, der Minne begehrt;
Sey Wächter, du oben ein treuer Hort!«
Ihr seyd wohl, ich glaub' es, der Minne werth.
Ich komme, drum wartet an diesem Ort.
Nun tretet herein! so ward ihm kund;
Und er küßt —

„Pfui, Bruno!“ rief Hedwig, »steht das auch in dem Liede?“

»Freilich! der Reim heißt ja:“

Den rosenrothen Mund.

„Aber des Fräuleins Mund ohne Zweifel?« erwiederte die Zofe.

„Gleichviel, ein rosenrother Mund ist immer zum Küssen, wenn er so lieblich uns anlacht. Doch — weil du vom Fräulein sprichst — du weißt, im Thurme sitzt der arme Gefangene. —"

»Der Freiherr von Isselstein?«

„So heißt es, und ich fürcht' es selber. Es wird ihm wohl schwer und weh ums Herz seyn. Ich möcht' ihm gern etwas Gutes erweisen, für das Gute, so er mir gethan hat, als ich ein Bube war. Wie wär' es, wenn ihm das Fräulein einen Labetrunk zur Stärkung schickte? Ich darf's nicht wagen; aber wenn man euch Weiber auch ertappte, man schrieb' es eurer weichen Gutherzigkeit zu, und ließ' euch laufen.«

Adela ward sehr bewegt durch diese Worte, und in der ersten Aufwallung ihrer Empfindung stand sie schnell an der Thüre, die aus dem Burghofe in den Garten führte, um Hedwig ihre Befehle zu geben. Aber wie sollte die Zofe zu dem streng bewachten Gefangenen kommen?

Doch wenn es ihr möglich würde, könnt' es nicht der listigen Zofe, die schon einmal den Bedrohten gerettet hatte, gar gelingen, den Wächter zu täuschen, und die Kerkerthüre zu öffnen? Adela ergriff lebhaft diesen Gedanken, und Hedwig, die ihr entgegen kam, hatte nicht nöthig, ihren Vorschlag erst auszusprechen.

Das muntre Mädchen eilte, ihren Auftrag auszurichten, und kam nach einer Viertelstunde zurück, mit einer vollen Kanne des ältesten Weines, und mit der Nachricht, daß sie den Wächter des Gefangenen durch ein freundliches Wort gewonnen habe, „aber der eigensinnige Mensch," setzte sie hinzu, mache es durchaus zur Bedingung, daß ihm das Fräulein mit eigenem Munde die Weisung gebe, dem Gefangenen die Labung zu reichen." Adela hatte schon den geheimen Wunsch gehegt, den Gefangenen wenigstens unbeobachtet aus der Ferne zu sehen, und sie besann sich nicht lange, dem Verlangen des Wächters zu willfahren, da sich dann leicht Gelegenheit finden konnte, einen flüchtigen Blick in den Kerker zu werfen.

Sie war, die Zofe erwartend, fast bis an

den Eingang des Thurms gekommen, wo der Gefangene saß, und der letzte Schritt wurde nun desto leichter. Zitternd erstieg sie an Hedwigs Hand die dunkle Treppe, von welcher des Wächters Fackel ihnen entgegen schimmerte. Jetzt standen sie in dem schmalen Gange vor dem Kerker. Der Wächter, dem das Fräulein ihren Wunsch mittheilte, schob die schweren Riegel zurück und öffnete leise die Thüre, um die Zofe hinein treten zu lassen. Das Fräulein blieb draussen, und blickte mit pochendem Herzen in das Gemach, wo der Gefangene mit gestütztem Haupte bei dem matten Lichte einer eisernen Lampe saß. Er sah empor, als Hedwig mit dem Weinkruge zu dem Tische trat, und Adela erblickte mit lebhafter Überraschung — ein fremdes Gesicht. Die Zofe, der die Züge des Freiherrn von Isselstein nicht so tief eingeprägt waren, erkannte ihren Irrthum nicht eher, bis sie den Krug mit einem freundlich tröstenden Worte vor den Gefangenen gesetzt hatte. Bestürzt trat sie einen Schritt zurück, und hörte kaum die Worte, womit der Gefangene für die überraschende Gabe dankte.

„Euer Fräulein schickt es mir?“ hob er nach einem Augenblicke wieder an. „Bringt ihr meinen Dank, liebes Mädchen, für den Antheil, den sie mir beweiset. Was ich nicht zu vergelten vermag, wird vielleicht ein treuer Freund wieder gut machen können.“

Adela verlor diese Worte nicht. Das Abenteuer hatte sie überrascht, und nun ziemlich beruhigt über das Schicksal des Geliebten, wollte sie auch ihre Neugierde befriedigen. Sie konnte den Gefangenen bei dem Scheine der Lampe genau betrachten, als er sich zu Hedwig wendete, und erinnerte sich nicht, ihn je gesehen zu haben; aber aus seinem Unfalle und selbst aus seinen Worten mußte sie schliessen, daß er ein Waffenbruder des Freiherrn von Isselstein sey. Hedwig kam bald aus dem Gefängnisse zurück, das der Wächter sogleich wieder verriegelte. Sie war froh, daß der Freiherr nicht gefangen war, und erzählte nun dem Fräulein, was sie unterdessen von dem großen Verluste des Grafen und seiner Anhänger bei dem mißlungenen Angriffe erfahren hatte.

Adela erhielt volle Bestätigung dieser Nach-

richten, als sie bald nachher in ihres Vaters Gemach kam. Es war ein Ritter bei ihm, mit welchem er in ein ernstes Gespräch sich so sehr vertieft hatte, daß Beide das Fräulein nicht bemerkten.

»Mich vertragen?« sprach der Graf lebhaft, als Adela herein trat. „Ist der Rath alles, was Ihr mir zu biethen habt? wahrlich, das lohnte die Rede! nein, und wenn noch einmal so viele meiner Getreuen vor den Mauern seiner Burg begraben werden sollten ehe ich mich herab würdige, Frieden von ihm zu erbitten.« —

»Ihr mißkennt den Freiherrn,“ erwiederte der Ritter. Er ist wahrlich ein edler Mann, und würde Euch eher nachgiebig entgegen kommen, selbst nach dem Siege, als Euch harte, oder schmähliche Bedingungen ansinnen. Wenn Ihr wüßtet, Graf von Woldenberg, wie hoch er Euch ehret! meine beste Burg gäb' ich darum, hat er noch neulich gesagt, und wollte gern ein Kloster stiften, oder als Pilger ins heilige Land ziehen, wenn die unglückliche Fehde mich nicht mehr zwänge, gegen den

Mann zu stehen, den ich vor Allen als ein Vorbild ritterlicher Tugend achte.“

Der Graf sah den Ritter mit einiger Überraschung an und schwieg gedankenvoll, als er aber seine Tochter gewahr wurde, die schüchtern an der Thüre stehen geblieben war, sprach er, kurz abbrechend: „Genug davon!“

„Du hast viel kriegerischen Lärm hören müssen in diesen beiden Tagen, mein liebes Kind,“ fuhr er fort, des Fräuleins Hand freundlich drückend. „Laß dich dadurch nicht stören. Sitze fromm und fleißig in deiner Kammer, und bete, daß unseres Hauses Ehre siege, wofür dein Vater und seine wackeren Freunde streiten.“

»Ich bete, mein Vater, daß Gott Euch mit Glück und Ruhm des Friedens Segen gebe,« erwiederte Adela, und barg, sich neigend, die erröthende Wange an seiner Hand.

Als sie bei dem Nachtessen saßen, ward gemeldet, daß ein Knappe des Freiherrn von Isselstein mit friedlicher Botschaft Einlaß begehre. Der Graf schien überrascht zu seyn, und gab nach einigen Augenblicken Befehl, den

Fremden herein zu führen. Der Knappe, ein einnehmender Jüngling, brachte einen freundlichen Gruß von dem Freiherrn, der um die Freiheit seines gefangenen Freundes bat, und es dem Grafen überließ, das Lösegeld zu bestimmen. Des Grafen finstre Stirne schien eine abweisende Antwort anzukündigen. Sein Freund, der junge Ritter, wagte ein versöhnendes Wort. Durch sein Beispiel dreist gemacht, bat auch das Fräulein, die friedliche Eröffnung geneigt aufzunehmen, und hoffte günstiges Gehör zu finden, da sie von Hedwig wußte, daß unter den Knappen des Grafen die Meinung herrschte, es habe vor Allen Ritter Konrad den Haß ihres Vaters gegen den Freiherrn gereizt und auch den mißlungenen treulosen Anschlag ersonnen.

Graf Eberhard verwies die Bittenden mit ungeduldiger Gebehrde zur Ruhe. „Sagt eurem Herrn,“ sprach er darauf zu dem Knappen, „ich behalte meinen Gefangenen, so lange die gerechte Fehde dauert; Lösegeld nehm' ich nicht.«

Betroffen von der rauhen Antwort, blieb

der Knappe stehen, und schien noch ein Wort wagen zu wollen.

»Gott befohlen!« fuhr der Graf, schnell einfallend, fort.

Der Knappe neigte sich und ging. Eine tiefe Stille herrschte. Adela schlug zitternd die Augen nieder. Der Ritter fühlte, daß er den Grafen durch jedes neue Wort über den Gegenstand der Botschaft nur reizen würde, und suchte ein andres Gespräch anzuknüpfen. Der Graf aber mochte die wahrscheinlichen Folgen der rauh abgewiesenen Friedensbothschaft still bedacht haben, und als hätte er einen Angriff besorgt, oder selber angreifen wollen, gab er plötzlich Befehl, seine Reisigen zum Kampfe zu rüsten, und bei Tagesanbruche zu einem Kriegszuge bereit zu seyn.

Kaum hatte er seinen Willen verkündet, als ein lautes Geräusch am Burgthore verrieth, daß ein später Gast Einlaß begehrte. Es sey der Freiherr von Isselstein, meldete im nächsten Augenblicke mit unruhiger Hast ein Diener.

„Der Freiherr von Isselstein?“ rief der Graf aufspringend. „Ha! mir das? Fort!

Fort! Alles zu den Waffen! Er soll büßen für diesen Frevel, so lange mein Arm sich regen kann.«

„Er ist unbewaffnet vor dem Burgthor und nur ein Knecht begleitet ihn,« erwiederte der Diener. „Ich hab' es selber gesehen.“

„Allein? Unbewaffnet? Eine List, nichts als eine List,« erwiederte der Graf.

»Er bittet nur für sich allein um Einlaß,« hob der Diener wieder an. „Er begehrt nur ein Wort mit Euch zu sprechen, Herr Graf.«

„Was könntet Ihr dabei wagen?“ sprach der Ritter. »Ich wette, er wird Friedensanträge machen, und Euch einen Beweis seines unbegränzten Vertrauens geben wollen.«

»Laßt ihn herein,« befahl der Graf. „Ich erwarte ihn hier.“

Es war eine lange Pause. Graf Eberhard ging schnell auf und nieder und schien mit sich selber zu kämpfen. Adela verbarg kaum ihre heftige Bewegung. Der Ritter ermahnte noch einmal zur Versöhnung.

Adolf von Isselstein trat mit dem Ausdrucke eines edlen Selbstgefühles in den Saal;

als aber sein erster Blick dem Fräulein begegnete, schien er einen Augenblick zu brauchen, um ruhigere Fassung zu gewinnen.

„Was führet Euch zu mir, Freiherr von Isselstein, in so später Stunde?« sprach der Graf ernst.

„Es ist die Stunde, wo ich erfahren habe, daß mein Freund in eurer Gewalt ist, Graf von Woldenburg. Er wehrte in der letzten Nacht den Todesstreich ab, der mir drohte, und ward in der Verwirrung des Gefechtes gefangen. Wohlan, gebt ihm die Freiheit — aber sagt's ihm nicht, er würde sie nicht annehmen um solchen Preis — und behaltet mich — Ihr seht ja, ich bin wehrlos — behaltet mich als euren Gefangenen.«

Der Graf sah ihn einige Augenblicke mit stummer Überraschung an. »Freiherr von Isselstein,« sprach er nach einer Pause, »ich bin nicht aufgelegt, mit Euch zu scherzen.«

»Und ich rede ernst von ernsten Dingen,« erwiederte Jener. »Noch einmal, gebt meinem Freunde die Freiheit und öffnet mir sein Gefängniß.«

Der Graf war sichtbar bewegt. Er ging einige Male hastig auf und nieder, und blieb dann vor dem Freiherrn stehen. „Ja,« sprach er, »ich möchte Euch gefangen nehmen, um Euch für immer fest zu halten. — — Euer Freund ist frei von Stund' an, aber —« setzte er lebhaft hinzu, dem Freiherrn die Rechte bietend — »Eure Freundschaft fodre ich als Lösegeld.«

Der Freiherr drückte gerührt die dargebotene Hand. »Wem ich sie gebe,« sprach er, »der hat sie auf ewig.«

Adela wurde von diesem Auftritte so lebhaft ergriffen, daß selbst dem Ritter ihre heftige Bewegung auffiel. »Wohlan, meine Tochter,« sprach Graf Eberhard zu ihr: »fülle die Becher zum Willkommen. Es hat wohl lange nicht ein Isselsteiner hier Gastfreundschaft genossen; von nun an aber soll's öfter geschehen, hoff' ich.«

Der Gast kam oft in den nächsten Monaten und ward immer freundlicher bewillkommt, bis er endlich kam, das schöne Fräulein auf seine Burg zu führen. Auf der Stelle, wo die

steinernen Kreuze standen, erbaute er, sein Gelübde zu lösen, ein Frauenkloster, und oft, wenn die Abendglocke des Kirchleins im anmuthigen Thale hinauf schallte, erzählte Adela ihren Kindern, wie vor Zeiten die freundlich vereinten Stammburgen durch Zwietracht getrennt gewesen, und sprach dann mit mildem Tone: »Die Friedfertigen werden Gottes Kinder heißen!«

III.

Die gute Zeit.

Gestern hatt' ich einen seltsamen Traum: ich befand mich auf einer ungeheuern Ebene, worauf eine unzählbare Menge Menschen aller Länder, von Kamtschatka bis nach Spanien und aller Zeitalter, vom »Es werde Licht« bis zum 31sten Dezember 1820 versammelt waren.

Meine Tante war bei mir, eine gute alte Frau, welche die alten Sitten und die gute alte Zeit über Alles liebt. — Sie sah einen Mann, seiner Kleidung nach aus den Zeiten Ludwigs XIV. O, was war die Zeit dieses großen Königs doch für eine gute Zeit! rief meine Tante. — Hohle dich der Henker, unbesonnene Schwätzerinn, sagte der Mann mit der großen Perücke, diese Zeit war eine Höl-

lenzeit, Kriege, Armuth, Laster, Verderbtheit der Sitten, Faulheit und Stolz, das hab' ich dazumal gesehen. Jenen Mann sieh an — den dort mit dem zurückgeschlagenen Hut und der dicken Halskrause, der lebte unter dem guten Heinrich, der hat die gute Zeit gesehen. Was hab' ich gesehen? — versetzte der eben beschriebene Mann — gute Zeit? — ja — Bürgerkriege, Aufruhr, Morde, Mönchsregierung, Einkerkerungen und Hungersnoth. Dort blicke hin auf jenen Krieger mit dem Brustharnisch, Armschienen, Schild und Lanze, der lebte in der guten Zeit. — Du irrst sehr — erwiederte der Krieger Carlmanns, du hast also nichts gehört von den Zauberern, von den Wegelagerern, von dem Faustrechte? dort der Mann in der Tunika der Römer, der hat in der guten Zeit gelebt. — Beim Hercules! das ist arg, schrie der Tibermann, hast du denn den Suetonius und Tacitus nicht gelesen, kennst du Tiberius, Caligula, Nero und Caracalla nicht? — Dort wirf deine Augen hin auf Jenen in der Toga, der kann dir die gute Zeit beschreiben, der hat noch zu Zeiten der Republik gelebt. Beim Bachus, rief

der Mann mit dem krausen Barte, die Zeiten der Republik waren die elendesten. Schlachten, Dezemviren, Aufruhr, das Volk auf dem heiligen Berg, das agrarische Gesetz, Wahlen durch Faustkämpfe, ewige Dicktaturen, Verweisungen ins Exil, nennst du das gute Zeit? — Dort schau hin, dort steht ein Athenienser, der hat die gute Zeit gesehen. Ja, die eiserne Zeit, sprach der Athener. Armes Griechenland, welches in hundert kleine Staaten zerstückelt war, wovon einer den andern verschlingen wollte — kleine Reiche, kleine Republiken, große Tirannei, Democratie, Aristocratie, Olygarchie, Faktionen, Kriege, Verrätherei, Sclaverei unter der Benennung Freiheit, das war Griechenland. Siehst du jenen Mann dort in der Thyara, er hat Semiramis gesehen, damals war die gute Zeit. O! welche Sprache, seufzte der Mann in der hohen Mütze! Ninive, Ecbatana, Babylon, Suza, Persepolis, erbärmliche Städte! — verruchtes Zeitalter, unglückliches Asien, dort jener ehrwürdige Alte — er heißt Adam, der hat die gute Zeit gekannt und nur der allein hat sie gekannt. — Daß dich

die Schlange beiße, rief der Altvater, damals gab's nur ein einziges Weib, mit der hatt' ich zwei Söhne, wovon Einer den Andern erschlug. Die gute Zeit müßt ihr auf Erden gar nicht suchen, nur über den Sternen ist sie zu finden.

J. F. Castelli.

IV.

Die Rosen.

Erzählung

von

Julie von Smith.

1.

Millionen Sterne blickten hell und freundlich auf den Blumenteppich im Garten der Burg Felsheim; in den Schleiern des Abendnebels wiegten sich süße Blumendüfte und flatterten der träumenden Ida entgegen, welche in das hohe Fenster gelehnt, im Anschauen der nächtlichen Scene und in dem täuschenden Spiele ihrer regen Einbildungskraft sich verlor. Der Mond warf seine Silberstrahlen auf die Gegenstände umher, die sich unter ihrem Einfluß zuweilen recht seltsam gestalteten. Dem unruhig umherschweifenden Blicke des Mädchens schienen sie oft Manches in ihr lebende Bild so deutlich darzustellen, daß sie starr hinaussehend sogar ihren Athem zurückhielt, um ja an der Erscheinung nichts zu stören. Jetzt regte sich et-

was im Halbdunkel der schlanken Bäume; das sehnsüchtige Herz pochte ungestüm. Sie fühlte sich wie gezwungen, sich über das Fenster so weit als möglich zu bücken, um alles genauer auszunehmen. Jemand trat hervor, sie wähnte Gang, Wuchs, kurz das ganze liebliche Bild ihres Innern verwirklicht zu erkennen. — Die Gestalt kam näher und — der Gärtner Thomas schritt einher. Unwillig über die Selbsttäuschung, ein wenig beschämt über das rasche Spiel ihrer Phantasie, die ihr jede Wahrscheinlichkeit vergessen machte, verließ Ida das Fenster von den verschiedensten Empfindungen bewegt. Sie nahm zerstreut ihre Guitarre in die Hand, jedoch die Saiten, deren Ton sich sonst doppelt kräftig und schön in ihrem Spiel ausnahm, klangen jetzt kaum vernehmbar unter dem unsichern Griffe; sie wollte singen, aber die Worte des Dichters so wenig im Einklange mit ihrer Seele, erstarben auf den zitternden Lippen, welche nur heiliges und tiefes Empfinden der ersten Liebe aussprechen wollten. Sie legte das Instrument bei Seite, und fühlte sich nun erst recht allein, da nichts dem Unermeßlichen in

ihrer Brust befriedigend entsprach. Drückend wurde ihr die Luft im kleinen Zimmer und in einer Minute stand sie mitten unter den hellen Blüthen im Garten. Da ward ihr besser. Mit Wohlgefallen betrachtete sie die schönen Töchter des Sommers. Alle hoben vom abendlichen Thau erquickt frischer ihre Häupter empor. Da gewahrte sie in deren Mitte eine kostbare fremde Pflanze, die verwelkt und halb entblättert sich traurig zur Erde neigte. Die Mittagssonne hatte sie mit ihren glühenden Strahlen beinahe vernichtet, und die schwarzen ausgebrannten Zweige bildeten den grellsten Kontrast mit den anziehenden Farben der nachbarlichen Blumen. Da zertrat ein schmerzliches Bild der Wahrheit Ida's Sehnen und Hoffen. »Arme Blume —« sprach sie bewegt, — »dir geht es wie mir an jenem Abend, wo ich im zahlreichen Kreise der schönen Frauen und Mädchen die einzige war, auf welche sein Auge mitleidig ruhte. — Der Kenner wird dich wohl bewundern wegen deines seltenen innern Werthes, aber dennoch kalt an dir vorübergehn, unwillkührlich wird er die Hand nach der lieblichen Rose ausstrecken, die

er im Grunde freilich in jedem Garten erblickt, deren reizendes Äussere ihm aber immer neu erscheint.“

Ida erschrack nun über das harte Wort, welches sie über ihr eigenes Leben ausgesprochen hatte. Zum ersten Mal drängte das Bedauern um ihre vorige Schönheit bittere Thränen aus ihren Augen. Sie floh den Anblick dieser Unglück verheissenden Blume und kehrte kummervoll in ihr Zimmer zurück. Ein Gedanke hatte die ganze herrliche Natur und die freundliche monderhellte Sommernacht jedes Schmuckes beraubt, und hatte für sie die Erde so wie ihre Zukunft mit einem kalten eisigen Schleier bedeckt. — Sie hob den thränenden Blick zum Himmel empor, als sollte sie dort allein Trost und Erfüllung ihrer Wünsche finden. Wohl trug das gute Mädchen in ihrem Busen ein Herz so treu, so rein wie der blaue Himmel, so hell wie die seligen Sterne. Alle Tugenden eines wahrhaft zarten weiblichen Sinnes verliehen ihrer Seele einen eben so unvergänglichen Glanz als jenes Licht von oben, aber grausam hatte die Krankheit das schöne

Werk des Schöpfers in seiner äußern Form zerstört.

2.

Idas Schönheit und Anmuth in ihrem fünfzehnten Jahre gebot Bewunderung, und die unendliche Güte ihres reichen Herzen erwarb ihr allgemein Wohlwollen und Liebe. Ihre Eltern, deren einzige Freude und Stolz sie war, hatten alle ihre Mühe und Sorge daran gewendet, der gegen sie so freigebigen Natur durch die feinste Bildung beizustehen. — Ida hatte eine Cousine, mit welcher sie erzogen wurde, und für die sie der Gegenstand einer wahrhaft schwesterlichen Anhänglichkeit war. — Rosa war um einige Jahre jünger, hatte ein Gesichtchen eben so hübsch und blühend als es ihr Name zu verlangen schien, und alles Anziehende, was eine gute Erziehung zu geben vermag, verband sich mit dem zauberischen Liebreiz ihrer wahrhaft junonischen Gestalt. Doch Tiefe des Gemüths kannte sie kaum dem Namen nach, hatte wohl auch nie gewußt, was Gemüth eigentlich bedeute, noch weniger es gefühlt, und so glich sie einem Uhrgehäuse, besetzt

mit prächtigen Brillanten, dem jedoch das Werk mangelt! — Nichts als ein leeres Behältniß. — Das konnten aber fremde Menschen nicht beurtheilen. Die Brillanten sprühten ein so schönes Feuer, daß die geblendeten Augen verwirrt und kurzsichtig wurden. Besonders auffallend war ihr Glanz in zahlreichen Versammlungen, je mehr Lichter, desto mehr Funken und die unmäßige Eitelkeit des Mädchens, verleitete sie alles aufzubieten, wenn sie die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen wollte. Das anspruchlose Betragen Idas, bei ihrem unendlich größern Werthe, stach dagegen wunderbar ab. — Beide Mädchen aber galten überall für seltene Erscheinungen, und die ganze umliegende Gegend betrachtete sie als Muster.

Glücklich in ungetrübter Ruhe verlebte Ida ihre Kindheit bei geliebten Eltern und in der Nähe der Freundinn, deren Schloß am Fuß des Berges lag, auf welchem sie selbst in dem ihrer Familie wohnte. — Jetzt wurde sie von jener fürchterlichen Krankheit überfallen, welche das Schicksal ihres Lebens bestimmte. — Sie genas — aber spurlos war das schöne Antlitz

verschwunden; statt dessen stellten sich den erschrockenen Eltern fremde, von den Blattern grausam zerrissene Züge dar. Ein Ausdruck milder Güte war das einzige, woran sie noch ihr armes Kind erkannten, und der zarte reizend geformte Wuchs war ihr allein von ihrer vorigen Schönheit geblieben. Ida ertrug diesen Verlust mit himmlischer Geduld, aber einen Schrei des Entsetzens kostete es sie dennoch, als sie sich zum ersten Mal im Spiegel erblickte. Nach diesem Augenblick jedoch unterdrückte sie sorgfältig jede Klage, um den Kummer der guten Eltern nicht zu vermehren. Sie rief muthig ihre vorige muntere Laune zurück, und gewann sie um so leichter, als der leichte Sinn ihres damaligen Alters wohl auch viel zu ihrer Beruhigung beitrug. — Nun arbeitete sie an der Ausbildung ihres Geistes noch emsiger, um wenigstens durch Liebenswürdigkeit andere Mängel zu ersetzen. Die Jahre brachten sie selbst dahin, daß sie recht ruhig und ungezwungen über ihr, wie sie es nannte, verunglücktes Gesicht scherzen konnte, ja sie war selbst im Stande, ein Bild, ihre frühern Züge darstellend, in ihrem

Zimmer aufstellen zu lassen. Zog das wahrhaft schöne Gemählde die Aufmerksamkeit auf sich, so stand sie dann vor dem Bewunderer und versicherte in einem komisch bedauernden Tone, »so bin ich gewesen.«

3.

Ida war jetzt zwanzig Jahr alt geworden. Noch hatte sie nie den leisesten Wunsch gefühlt, die Liebe eines Mannes zu erwecken, auch hatte dieß bis nun noch keiner bei ihr vermocht. Seit zwei Jahren lebte sie nur, um den Tod ihrer zärtlich geliebten Eltern zu beweinen, und die tiefe Trauer ihres Herzens hatte sie bis jetzt in ihrer Einsamkeit zurückgehalten. — Ein Anverwandter, der zu ihrem Vormund ernannt wurde, hatte sich mit seiner Frau in ihre Nähe gezogen, und die Sorge, welche sie für diese alten Leute trug, war nun das einzige Interesse ihres Lebens.

Am ersten Mai drang die Frühlingssonne recht hell und freundlich durch eine kleine Öffnung der seidenen Vorhänge bis zum Bett der schlafenden Ida, und neckte sie mit ihren lockenden Strahlen so lange, bis sie erwachte.

Unwillkührlich blinzelte sie über den Glanz der frühen Besucherinn und stand hastig auf, um sich an der Schönheit des Morgens zu erquicken. Sie riß das Fenster auf und besah mit Entzücken das Gemählde, das vor ihr lag. Auf ihren Lippen schwebte ein frommes Dankgebet, welches sie recht vom Grunde ihres Herzens an den Schöpfer aller Herrlichkeiten richtete, und ihr guter Engel trug es wohlgefällig zu Gott, denn er wußte, daß es rein und seiner würdig war. — Doppelt lieb war ihr die schöne Aussicht, denn die weißen Mauern der freundlichen Wohnung ihrer Rosa schimmerten ihr entgegen, und dabei lachte ihr das noch ungetrübte Glück der Freundschaft und die tausend Erinnerungen, die sich daran knüpften. — Sie hätte gern mit dem Cousinchen über ihr spätes Aufstehen geschmollt, da sie nun die Lust des Morgens allein genießen mußte. Aber die Sonne hatte dießmal den Scharfsinn eines Weibes gebraucht und nur jene geweckt, welche sie recht aufrichtig bewundern würde. — Mochte doch Rosa schlafen, so lange sie wollte, sie hätte den wahren Genuß Ida's selbst wachend

nicht getheilt, und kaum begriffen. Ida's Seele war jetzt recht heiter gestimmt, aber gerade dann, wann ihr so zu Muthe war, fiel ihr ein, daß die guten Eltern ihre Freude nicht mehr theilen, oder sich der ihrigen freuen konnten. Da drängte es sie jedes Mal zu ihrem einfachen Grabhügel und dort weinte sie aus Reue, daß sie sich ohne sie hatte freuen oder den Schmerz ihres Verlustes auf kurze Zeit hatte vergessen können. An diesem Morgen erging es ihr eben so; mit beklommenem Herzen schritt sie durch den Garten den Weg zum Kirchhof der Schloßkapelle. Sie brach alle ersten Blüthen des Jahrs, die ihr begegneten, sammelte sie in ihre Schürze und ihre Wehmuthsthränen fielen als Morgenthau auf diese ihren Eltern bestimmte Gabe herab. Ihr entschlummerter Vater hatte gesagt: „wenn ich sterbe, wünschte ich unter freiem Himmel meine letzte Wohnung zu finden. Mir däucht, daß die freundliche Frühlingssonne, wenn sie auf meinen Hügel schiene, mich noch im Grabe wärmen und ich mich ihrer freuen würde. Mir graut vor unserer Familiengruft und vor allen den eitlen

und unnützen Ehrenbezeugungen, die sich meine Vorfahren für ihre Nachfeier angeordnet haben.« — Seinem Wunsche gemäß, erkannte man nur an einem vergoldeten Kreuze im engen Kirchhof, die letzte Stätte des edlen Herrn von Felsheim. Dieses einfache Kreuz aber zog täglich hunderte seiner, durch ihn glücklich gewordenen Unterthanen herbei, um für ihren geliebten Wohlthäter Segen und Gebet auszusprechen. — Neben ihm unter einem zweiten ähnlichen Kreuze ruhte seine treue Begleiterinn in diesem Leben, die ihm auch bald in jenes gefolgt war. Da saß nun Ida zwischen den Gräbern ihrer Lieben, die Erinnerung an ihren letzten Abschiedskuß im wunden Herzen, ihre Blumen im Schooße, die sie nach und nach trauernd um die Kreuze wand, den lachenden Himmel über sich, aus dessen Mitte Gottes allsehendes Auge ihren frommen Wandel betrachtete, — und um sie her die frisch belebte Natur. Da trat der alte Franz, der sie schon im ganzen Schloß vergebens gesucht hatte, einen Brief in der Hand, an die Thüre des Kirchhofs. Sein Herz hatte ihm gesagt, wo

das Mädchen seyn werde. Kam er doch selbst alle Tage hierher, um seinen guten Herrn zu beweinen, und zu jammern, daß er ihm nicht vorangegangen war. Er liebte Ida, wie sein Kind, — er hatte ihre ersten Schritte bewacht — und sie war ja die Tochter seines Herrn!

Als er jetzt das Mädchen erblickte, blieb er von ihrem Schmerz ergriffen, an der Thüre stehen, und zwei große Tropfen fielen aus des alten Mannes Augen herab. Er wischte sie eilig ab, und wollte sich seines Auftrags entledigen, denn pünktlich war der alte Franz, dieß konnte ihm niemand nehmen, nie kam er eine Minute zu früh oder zu spät. Er hob schon den Fuß, um vorzutreten, aber es kam ihm vor, als wäre Blei daran, und es wollte dießmal mit der Pünktlichkeit durchaus nicht gehen. Er betrachtete den Brief mit ungewissen Blicken, kehrte ihn nach allen Seiten um, und sagte endlich zu sich selbst, indem er Ida von der Seite ansah. „Nein, jetzt kann ich mit der Einladung nicht herausrücken, wenn ich gleich selbst durch mein Schweigen Ursache werde, daß der Bediente eine Viertelstunde länger auf

Antwort wartet. — Gott weiß, daß man in einer Viertelstunde viel versäumen kann,« wiederholte der alte Franz für sich. — Und der Alte hatte wahrlich Recht. Fünfzehn Minuten haben oft Manches geändert. Möchte doch Jeder in dem Buche seiner eigenen Erfahrung nachblättern, um zu ersehen, wie Vieles oft anders geworden ist durch die Folgen dieses an sich doch so kleinen Zeitraums. Der alte Franz wartete geduldig mit seiner Ball-Einladung, bis Ida aus ihrer Traumwelt zurückkehrte, — und nun seht ihr, daß den Alten sein inneres Gefühl wieder recht gut leitete. Das Bild vor seinen Augen und die Einladung, konnten nicht zusammenpassen, das sah er wohl. — Ach der Alte hatte hierin einen richtigern Takt gezeigt, als jene fein gebildeten Menschen der großen Welt, die unsere Gefühle, unser ganzes Innere so oft durch ähnliche Ball-Einladungen zertreten und martern, und nicht einmal ahnen, was sie an uns ausüben. — Der alte Franz hatte aber ein Herz — gerade was man bei jener Art Gebildeten am seltensten trifft.

Jetzt hatte Ida keine Blumen mehr; sie stand auf und verließ fröhlichern Sinnes den Kirchhof — eine theure Pflicht war erfüllt, und sie kehrte mit diesem Bewußtseyn ruhig nach Hause. Da kam Franz ihr entgegen und gab ihr den Brief. Diese Einladung, die sich nicht schicklich ablehnen ließ, verstimmte sie. — Anverwandte von ihr feierten ein Familienfest in einem nachbarlichen Schlosse und baten recht angelegentlich um ihre Gegenwart. Sie hatte seit zwei Jahren jede Unterhaltung vermieden und auch ihre Trauerkleider nicht abgelegt, — indeß, glaubte sie in ihrem Alter nicht berechtigt zu seyn, sich den gesellschaftlichen Pflichten gänzlich zu entziehen, und auf den Zuspruch ihres Vormundes, nahm sie die Einladung an.

Je näher die Stunde kam, wo Ida nach dem Ball fahren sollte, je ängstlicher wurde ihr zu Muthe. Sie verglich den reinen Äther um sie her mit der schweren Atmosphäre, die ihrer im überfüllten Tanzsaale harrte, die bekannten treuen Gestalten ihrer guten Hausgenossen mit den musternden Blicken, und den schalen Redensarten der ihr fremden Gäste,

und würde, als der Wagen vorfuhr, viel darum gegeben haben, wenn jemand aus Liebe zu ihr an ihrer Statt hätte einsitzen wollen.

Schüchtern trat sie in die glänzende Versammlung; sie hatte sich verspätet, und fand die Gesellschaft schon in mehrere Zimmer vertheilt, wo die Verschiedenheit der unterhaltenden Gegenstände Jedem erlaubte, seiner besondern Neigung zu folgen. In dem Saal, welchen Ida betrat, befand sich ein Kreis von Frauen und nicht tanzenden Mädchen, die ein allgemeines Gespräch führten. Es folgte ein Zimmer für Spiellustige und endlich kam der eigentliche Schauplatz des Balles, wo man abwechselnd tanzte und Musik machte. Ida blieb im ersten Zimmer, schloß sich dem Kreise der ruhig Sprechenden an und suchte mit den Blikken, ob ihre Hoffnung, Rosa und ihre Mutter dort zu treffen, sich nicht erfüllen werde. Sie hatte Rosa den ganzen Tag über erwartet und wenigstens darauf gerechnet, daß sie auch eingeladen seyn und ihr die Last dieses Abends durch ihre Gesellschaft, erträglich machen werde. Doch mit jeder Thür, die sich öffnete und

schloß, ohne ihr ein befreundetes Gesicht entgegen zu führen, fühlte sie ihre Fassung und die heute mühsam hervorgebrachte gute Laune verschwinden. Sie saß traurig und einsylbig. Da gesellte sich zu ihr der würdige Pfarrer des von ihrem Schlosse abhängigen Dorfes Felsheim.

Das stille Wesen Ida's zog ihn von jeher wunderbar an, und der ernste strenge Mann unterhielt sich gerne mit dem jungen Mädchen. »Sie ist die erste unter euch —« sagte er oft in seiner Aufrichtigkeit zu andern — „mit welcher ich ein vernünftiges Wort sprechen kann.« — Er lächelte zwar dabei recht gutmüthig, als sey dieß nicht so ganz genau zu nehmen, aber die Mädchen ärgerten sich dennoch ein wenig darüber, und beneideten die Weis'gepriesene.

Pfarrer Mollbach nahm jetzt Ida bei der Hand und fragte gütig, warum sie nicht lieber im Tanzsaale verweile und sich der fröhlichen Jugend anschließe? Ida antwortete, »sie wäre hier fremd und scheue sich, allein unter die vielen Unbekannten zu treten. »Nun liebe Ida,« versetzte der gute Pfarrer, »so will ich sie einführen. An meiner Seite ist meine junge Freun-

dinn vor jeder Bemerkung geschützt, und ich sehe mich gerne beneidet,« setzte er freundlich hinzu, indem er ihr seinen Arm bot.

In dem reich decorirten und beleuchteten Saale standen drei Reihen gepolsteter Sitze, wovon jede über die andere etwas erhaben war. Über der dritten vermengten sich mit den eleganten Wandleuchtern viele hundert künstlich angebrachte Gefäße mit den seltensten und schönsten Pflanzen gefüllt, deren Zweige, Blätter und Blüthen ein herrliches Dach über den Köpfen der Sitzenden bildeten. Alle Plätze waren auf dieser Reihe zum größten Mißvergnügen Idas bereits eingenommen, die sich gerne in etwas wenigstens der Natur wieder genähert hätte. Der Pfarrer führte sie demnach zu dem untern Sitze, indem er sich an ihrer Seite niederließ. — Dankbar bewies sich Ida für seine Güte sie nicht verlassen zu haben und begann ein Gespräch, welches ihr die ganze Umgebung vergessen machte und sie hinderte, das allgemeine Aufsehen gewahr zu werden, welches die seltene Auszeichnung, womit sie Herr Mollbach behandelte, erregte.

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Plötzlich nahm ein Gespräch zweier Personen, die hinter Ida saßen, ihre Aufmerksamkeit in Anspruch. Eine ihr nicht unbekannte Stimme sagte: „und ich versichere sie, Graf, daß oft Züge, die durch diese Krankheit entstellt und zerrissen wurden, dennoch anziehend seyn können, wenn eine schöne Seele sich in ihrem Ausdruck spiegelt, ich habe an meiner Freundinn Ida den deutlichsten Beweis meiner Aussage.“ — „Seltsam genug“ — versetzte der Graf — „aber ich konnte noch nie einem von den Poken mißhandelten Gesichte begegnen, ohne daß es auf mich einen unendlich widrigen Eindruck gemacht hätte, so zwar, daß ich eine ähnliche Erscheinung sorgfältig meide. Es ist eine Schwachheit, die alle Gründe meiner Vernunft noch nicht besiegen konnten.“ —

Obwohl diese Schlußrede Ida keineswegs angenehm seyn konnte, so trieb sie ihre erste Empfindung dennoch durch einen sonderbaren Widerspruch sich rasch nach dem Sprechenden umzukehren. Sie erblickte einen jungen Mann, ernsten und edlen Ansehens, der mit einer ihrer Freundinnen sprach. Als diese letztere Ida er-

blickte, rief sie ihr freundlich entgegen, „o wie freue ich mich, dich zu sehen, Herzenskind, ich sprach so eben von dir, und hoffte wenig auf diese angenehme Überraschung.“

„Ich habe dich schon gehört“ — versetzte Ida — „und auch deine freundschaftliche Vertheidigung gegen die Äußerung dieses Herrn,“ setzte sie scherzend hinzu, denn sie opferte gern ihr Bischen Eitelkeit, um sich durch die Verlegenheit des Grafen ein wenig unterhalten zu können. „Ja ja“ — fuhr sie lachend fort — „ich bin auch eine der ursprünglich guten Sachen, welche die Mode verdarb. Als ich ins Leben trat, kannte man bereits das Mittel, um dem Unglück, das mich getroffen, zuvorzukommen. — Man hielt es aber für gut, der nützlichen Entdeckung ältere Vorurtheile entgegen zu setzen, und ich wurde so wie viele, das Opfer der zu großen Besorgniß meiner Eltern.“

„Fräulein“ — sagte der Graf — „die ruhige Gelassenheit, mit welcher sie ihre Folgen ertragen, lehrt uns deutlich, daß sie in ihrer innern Bildung reichen Ersatz dafür finden.“ — Der arme Graf hätte vieles gegeben, um das

vorige Gespräch wieder gut zu machen. Doch Ida ergötzte sich an seiner Verlegenheit und fragte mit einem schlimmen Lächeln, ob Geduld auch dann eine Tugend sey, wann das Gegentheil nichts nütze. „Geduld!“ — antwortete verbindlich der Befragte — „ist allezeit ein kostbarer Edelstein in der Krone eines Engels.“

Jetzt entspann sich zwischen den beiden Mädchen und dem Grafen ein geistreiches und belebtes Gespräch und der gute Pfarrer überließ Ida ihrer Freundinn, um zu dem für ihn passendern Kreis der alten Damen zurückzukehren.

Je mehr sich das Gezwungene der Unterhaltung verlor, je munterer und zutraulicher wurde unser Kleeblatt. — Der Graf zeigte eben so viel Geist als wahres Gefühl und sie saßen bald bei einander, als hätten sie sich schon seit lange gekannt. — Ida gestand sich leise, nie einen so liebenswürdigen Mann gesehen zu haben, und der Graf, als er endlich sich entschloß, Ida genau zu betrachten, gab in seinem Herzen der Freundinn Recht; denn unverkennbare Güte milderte um vieles das Abstoßende ihres Äußern.

4.

Oft, wenn ein lieblicher Traum uns die ganze Nacht hindurch beschäftigt, und es dünkt uns beim Erwachen die Nacht so kurz, so zögern wir die Augen aufzuschließen, um die Täuschung noch zu verlängern. Eben so erging es unserer Ida, als sie sich im Wagen befand und die raschen Pferde sie nach Hause fuhren. Sie drückte die Augen fest zu, um sich in den Tanzsaal zurückzuträumen. Da hörte sie noch seine wohlklingende Stimme, die zarten Töne, die sein meisterhaftes Spiel aus den Tasten gezaubert hatte, und als der Uhrheber aller unerwarteten Freuden dieses Abends, schwebte vor ihr die Gestalt dieses schönen jungen Fremden. Jetzt fiel ihr erst ein, daß sie ganz vergessen hatte, nach seinem Namen zu fragen, denn er war ihr nicht ein Mal durch ihre Freundinn vorgestellt worden, da sogleich etwas so gutmüthig Trauliches in ihr allseitiges Benehmen gekommen, daß sie das ganze Ceremoniel unwillkührlich bei Seite gelassen hatten. Jetzt ärgerte sich Ida recht vom Grunde ihres Herzens darüber. — Sie hatte zum ersten Mal eine

solche Unterhaltung mit Bedauern verlassen, und der Gedanke, daß sie nicht einmal den Namen des Grafen davon mitnehme, verstimmte sie völlig. Wer wußte, wann sie die Freundinn wiedersehen werde, die auf einer entfernten Besitzung lebte, und wer löste die noch größere Frage, ob sie ihr gegenüber unbefangen genug wäre, sich nach ihm zu erkundigen.

5.

Sie kam beinahe traurig nach Hause. Es vergingen Tage, Monde und alle, welche Ida seitdem gesehen, mußten die große Veränderung gewahr werden, die sich in ihrer sonst fröhlichen Laune ergeben hatte. Auch war jener Abend wirklich von unendlichem Einflusse auf Ida's inneres Leben gewesen. Nun ahnte sie zum ersten Mal, welch größeres Glück das Daseyn einem fühlenden Herzen bieten kann, als jenes der Trauer kindlicher Liebe und der Anhänglichkeit für eine Jugend-Gespielinn. — Bilder künftiger Seligkeit an der Seite eines geliebten Gegenstandes stiegen immer heller in ihr empor, immer sehnsüchtiger pochte das Herz nach dem Bewußtseyn, die Liebe eines würdigen Mannes zu be-

sitzen und die Schöpferinn seines Glückes zu seyn. — Ihr, für ihre Ruhe nur zu treues Gedächtniß verlieh ihrem Ideal das ganze liebe Wesen des jungen Grafen. Es war der schwärmerische Blick seines schwarzen Auges, in welchem sie den Ausdruck der Liebe finden wollte, es war der schön geformte Mund, der ihr die erste schmeichelnde Versicherung derselben zuflüstern sollte. Ach! sie gestand es sich endlich selbst mit beklommenem Herzen: Er war derjenige, den sie so gern glücklich gemacht hätte — und wo? wann? fragte das geängstigte Mädchen, werde ihr die liebe Erscheinung wieder begegnen. — Ihre Vernunft gab die traurige Antwort: vermuthlich nie mehr.

6.

Als Ida in jener Nacht nach Hause kam, fand sie ihre Cousine Rosa, die seit paar Stunden schon auf ihre Rückkehr wartete. Sie erzählte ihr mit einem halb lachenden Gesichte, daß sie schon am andern Morgen, nach einem ziemlich entfernten Badort mit ihrer Mutter abreisen werde, um dort einige Monate zu verweilen. Sie beschrieb der betroffenen Ida mit

Eifer, wie sehr sie sich auf ihren Aufenthalt unter der Menge von Fremden und den tausendfältigen Zerstreuungen freue, und hielt erst inne, als sie gewahrte, daß Thränen statt der gehofften Freude auf Ida's Antlitz sich zeigten. „Es ist die erste Trennung“ — fragte endlich diese sanft vorwerfend — „und deine erste Empfindung ist nicht Schmerz? Ach liebe Rosa, wie ganz anders ist mir zu Muthe! Mir kömmt vor, als sollte diese Entfernung jedes zarte Band der Freundschaft und des Andenkens, was dich an mich festhält, gewaltsam zerreissen und recht betrübt macht es mich, daß wir gerade jetzt so verschieden fühlen.“ Rosa's hübsches Gesicht war anfänglich über die Worte der Cousine etwas ernster geworden, aber das verführerische Bild des erwarteten Vergnügens verdrang jede bessere Empfindung.

Sie scheuete sich nun der Freundinn zu zeigen, wie sehr ihre ganze Seele damit beschäftigt war, und dieser Zwang wurde ihr bald unerträglich. Der häßliche Dämon flüsterte ihr zu, daß der Kummer der Cousine bloß vom Neide herrühre, und dieser Gedanke machte sie

zuletzt so unempfindlich, daß sie mit einer kalten Umarmung und einem beinahe frostigen Gesichte die Verkannte und aus wahrem Kummer weinende Ida, verließ. Zu dem Schmerze der Trennung gesellte sich in Ida noch jener über den richtigern Begriff, welchen sie nun von Rosa's Seele bekam, und so wurde es in ihr immer düsterer. Sie verlor allmählig das fröhliche ruhige Wesen, das ihr sonst so eigen war. Vergebens wartete sie lange auf einen Brief von Rosa, und seufzte nun, wann ihr Vorgefühl beim Abschiede ihr in Erinnerung kam. — Endlich schrieb Rosa. — Ihr Brief enthielt ein langes Detail von den einander drängenden Festen und von den schmeichelnden Beweisen der Bewunderung, die sie in jeder Gesellschaft erregte. Eine befriedigende Äußerung für ihre treue Anhänglichkeit suchte Ida umsonst. Die wenigen Worte, welche eigentlich an sie gerichtet waren, glichen den Höflichkeitsformeln, die unumgänglich nöthig sind.

Als Nachschrift bemerkte Rosa, daß sie die Bekanntschaft eines sehr einnehmenden jungen Mannes gemacht habe, dessen Neigung und

Betragen eine künftige Verbindung mit ihr vermuthen ließen. Wie gern hätte Ida den Inhalt dieses Briefes vergessen. Drei Monate vergingen; und während dieser Zeit fand Ida nur dann Erholung, wenn sie sich gänzlich den Träumen ihrer Sehnsucht überließ, die eine neue reizende Welt um sie bildeten, bis das einfache aber treffend wahre Bild der verdorrten Blüthe ein schmerzliches Licht in ihre Seele warf, und — auch ihre seligen Träume erblichen dann immer mehr und mehr. —

7.

Einige Zeit nach jener Sommernacht, die uns mit dem stillen Kummer der guten Ida vertraut machte, saß sie wieder Abends einsam in ihrem Garten. Da kam eilig ein Bote vom verwandten Schlosse herauf und kündigte ihr die Rückkunft der Cousine an. — Über diese unerwartete Freude sprang sie mit klopfenden Herzen hastig auf, sammelte eilig in ein Körbchen mehrere für Rosa bereitete Geschenke als Beweise des treuen Andenkens während ihrer Abwesenheit und so gepackt flog sie den Berg hinab, als eile sie der Erfüllung ihrer tiefsten

Wünsche entgegen. Alles war wieder Hoffnung und Liebe in ihr. Nun hoffte sie wieder an dem Herzen der Freundinn von ihren innern Leiden zu genesen, oder sie durch Vertrauen gemildert zu fühlen. — War Rosa die Zeit hindurch so glücklich gewesen, so mußte sie ja auch um so weicher seyn, um so liebevoller ihr entgegen kommen. Von so holden Vorstellungen belebt, stürzte Ida mit dem Ungestüm der seligsten Freude durch die ersten Zimmer, welche zu der Wohnung Ida's führten. Aber nun stand sie plötzlich still, als der Klang einer wohlbekannten Stimme ihr entgegen scholl. Ein leises Zittern flog durch ihre Glieder und der schwachen Hand entfiel das Körbchen. Auf das dadurch erregte Geräusch sprang Rosa mit einem Freudengeschrei aus dem Zimmer Ida entgegen, und führte sie unter Liebkosungen, die sie nicht erwiedern konnte, in das Gemach. Der Gesang war verstummt, aber je näher Ida dem Sänger kam, desto deutlicher wurde ihr — obwohl das Dunkel des Abends einen unsichern Schein umher verbreitete, daß ihr Gehör sie nicht getäuscht habe. Immer hatte sie noch

kein Wort hervorzubringen vermocht. Jetzt näherte sich Rosa dem am Klavier sitzenden jungen Manne, nahm ihn vertraulich an der Hand, und indem sie denselben Ida entgegen führte, sprach sie freundlich: „Erlaube theure Freundinn, daß ich dir in diesem Herrn den Grafen Adolph von Liliens vorstelle, der als mein zukünftiger Gatte auch ein gegründetes Recht auf die Wonne dieser Stunde hat.“ — Jetzt hatte ihn Ida völlig erkannt, — Er war es. — Das Ideal ihrer schönsten Träume, ihrer glühendsten Sehnsucht. — Ach sie hatte nicht geahnt, ihn so wieder zu finden. — Sie wollte aufstehen, aber sie schwankte auf ihren Sitz zurück.

„Was ist dir, Liebe?“ fragte Rosa besorgt.

„Nichts, gar nichts,“ — antwortete Ida, und wischte sich die kalten Tropfen von der brennenden Stirn — „ich bin den Berg zu schnell hinabgeeilt, und das thut zuweilen nicht gut,“ setzte sie schmerzlich lächelnd hinzu.“ — „Wie preise ich das Geschick, mein Fräulein,“ — sagte der Graf, Ida jetzt erkennend — „welches mir bei unserm zweiten Zusammentreffen die Hoffnung erlaubt, ihnen nicht wie das erste

Mal, fremd zu bleiben, ja ihnen vielmehr näher anzugehören, durch dieß beglückende Band.“ Ein feuriger Kuß auf Rosa's niedliche Hand, zeigte der gemarterten Ida, wie zärtlich diese geliebt war.

8.

Nach einer drückend schweren Stunde, in welcher der Pfeil eines tödtlichen Schmerzens immer tiefer in Ida's Seele drang, kehrte sie nach Hause zurück. Die Gewalt, welche sie sich anthun mußte, um ihre Bestürzung zu verbergen, hatte sie erschöpft.

Der Eindruck, den der Graf auf sie gemacht, die Sehnsucht, die er in ihr erweckt, fingen bereits an, durch die Zeit geschwächt zu werden. Dieses Wiederfinden hatte den ersten erneuert und ihn ohne ihr Wollen zum bestimmten Gegenstande der zweiten gemacht. — Jetzt bedrohte sie die Gefahr eines täglichen Umgangs mit ihm. — Die Liebe, welche er für Rosa fühlte, verlieh seinen Bewegungen, seinen Worten, seinem ganzen Wesen etwas noch weit Anziehenderes, als die ernste Ruhe des Gemüths, welche Ida an jenem unvergeßlichen

Abend an ihm bemerkt hatte. — Nun sah sie wohl den Ausdruck der Liebe in seinen Augen, hörte die schmeichelnden Worte aus seinem Munde, doch sie galten ja nicht ihr! — Das Mädchen sah mit unendlichem Kummer das Gefühl der Liebe sich täglich in ihrer Brust vermehren. Sie hatte sich zwar gerne überredet, jeder Hoffnung, die ihr früher in ihrer Unwissenheit der Verhältnisse lächelte, zu entsagen, aber dennoch lebte sie in der Nähe der beiden Liebenden ein Leben voll der entsetzlichsten Qualen, denn sie fühlte, daß ihr ganzes Schicksal an einen Mann gebunden sey, dem sie nie angehören werde. Ihr Daseyn erschien ihr nun zwecklos. Eine Minute hatte ihr nicht nur den Gegenstand ihrer Liebe, sondern auch die Freundinn benommen, — kein Vertrauen konnte mehr ihr Leid erleichtern, — ein ewiges Schweigen mußte das Pfand für das Glück ihrer Lieben seyn. Sie warf sich einst in der Angst ihres Herzens vor Gott nieder, sie bat wenigstens als Werkzeug zu dem Wohle des Geliebten dienen zu dürfen nnd — nun ging ihr ein Gefühl auf, als hätte der Allmächtige ihr Gebet

erhört, und als sey sie bestimmt über seine Verhältnisse zu wachen. Dieser Glaube stärkte sie und verlieh ihr die Kraft, alle Regungen ihres Herzens mit dem undurchsichtigen Schleier unbefangener Heiterkeit zu decken.

9.

Des Grafen edler Charakter konnte bei näherer Beobachtung nur gewinnen, doch der Reichthum, welchen er in sich trug, kümmerte Rosa wenig. Seine äußere Bildung, sein Titel waren es, die ihre Eitelkeit befriedigten. In dem verführerischen Zauber ihres Benehmens, ihres Gesichtchens, und der Verschiedenheit ihrer Talente, bestand das Geheimniß, welches den Grafen über die Leere ihres Innern so wunderbar täuschte. Ach, er ahnte es nicht, wie viel Herrliches durch den Schmerz hoffnungsloser Liebe in seiner Nähe unterging. — Ein Umstand hatte ihn auf einen seltsamen Mangel von Zartgefühl bei seiner Braut aufmerksam gemacht. — Es war der Namenstag Ida's; geliebt und verehrt von allen die sie kannten, war jeder bemüht, derselben irgend eine unerwartete Freude zu machen. — Der

Graf hatte sich Rosa zum Vertrauten bei ihrem Plane angeboten. Doch das Trotzköpfchen wollte sich um keinen Preis dazu bereden lassen. — Unwillig nahm er seinen Hut, und betrat allein, seine einfache Blumengabe in der Hand, den Weg zu Ida's Wohnung. Es war Mittag, die Sonne brannte, als der Graf den Berg hinan stieg und die armen Blumen welkten sichtlich dahin. Um sie vor der Wärme zu schützen, erweiterte er sein Kleid und stellte sie sorgsam an seine Brust. So trat er in Ida's Zimmer und wollte ihr den Blumenstraus überreichen, doch kaum hatte ihn Ida's Hand etwas hastig berührt, so bedeckten auch schon die von der Hitze versengten Blätter den Boden, und nur die kahlen Sprossen blieben ihr zurück. — Beide sahen betroffen auf die zerrissenen Blumen. „Ein übles Zeichen, lieber Graf, alle Blüthen des Lebens welken bei meiner Annäherung,“ sagte Ida verstimmt. — „Ach Gott!“ — rief der Graf entrüstet — „nicht sie, liebes Mädchen, ich allein bin daran Schuld.“ — Er dachte an d i e s e Blume, aber Ida erblaßte vor dem Zusammenhang seiner Antwort mit

ihrem Gefühl. „Ich hätte kein so vergängliches Sinnbild meiner Freundschaft wählen sollen,“ fuhr der Graf fort, — aber Ida erwiederte scherzend; „Rosen deuten auf Liebe, solche Blumen sollten sie nur ihrer Braut geben. Vielleicht haben diese errathen, daß sie nicht für ihre wahre Gebietherinn bestimmt waren, und aus stiller Treue sich eher in der Nähe ihres Herzens einen süßen Tod suchen, als einer Fremden gehören wollen.“ »Ganz recht, liebes Mühmchen“ — antwortete der Graf — „Rosen deuten auf Liebe und in ihnen ist der reichste, innigste Wunsch meines Herzens offenbar: die Liebe eines edlen Menschen werde ihnen zu Theil, in dem ganzen reichen Maße, das ihre Güte verdient. Ach, daß ich recht bald einen Rosenstraus in der ganzen schönsten Bedeutung, an dieser Brust erblickte! ich dürfte dann hoffen, vielleicht an demselben Tage zum Altar zu treten, an dem sie die Myrthe in ihr Haar schlingen um eine doppelt heilige Stunde des Glücks zu feiern.“ Zur Antwort erblaßte das gepeinigte Mädchen und trat an das offene Fenster, denn sie athmete mit jeder Minute

schwerer. Der Morgenstrahl hatte tausend Blumen ihres Gärtchens entfaltet, aber alle, alle schienen zu Ida hinauf zu blicken und die geschmückten Häupter schüttelnd zu lispeln: „ach für dich dürfen wir nicht blühen!“ —

10.

Da meldete man das Geschenk der Cousine Rosa, und aus dem weggezogenen Schleier glänzte dem befremdeten Auge Ida's das blinkende Glas einer wunderschönen Psyche entgegen. — Ein dunkles Roth überzog des Mädchens Wange bei diesem Anblick. Es war ihr unaussprechlich kränkend, gerade vor dem Grafen ein so wenig passendes Geschenk zu empfangen. Was sollte sie, die Häßliche, anders damit, als sich fortwährend an das Unrecht der Natur erinnern. Der Graf selbst wurde verlegen, er konnte das Unzarte dieser Wahl, so wie den Mangel an Einsicht von Rosa nicht begreifen. Ihm war Ida's kleine Schwachheit, die nur zu aufrichtigen Spiegel zu meiden, nicht entgangen, und er entschuldigte sie gerne, um wie viel besser sollte sie daher die Freundinn kennen und ehren. — Er wußte nicht, daß das

arme Mädchen erst seit seiner Bekanntschaft ihren eigenen Anblick scheute, und daß seine ersten Äußerungen, ihr ewig gegenwärtig und kränkend blieben. Sobald er Ida verließ, eilte er dem unüberlegten Bräutchen einige Vorstellungen zu machen. Sie wurden aber übel aufgenommen. Rosa meinte, man hätte ihr selbst kein angenehmeres Geschenk machen können, daher hätte sie auf den nämlichen Eindruck bei der Cousine gerechnet. Sie schmollte, daß man absichtlich ihren guten Willen verkannte, und verharrte mit so vielem Eigensinn auf ihrer Behauptung über das Schickliche ihrer Wahl, daß der Graf tief verwundet wurde. — Sie verfiel für den ganzen Tag in die unerträglichste Laune, und der arme Adolph schied von ihr mit dem Keime eines langen Schmerzens in der Brust, denn zum ersten Mal hatten bittere Worte und anzügliche Reden ihm das Kleinliche ihrer Seele zum Theil enthüllt.

11.

Noch dauerte diese peinliche Stimmung, als Rosa's Mutter sich entschloß, einen Theil des Winters in der Nähe der Residenz zuzu-

bringen. Adolph folgte seiner Braut dahin mit einem immer unruhiger werdenden Herzen, und Ida sah sie mit einer bangen Besorgniß um das künftige Glück des Geliebten im Herzen von dannen ziehen, denn alle zarten Sorgen und Ermahnungen ihrer Freundschaft vermochten nicht das kränkende Benehmen Rosa's zu besänftigen.

12.

Kurze Zeit nach ihrer Ankunft in der Stadt, wurde der Marquis von Ronsac, ein emigrirter Franzose, bei Rosa's Mutter eingeführt. Er war ein Mann von ungefähr fünf und dreißig Jahren, wohlgestaltet und wie beinah' alle seine Landsleute, äußerst anziehend in den ersten Tagen der Bekanntschaft. Kannte man ihn aber genauer, so machten ihn sein satyrischer Geist, sein beißender Witz zu einem Gegenstande der Abneigung und der Furcht; man behandelte ihn dann um so besser, um nur nicht in den Schein der Lächerlichkeit zu kommen, denn niemand so gut auf seinen Nächsten zu verbreiteu wußte, als er.

Die Eitelkeit verleitete Rosa auch, die Bewunderung dieses so gefürchteten Mannes erre-

gen zu wollen und sie suchte eifrig jede Gelegenheit, ihn mit den Eigenschaften ihres Verstandes bekannt zu machen. Dem geübten Auge des feinen Weltmannes entgingen die Bemühungen des Mädchens nicht, und seine Eigenliebe flüsterte ihm zu, daß eine beginnende Neigung für ihn die Triebfeder ihres Betragens sey. — Das Mädchen war hübsch, reich — gerade was er suchte. Freilich stand ihm der bereits erkorne Bräutigam im Wege. Wann aber zweifelt ein Franzose an dem Gelingen eines Planes, wozu sein eigenes, vergöttertes Ich ihm verhelfen soll? — Der Marquis meinte, es sey ihm ein leichtes Spiel, den traurigen Moralisten (wie er Adolphen nannte) aus dem Sattel zu heben. Der Graf sah mit stillem Mißvergnügen, wie der Plattkopf, den er in den ersten Stunden durchschaut hatte, die Aufmerksamkeit Rosa's in so hohem Grade erregte. Nicht Eifersucht, aber, sich bei dem Gefühle des eigenen Werthes einem so hohlen Menschen nachgesetzt zu sehen, dieß war die Ursache seines Unmuthes.

13.

Planmäßig ging der Marquis zu Werke. Er machte nach und nach den Grafen zur Zielscheibe seines Witzes. Anfangs erröthete und schwieg das Mädchen, aber bald wurde sie mit seinem unzarten Scherze vertrauter, sie lachte mit und wetteiferte am Ende mit dem Marquis, um in dem Grafen Lächerliches zu entdecken. Vergebens suchte Adolph seine Braut von diesem gefährlichen Umgang abzuhalten. Sie war schwach genug, seine so herzlich gemeinten Ermahnungen dem Marquis mitzutheilen, und Rachbegier spornte diesen, nun seinen Plan noch emsiger durchzusetzen.

Als endlich der Einfluß dieses Mannes sich selbst in dem übrigen Betragen Rosa's gegen ihren Bräutigam zeigte; als sie einst sogar Spott gegen ihn gebrauchte, da verschwand der Zauber, der die Augen des edlen Mannes geblendet hatte. Sein Herz brach unter der Vorstellung, die theuerste Hoffnung seines Lebens aufgeben zu müssen, aber sein Entschluß war gefaßt. — Schweigend verließ er Rosa, die so oft den zarten Sinn seiner Worte und Hand-

lungen verkannt, sein Gefühl so unsanft berührt, und mit aller Gewalt seine Liebe und Achtung von sich gestoßen hatte.

14.

Rosa saß eben an ihrer Toilette, richtete von Zeit zu Zeit an einer Locke, las dann wieder in einem Artikel der Zeitung, welchen sie zum Gegenstande der heutigen Diskussion erwählt hatte, und dachte dabei an den Marquis, als man ihr ein Billet des Grafen hinterbrachte. Es enthielt die wenigen Worte: „Scherz treiben mit der wahren Liebe eines guten Herzens heißt: das Höchste und Heiligste des Lebens leichtsinnig verwerfen und sich dessen Besitzes unwerth zeigen: Ich gebe ihnen, mein Fräulein, das mir gegebene Wort zurück, sie sind frei, und ich zweifle nicht, daß sie in ihrer Umgebung für meinen Verlust reichliche Entschädigung finden werden.“

15.

Die Stunde, in welcher der arme Adolph diese Zeilen geschrieben hatte, war für ihn die schwerste seines Lebens gewesen. Sie hatte ihn die höchste Anstrengung gekostet, und als der

Brief abgesendet war, wurde er so weich, daß er das freiwillige Opfer beinahe bereute! — Alle süssen Augenblicke vergangener Tage, durch inniges Vertrauen, herzliche Hingebung so schön geschmückt, führte jetzt die Erinnerung mit doppeltem Reiz an seiner wunden Seele vorüber. Der peinigende Zweifel, ob er sie vielleicht zu streng gerichtet und ihr Unrecht gethan, brachte ihn beinahe außer sich. Mit jeder Minute schlug ihm das Herz ängstlicher. Bald — jetzt mußte sie die unseligen übereilten Worte lesen und ein durch ihn verursachter Schmerz, sie ergreifen.

Adolph langte nun hastig nach seinem Hut, — unfähig, irgend einen Gedanken ruhig zu fassen, wollte er eben aus der Thür stürzen um von ihr Verzeihung und die Rückgabe aller seiner Hoffnungen zu erflehen, als der abgesendete Diener eintrat. Der Graf stand still und erbleichte „Nun“ — sagte er hastig und in einem Ton, als sollte der ihm gegenüberstehende Mensch errathen, daß Leben oder Tod von seiner Antwort abhänge. — „Nun“ — wiederholte jener — „als man mich gemeldet und ich eintrat, saß das Fräulein am Klavier und sang

mit dem Herrn Marquis. Sie fragte, ob Antwort nöthig sey, und als ich dieß verneinte, warf sie den Brief zur Seite und sang fort; ich aber ging.“ „Das will auch ich thun,“ rief der Graf empört. Dieser widrige Bericht hatte ihm seinen Entschluß und den giftig nagenden Schmerz wieder gegeben. — In wenigen Minuten war der Reisewagen fertig und Adolph bestieg ihn, verzweifelnd an Glück und Ruhe.

16.

Wohin rollte der Wagen so schnell? — wohin sonst, als gerade nach dem einzigen Orte, wo jeder Gegenstand Adolphs Leiden und Trauer vermehren mußte. — Es ist eine Eigenthümlichkeit der tief empfindenden Gemüther, daß sie gerne an der Wunde verbluten, die das zu warme Gefühl traf. Man könnte sagen, sie lieben ihre Schmerzen als den einzigen Nachlaß des entschwundenen Glückes. So geschah es, daß Adolph in der Nähe von Rosa's Sommerwohnung zwei düstere Monate verlebte. — Im Frühlinge blühten die Rosen seiner Liebe. Des Winters kalte Hand hatte sie entblättert. Die erstarrte Natur um ihn her paßte zu seinem

Sinn. Ihm gefielen jetzt die kahlen Zweige, die ihres zarten grünen Schmuckes beraubt waren, wie sein Leben von allen Freuden. Dennoch war ihm das Sinnbild nicht treu genug, er hätte sie alle von einander absondern mögen, um solche sich selbst noch ähnlicher zu machen.

17.

Während dieser Zeit saß auch Ida mit ihrem Kummer im einsamen Schlosse, ohne zu ahnen, daß der Augenblick gekommen sey, dem Freunde durch den milden Trost der theilnehmenden Freundschaft hülfreich beizustehn. — Die zerstörende Gewalt des ersten Schmerzes hatte allein vermocht, die sanfte Dulderinn aus Adolphs Gedächtniß so lange zu entfernen. Nun faßte er mit Eifer den Gedanken, daß vielleicht Ida's Umgang ihm einige Erleichterung und Ruhe geben werde.

18.

Er trat einst unbemerkt und unerwartet in Ida's Zimmer. Sie empfing ihn mit einem Schrei, der halb der Freude und halb der Wehmuth gehörte, denn seine entstellten Züge zeigten nur zu deutlich, was er gelitten. — Adolph

glaubte sie bereits von allem unterrichtet, und groß war sein Erstaunen, als er erfuhr, daß nicht eine Zeile von Rosa's Hand ihr etwas kund gemacht hatte. Nun war er gezwungen, ihr die Verhältnisse aus einander zu setzen. Er that es mit der möglichsten Schonung für Rosa; als aber Ida's Güte versuchte, ihn zu einer Wiedervereinigung zu bewegen, wiederholte er ernst und beinahe düster die ersten Worte seines Abschiedsbriefs an Rosa, und selbst die wohlwollende Freundinn hatte keine Antwort dafür.

19.

Jetzt ging für Ida eine schöne, an ruhigen heitern Stunden, reiche Epoche an. Täglich besuchte sie Adolph; die Zeit, wo er nicht gegenwärtig war, brachte sie in freudiger Erwartung und in der Vorbereitung irgend einer kleinen unerwarteten Freude zu. — War er da, so wandte sie alle ihre Sorge an, um sein gesunkenes Gemüth aufzuheitern und — es gelang ihr immer besser. Die vielen Talente, welche sie besaß, die fröhliche Wendung ihres Geistes, erhöht durch diese für ihr Herz so unverhoff-

freudige Gegenwart, der reiche Schatz an Kenntnissen und Gefühlen, den sie in sich trug und täglich mehr entfaltete, machten Adolphen ihren Umgang bald unentbehrlich und seine wohlthätige Wirkung wurde immer sichtbarer.

20.

An Ida's Geburtstag kam der Graf später als gewöhnlich. Die halbe Stunde Unterschied hatte ihr unendlich lang gedünkt. „Ach“ — seufzte das Mädchen — „wohl sieht man, daß er meine Sehnsucht weder kennt noch theilt! nicht einmal dieser Tag sollte für mich schmerzlos hingehen.“ — Der Erwartete kam endlich. Erhöhte Freundlichkeit lachte Ida aus seinem Auge entgegen, aber keinen Glückswunsch sprachen seine Lippen aus. Er näherte sich ihr schweigend und setzte sich halb beklommen neben ihr auf den Sofa. — Über das fremdartige Benehmen, sah ihn jetzt Ida verwundert und beinahe empfindlich an. Da gewahrte sie erst in seinem Antlitz einen unverhelbaren Ausdruck von wehmüthiger Rührung. Ihr Herz pochte ängstlich, denn sie sah, daß etwas Ungewöhnliches den Geliebten bewegte, und noch hatte sie

nicht den Muth gefaßt, um ihn zu befragen, als er — indem er ihre Hand mit Innigkeit in die seinige drückte — folgende Worte an sie richtete: „Theure Freundinn, ich bin zu ihnen gekommen, nicht nur mit einem Herzen voll der aufrichtigsten Wünsche, sondern auch mit einem Geschenke. Mögen sie es nicht verschmähen! Hier ist es“ — sagte er, das Verheissene aus seiner Brust ziehend. — „Weiß ist zwar die Farbe der Unschuld, aber es sind Rosen!“ — und überreichte dem Mädchen seine Blumen. „Was ist das“ — rief sie und fuhr heftig zusammen. Das Herz ahnte, wollte selbst schon glauben, aber der Verstand zweifelte und fragte. — „Gute Ida“ — fuhr Adolph bewegter fort — „sie selbst lehrten es mich bei einer ähnlichen Gelegenheit. Rosen, sagten sie damals, sollen sie nur ihrer Braut geben. — Diese Gabe hat auch eine Bitte im Geleite. Die Rosen sind weiß, und deuten auf die Reinheit des Gefühls, das mich zu ihnen zieht: Nicht flüchtige Leidenschaft, aber die Anerkennung ihrer seltenen Tugenden und Geistesvorzüge lassen mich in einer Verbindung mit ihnen das ganze

Glück hoffen, das ich zu empfinden noch fähig bin. — Ach liebes Mädchen, ich weiß es wohl, nur sie, so gut, so mild, werden dem Schwachen verzeihen und ihm beistehn, wenn eine Erinnerung an vergangene Freuden zerstörend in den Frieden seines Gemüthes greift." — In diesen Worten lag so viel Hingebung und der Ausdruck eines so festen Glaubens, daß sie Ida bis in das Innerste ihrer Seele erschütterten.

21.

Dem Mädchen schwindelte vor der plötzlichen Erreichung eines Zieles, dem sie längst entsagt, und das sie seitdem nicht zu erhoffen wagte. Jedes andere Mädchen an ihrer Stelle wäre dem Geliebten in die Arme gesunken, hätte endlich der durch Entsagung und Schmerz zerrissenen Seele Luft gemacht, und den unverhofft dargereichten Freudenbecher in vollen Zügen geschlürft. — Aber eine Empfindung, so rasch und bestimmt wie das Denken, hielt Ida unwiderstehlich davon zurück. Sie war zu bewegt, um sich selbst zu trauen. Ungewöhnlich waren ihre Verhältnisse, daher fühlte sie, daß sie kein gewöhnliches Mädchen seyn dürfe und

jede ihrer Regungen treu bewachen müsse. Sie verlor ihre Fassung im Äußern nicht, verhielt die heißen Thränen des Entzückens und des gelösten Schmerzens, und indem sie mit Innigkeit und Würde Adolphen für seinen Antrag dankte, erbat sie sich einige Zeit zur Fassung ihres Entschlusses. — Der Graf bewilligte dieß gern und schied mit der wiederholten Versicherung seiner wärmsten Achtung.

22.

Ida blieb allein mit ihren Rosen. Im Anschauen der zarten Blumen überfiel sie ein heimlicher Schauer. „Es ist auch ein Kranz von weißen Rosen, womit man die entschlummerte Jungfrau schmückt“ — sagte sie leise.

Sie hatte die Wehmuth in Adolphs Antlitz wohl verstanden. Es war der Schmerz, die letzte unübersteigliche Scheidewand zwischen sich und seine Liebe gesetzt zu haben. — Das letzte schwere Opfer der Vernunft und ihr durch Thränen erkaufter Sieg über die Stimme des Herzens. Wer aber konnte Ida dafür bürgen, daß es ihn nicht einst reuen und daß er sein Leben an der selbst angelegten unauflöslichen

Kette nicht zerreiben werde! konnte er Rosa je ganz vergessen?

Ida schritt jetzt schneller auf und nieder. „Ach!“ — fragte sie sich selbst mit einem schmerzlichen Seufzer — „wird er wohl sich jemal an das Widrige meines Äußern gewöhnen?“ Jetzt blieb ihr Kleid durch die Raschheit ihrer Bewegung hängen, sie wandte sich um, und das nur zu treue Glas der Psyche gab ihr durch den Wiederschein ihres Antlitz die klarste Antwort.

„Ach Rosa!“ — rief sie und schwere Thränen rollten ihr über die bleichen Wangen — „so mußte es kommen, daß alle meine Hoffnungen an deinem Geschenke scheitern, durch dieß rufst du dich in der wichtigsten Stunde in mein Andenken zurück. Wohl mir, daß die gütige Vorsehung mich noch zu rechter Zeit an die Pflichten der Freundschaft erinnert, und mein Herz vor dem Übermuth des blendenden Glückes bewahrt hat.“ — Sie legte die Hand auf ihr gefoltertes Herz, als wollte sie jeden raschen Schlag unterdrücken und den mächtigen Sturm beschwichtigen, aber schon die erste Minute hatte den herben Kampf entschieden. —

Kein Nebel umzog mehr den Weg, den sie wandeln zu müssen glaubte, klar war der Tag, welcher ihn beschien, aber ohne Sonne.

23.

Herr Mollbach trat ein. — Hätte unsere Ida des Trostes bedurft, so würde niemand mehr im Stande gewesen seyn, ihn zu geben, als dieser würdige Mann. Ida hoffte wohl auch auf Trost aber in der Erreichung ihres Zieles und wollte keinen andern Vertrauten ihres Edelmuths haben als ihr Bewußtseyn. So zart war ihre Seele, daß sie jeden, selbst bewundernden fremden Blick scheuete; sie theilte Herrn Mollbach nur die äußern Verhältnisse mit, und vergaß das liebende Mädchen, um ganz die warme gütige Freundinn seyn zu können. Sie bat um seinen Rath und als Mollbach von ihr schied, pries er Gott in der Schöpfung eines so herrlichen Wesens.

24.

Nach einigen Tagen kam der Graf. Ida machte ihn mit Offenherzigkeit auf ihre wenig anziehende Gesichtsbildung aufmerksam und stellte ihm vor, daß er die Ausführung eines zu ra=

schen Entschlusses vielleicht bereuen werde. Der Graf widerlegte ihre Gründe mit Wärme und bat um so dringender um ihre Hand. „Nun“ — sagte Ida endlich — „ich wünsche ihr Glück viel zu sehr, um nicht alles einzugehn, was meine Person betrifft. Doch muß ich noch eine Bedingung setzen, bis mein Jawort erfolgen kann, sie besteht in der Bitte, um ein Monat Bedenk- und Prüfungs-Zeit, und sind dann ihre Gesinnungen noch die heutigen, so werde ich die Ihrige.“ Adolph meinte zwar, dieser Monat könne in seinem Wollen keinen Wechsel hervorbringen, — dennoch gab er nach. „Lieber Graf“ — sagte Ida scherzend — „ich muß diese Prüfungszeit sogleich mit einer kleinen Trennung beginnen. Ich bin auf einige Tage zu einer Freundinn geladen, bleiben sie mir ja hübsch treu, lieber Adolph,“ und damit nahm sie von ihm Abschied.

25.

Sie kehrte nach kurzer Abwesenheit zurück. — Während dessen hatte der Graf eine schöne Besitzung gekauft, eine halbe Stunde von ihrem Schlosse gelegen. Er wollte in seiner neuen

Verbindung wo möglich jede Erinnerung an die Vergangenheit entfernen, daher auch den jetzigen Wohnort Ida's verlassen. Er führte sie in das niedliche Haus, welches einfach aber höchst geschmackvoll eingerichtet war. Die Einrichtung der für Ida bestimmten Zimmer, bezeugte die zarteste Sorgfalt für die Erfüllung jedes Wunsches, jeder Neigung seiner Braut. „Ach“ — seufzte Ida — „wenn das schöne aber ernste Gefühl seiner Achtung so viel Freundlichkeit über das Leben der von ihm Erkornen zu verbreiten weiß, um wie viel reicher an Herrlichkeit und beglückenden Folgen muß seine Liebe seyn.“

26.

Der Monat war verstrichen. Adolph forderte dringend die Erfüllung des gegebenen Wortes. Er fühlte, daß nur Ruhe sein krankes Herz erleichtern konnte. Diese hoffte er in Ida's sanfter Nähe zu finden, und wie ein Todkranker gierig nach den letzten Rettungsmitteln hascht, so beschleunigte Adolph den Augenblick seiner Vermählung. — Die Pflicht sollte dann alle verführerischen Bilder, welche ihn nur zu sehr noch beschäftigten, zu jeder Zeit verfolg-

ten, zurückschrecken und seiner Schwachheit eine Stütze geben.

27.

Es kam endlich der Tag, an dem Adolph seine Vermählung feiern sollte. — Früh ging er zu Ida. Der erste Morgenstrahl hatte sie in frommer Andacht an dem Grabe der verblichenen Eltern getroffen, und oben bereitete ihr Engel an diesem Tag die lichte Krone des ewigen Heils.

28.

Der Graf fand seine Braut schon angezogen. Die heitere Ruhe ihres ganzen Wesens paßte zu ihrem weißen einfachen Anzuge. Ein Kranz weißer Rosen hielt einen langen Schleier auf ihrem Haupte fest. — Als dieser Theil ihres Putzes des Grafen Aufmerksamkeit fesselte sagte sie lächelnd, „er solle sich nicht wundern, wenn die minder hübschen Mädchen auch ihre Art Eitelkeit haben. Wenn mich die guten Leute in der Kirche an ihrer Seite sähen, lieber Adolph, so würde ich unsicher seyn, ob sie nicht einige zu aufrichtige Bemerkungen über ihre Wahl hören müßten, und dieses will ich ihnen

und mir ersparen. Neben ihnen müßte das Unglück, das mich getroffen, noch auffallender seyn, und so ist es besser, wenn ich den verhüllenden Schleier gebrauche."

29.

Man fuhr endlich nach der Kirche, wo der gute Mollbach sie erwartete, um den Segen des Himmels auf ihren Bund zu legen. In einem Wagen fuhr Adolph mit zwei seiner Freunde, im zweiten seine Braut mit ihrem Vormund und dessen Gattinn. Ernst und feierlich war die Haltung des Grafen am Altar, eine tiefe Stille herrschte im heiligen Orte. Es war, als sagte jedem eine innere Stimme, daß jetzt kein Fest der Freude gefeiert, aber ein reines Opfer der Tugend gebracht werde. — Laut und vernehmlich sprach Adolph das Ja. Es lag darin die ganze Anstrengung, welche es ihm kostete, denn mit diesem Worte stieg die ewige Scheidewand hoch empor. Aus dem Schleier tönte unter einem fortdauernden Schluchzen, ein schwaches kaum vernehmbares Ja als Antwort zurück. Nach beendigtem Amte fuhr man in der vorigen Ordnung nach Hause. — Den Grafen

suchte man darauf vergebens. Ach Ida, hättest du geahnt, was ihn jetzt so bewegte, hättest du gesehen, wie er hinabeilte in die einsame Natur, die Hände krampfhaft über die gequälte Brust geschlungen, daß sie ja nicht zerspringe unter der furchtbaren Last, wie er die Arme gegen den Himmel breitete und die Minute aus seinem Leben, aus der Schöpfung wegzustreichen flehte, die ihn nun unwiderruflich von seiner Liebe, seiner Seligkeit trennte — reine starke Seele, würdest du auch diesen namenlosen Schmerz ertragen haben?

30.

Noch hatte der Sturm in seiner Brust nicht ausgetobt, und zuckte selbst auf seinem Angesichte, wie ein fernes trübes Wetterleuchten, als der Graf in das Gemach seiner Gemahlinn trat. Er war allein, und der erste Gegenstand, welchen er jetzt erblickte, war Ida's, vor ihrer Krankheit ihr so ähnliche schöne Bild. Er hatte es nie gesehen. Als Ida ihn am ersten Abend bei der Cousine erkannte, hatte sie ohne sich selbst über die Ursache Rechenschaft geben zu können, das Bild mit einen seidenen

Vorhang bedeckt. — Dieses war jetzt gelüftet. Adolph betrachtete es mit steigendem Interesse und Beklommenheit. So manchen geliebten Zug fand er darin wieder und es täuschte ihn seine Einbildungskraft wahrlich nicht, denn Ida hatte ihrer Cousine einst sehr ähnlich gesehen. Im Anschauen verloren, brachte ihn sein Gefühl so weit, daß er unfähig, sich länger zurückzuhalten im wehmüthigsten Tone laut ausrief: „Ach Rosa, Mädchen meiner Liebe, warum warst du der Engel nicht, den meine Anbetung so gerne in dir gefunden hätte. Warum darf dich mein Herz nicht so achten, als es bis zu seinem letzten Schlage dich lieben wird.“ Ein leises Geräusch folgte diesen Worten und als sich Adolph umsah, stand hinter ihm — Ida, bleich mit nassen Augen.

31.

Des Grafen bebende Lippen fanden keine Worte. Das Bewußtseyn, durch die bereits ausgesprochenen, das ganze Glück seiner so gütigen edlen Gemahlinn zerstört zu haben, machte ihn beinahe verzweifelnd.

„Lieber Adolph“ — sagte jetzt Ida gefaßt

und tröstend — „nicht verkennen sollen sie das Gefühl, welches mich jetzt beseelt. Die Thräne ist nicht allein der Bote der Trauer, sondern auch der Freude. — Dieser Augenblick mußte kommen, ich hatte ihn vorausgesehen. Er mußte so schmerzlich seyn, um sie zu überzeugen, daß ich treuer und einsichtsvoller für ihr Glück sorgte als sie selbst. Gott hat, hoffe ich, meine Pläne geleitet, und es möge nun ihr Erfolg gut seyn und für ihre ganze Lebenszeit glänzend bestehen.“ Sie verließ schnell den Betroffenen und eh' er irgend einen Schluß fassen konnte, kehrte sie zurück, ihm eine weibliche Gestalt entgegen führend, die ihren ganzen Brautanzug trug. Des Kranzes Farbe nur war verschieden. Diese Rosen waren roth. „Nun“ — hub Ida lächelnd an — „trete ich in die Rolle der Freundinn zurück, welche ich eigentlich nur zum Scheine verlassen hatte, und hier, lieber Graf, stelle ich ihnen ihre wirklich angetraute Gattinn vor.“ Sie hob jetzt den dichten Schleier von des Mädchens Stirn, und dem Erstarrten blickten Rosa's in Freudenthränen schwimmende Augen entgegen.

32.

„Keine Vorwürfe, lieber Adolph“ — bat Ida — „Die Verirrte hat streng gebüßt und bereuet. Sie hat die Prüfungszeit edel bestanden. Nun ist sie für beide überstanden, und es sollen tausend und tausend reine Freuden sie beglücken und entschädigen. Ich gebe sie ihnen wieder, die Heißgeliebte, mit der festen Überzeugung, daß sie ihrer würdig ist.“

Sprachlos lagen die Überseligen sich einander in den Armen. Sie betrachtend und durch das Gefühl des eigenen Werthes hoch über jeden irdischen Schmerz erhoben, glaubte Ida in diesem Augenblick schon einer bessern Welt anzugehören. Noch war aber das schwerste Opfer nicht gebracht.

33.

Als Ida den Grafen auf einen Monat um eine bestimmte Antwort verwiesen hatte, fuhr sie eilig nach der Residenz, um ihren Plan durchzuführen. Sie fand Rosa sich in Kummer und Reue verzehrend. Als sie Adolphs Brief gelesen hatte, konnte sie kaum ihren Sinnen trauen. Nie hatte sie sich gedacht, daß er sich

von ihren Fesseln so leicht werde losmachen können. Sie rechnete zu sehr auf die Stärke seiner Liebe. Der Gedanke, von einem Mann verlassen zu seyn, war ihrer Eigenliebe unerträglich. Doch die gute Ida war fern, diese Ursache als die ihres Schmerzes zu erkennen. Rosa hatte dem Marquis gefallen wollen, war aber keineswegs gesonnen gewesen, ihm die weit vortheilhaftere Parthie mit dem Grafen aufzuopfern. Sie empfing Ida mit den bittersten Vorwürfen, denn sie hatte bereits von ihrem Verhältnisse mit dem Grafen gehört. — Ida ermahnte sie ernst an alle Pflichten, an das gegen ihn verletzte Zartgefühl. Sie sprach vom Herzen und drang zu dem der Freundinn. Nun enthüllte sie Rosa ihr ganzes Vorhaben und versprach ihr alles Verlorne wieder zu geben, wenn sie sich ihrer Leitung unterziehen wollte. Dieß versprach das Mädchen fest. Sie sollte diesen Monat durch ein zurückgezogenes Benehmen jeden nähern Umgang mit dem Marquis entfernen, und ihre Äußerungen sollten ihn überzeugen, daß der Beifall, den er bei ihr gefunden, größtentheils ein Scherz auf seine

Unkosten gewesen war. Zum Glück war er von der Störung in Rosa's Verhältniß nicht unterrichtet, und sie beschrieb jetzt mit so viel Eifer die seltenen Vorzüge ihres Bräutigams, daß der Marquis glauben mußte, sie hätte ihn zum Besten gehabt und sich erbittert zurückzog.

34.

Ida hatte Adolphen das selbst verworfene Glück wieder geschenkt. Aber damit begnügte sie sich nicht. Sie wußte zum Theil, wie leichtsinnig sein junges Weib war. Wie leicht konnte sie ohne Leitung durch unüberlegtes Betragen seinem Herzen eine neue Wunde schlagen, welche die kaum vernarbten alle wieder öffnen würde; dann wäre das Übel unheilbar, und ihr größtes Opfer unnütz geworden. Um ihr Ziel zu erreichen, mußte sein Lebensstern immer hell schimmern und sie beschloß daher, als sein Schutzengel in der Gatten Mitte zu wohnen, und ein wachsames Auge auf Rosa's kleinste Handlung zu haben. — Sie hatte mit unverdrossenem Muthe ihren edlen und wohlthätigen Entschluß ausgeführt. Nie verrieth ein Blick,

ein Wort, die Gewalt des innern Grams. Sie war nur beständig damit beschäftigt, Rosa's gute Eigenschaften in den Augen ihres Gemahls in das beste Licht zu setzen und sorgfältig alle Mängel zu verhüllen, die ohne ihren Trost sein Gefühl oft beleidigt hätten. — Die unerwartete Erfüllung seiner Wünsche gerade in dem Augenblick, wo er ihnen auf immer zu entsagen glaubte, hatte den Grafen in eine Art Taumel versetzt, und die Leidenschaft ihm einen neuen doppelten Schleier über Rosa's Fehler auf die Augen gelegt. Sechs Monate vergingen ihm in dem Genuß des seligsten Lebens. — Treue Freundschaft auf einer Seite, tief empfundene Liebe von der andern, schufen ihm aus dieser Welt ein Paradies.

35.

Einst saßen beide Cousinen Abends traulich beisammen, sie erwarteten Adolph, der einem Freunde auf eine Jagd gefolgt war. Rosa erzählte von ihrem Glück und dankte der edlen Freundinn. Da trat der Graf herein. Er war bleich und Fieberfrost rieselte durch seine Glieder. „Mir ist nicht wohl" — sagte er den

beiden Frauen — „die herbstliche unsichere Witterung hat mir, wie ich glaube, geschadet. — Ich habe mich auf der Jagd sehr erhitzt. Die Gegend war so schön, ich wollte meiner Rosa auch einen Theil meines Vergnügens wiedergeben. Ich verweilte dort ein paar Stunden, um sie im Freien abzuzeichnen. Die kalte Abendluft hat mich ergriffen, es wird wohl nichts Bedeutendes seyn“ — sagte er beruhigend — „bloß eine kleine Erkühlung.“

Der Graf legte sich nieder. Am neunten Tag verließ der Doktor des Kranken Zimmer mit einem Gesichte, das dem ängstlich lauernden Blick Ida's jede Hoffnung benahm. Sie erreichte ihn noch beim Weggehen. „Fräulein“ — sagte der Arzt — „an des Grafen Übel scheitert meine Kunst. Er gehört bereits dem Himmel an. — Sie, deren Herzen er nicht so nahe ist, werden leichter den Verlust ertragen, aber die weit härter Getroffene, sein junges Weib, soll durch sie getröstet und an das dortige Wiederfinden erinnert werden. Es soll sie ihre Freundschaft in dieser Stunde unterstützen.“ — Mit diesen Worten verließ er Ida. — Es war

wie sie glaubte, der letzte namenlose Schmerz, der sie treffen sollte.

36.

Mit der letzten Anstrengung raffte sie alle ihre Kräfte zusammen, um ihn würdig zu tragen. Sie war keine Minute vom Krankenbette gewichen. Rosa genoß jetzt auf ihr vieles Zusprechen, einige Stunden Ruhe und Ida kehrte in das Zimmer des Jammers zurück. Adolph schloß die Augen auf, als sie herein trat. Er hatte in den letzten zwei Tagen niemanden erkannt. Nun erhielt er seine Besinnung wieder und fühlte deutlich, wie weit es mit ihm gekommen war. Seine schwache Hand faßte die der Eintretenden, seine matten Augen schienen etwas zu suchen, dann legte er sein Haupt an Ida's zerrissenes Herz und sagte leise, „auch gut, besser sogar, daß sie nicht da ist. — Hätte ich Sie vor Augen, so machte mich das Scheiden von dieser Welt unruhig, das soll es nicht, ich darf über die kurze Zeit meines Lebens nicht murren. — Es war so schön! du kennst mein Herz, treue Freundinn, sag meiner Rosa alles, was es jetzt erfüllt. Sie soll meinen festen

Glauben an ein ewiges Wiedersehen theilen, und deine Liebe, theure Ida, soll die zarte Blüme in diesem Sturme aufrecht halten. Hier meinen letzten Gruß an sie," und Adolphs bleiche Lippen berührten Ida's Mund. „Dir, mein trostreicher Engel in jeder Stunde des Lebens, diesen Ring zum Andenken, welchen mein Wille und meine Achtung dir einst bestimmten. Leb wohl, meine geistige Braut." — In immer schwächer werdenden Tönen stammelte er noch einige Worte des Dankes, und bald entschlummerte er sanft an Ida's Brust. — Sein letzter Hauch war noch ein Seufzer der Liebe. —

37.

Noch knüpfte eine Pflicht Ida an das Leben. Sie sollte Rosa trösten, oder wenigstens mit ihr um den Geliebten trauern und sein Andenken in ihrem Herzen treu bis in den Tod bewahren. — So führte Ida seit einigen Monaten ein frommes stilles Leben der Erinnerung. Da kam ihr eines Morgens Rosa verlegen entgegen. „Liebe Cousine" — sagte sie — „ich muß dir eine baldige Veränderung meiner Lage ankündigen. Es wäre unbesonnen und unnatür-

lich von mir, wenn ich es wagte, ohne Gefährten den langen Weg des Lebens zu wandeln. Ich habe mich daher entschlossen, in einigen Wochen zu einer zweiten Vermählung zu schreiten.“

„Und mit wem?“ fragte die Bestürzte:

„Mit dem Marquis von Ronsac“ — versetzte Rosa. — „Ich kenne diesen Mann längere Zeit und sein Verstand, sein Betragen gefielen mir immer. Ich hoffe, diese Verbindung nie zu bereuen.“ — Während Rosa sprach, war Ida immer bleicher geworden. So beweinte man Adolph! Dieß war das Mädchen, dem sie das Glück ihm anzugehören, so edel geopfert hatte! Der so Unwürdigen hatte sie ihn abgetreten! Jede Regung des Gefühls, die sie bis zu dieser Minute immer zu Rosa hingezogen hatte, erstarrte jetzt in ihrer Brust! — Sie bekämpfte ihren Vorsatz nicht. Sollte sie noch einmal den Schatz ihrer Empfindungen vergeuden, um mißverstanden zu werden? — Kalt kündigte auch sie Rosa an, daß ihre sehr geschwächte Gesundheit und ihre wenig heitere Stimmung ihr nicht erlauben, länger in einem Haus zu

weilen, welches geänderte Umstände zu dem Schauplatze der Freuden und Belustigungen machen werden. Sie schied von Rosa noch am nämlichen Tag und kehrte in ihre stille Wohnung zurück. Die Cousine aber sah sich gern befreiet von diesem nun lästigen Zeugen ihrer Handlungen.

38.

Einige Wochen darauf fuhr der prächtige Zug der Hochzeitsgäste nach beendigter Trauung um sechs Uhr Abends von der Pfarrkirche zurück. Von dem Schlosse Felsheim tönte herüber der dumpfe und langsame Schlag einer Glocke. Ein Schauer überfiel die Neuvermählte. So klang es auch, als vor kurzer Zeit ihr Gatte seine letzte Wohnung betrat. War es sein Geist, der sich in ihr Andenken zurückrief? Sie war verstört; — doch bald erwärmte sich der leichte Sinn der schön geschmückten Braut an dem Feuer der hochzeitlichen Fackeln.

Die Sonne ging gerade unter und ihre glühenden Strahlen spiegelten sich an dem brillanten Diadem, das die Schwärze Rosa's schönen Haares erhob. — In der hohen Burg aber wand sich um Ida's bereits verklärtes Haupt

der weißen Rosen Kranz der Jungfrau als Sinnbild der Reinheit ihres Wandels. Die Bestimmung ihres Erdenlebens hatte sie treu erfüllt. Mit Rosa's Vermählung wurde sie auch der letzten Pflicht entledigt. Ihr so vielfach gequältes Herz sehnte sich nach Ruhe; ihr Geist nach Vereinigung mit dem Geliebten. Der Todes-Engel nahm sie mitleidig in seine Lilienarme und trug sie sanft der Belohnung ihres irdischen Leidens entgegen. Sie ruhte im weißen Gewand. — Die Hand, welche seine letzte Gabe trug, hielt auf ihr Herz den nun verdorrten Rosenstrauß, dessen weiße Farbe ihre Ahnung wohl gedeutet hatte! —

39.

Am folgenden Morgen trat Pfarrer Mollbach in Rosa's Zimmer, und nun verstand sie erblassend das dumpfe Glockengetöne, als er ihr mit erstickter Stimme meldete, „der Engel sey in seine Heimath gegangen."

V.

Sancho Pansa und sein Esel.

Fabel.

Sancho, so wird in der glaubwürdigen Geschichte des Don Quixote erzählt, ward einst sein Esel gestohlen. Er bedauerte seinen Verlust wie den Verlust eines Freundes, bis er ihn zufällig wieder fand. Seine Freude war beim Wiedersehen ohne Gränzen. Er umarmte den Esel, küßte, streichelte ihn, und machte Freudensprünge wie ein Besessener. Er lief ins nächste Wirthshaus, ließ sich ein schönes Ragout bereiten, auf eine zinnerne Schüssel füllen, und lief zu seinen grauen Gefährten, um ihm recht gütlich zu thun. Der Esel beroch das duftende Gericht, schüttelte dann seine Ohren und wandte sich zu den daneben stehenden

Disteln. „Ein Esel“ — brummte Sancho in den Bart — „bleibt doch ein Esel!“ Langohr spitzte seine Ohren, reckte seine Schnauze in die Höhe und sagte in eben der Sprache, die einst Bileams Esel redete: „Herr! mein feiner Gaumen duldet diese Blätter kaum und sollte an eurem Mischmasch Geschmack finden?“ — — — Sollte man nicht glauben, mancher Kunstrichter sey bei — Langohr in die Schule gegangen.

Kapf.

VI.

Die Landung.

Erzählung

von

L. M. Fouqué.

An einem sanftgrünenden Küstengestade hatte sich so eben mit annahender Abendkühle der Wettersturm gelegt, vor welchem mehrere Tage hindurch das Meer tobend gewesen war, der Himmel schwarzumwölkt und von Blitzen durchzuckt. Jetzt leuchtete mildes Abendroth über die mehr und mehr sich sänftigende Fluth, die Bäume schüttelten ihre grünen Häupter im linden Abendhauch, und streuten die letzten, noch auf ihnen lastenden Regentropfen in raschen Schauern hernieder, fast wie es wohl zu geschehn pflegt, daß die Augen getrösteter Menschen sich noch ein Mal, als nähmen sie Abschied von ihrem Leid, in reichen Thränengüssen entladen, — die Vögel versuchten sich in neuen Weisen, aus den umhüllenden Blätterdächern hervorgelockt. — Alles war Friede und

Freude in der lächelnden Inselgegend, und vor so anmuthigen Grüssen mannigfacher Art erschlossen sich die Augen eines ritterlichen Mannes, der bis dahin ohnmächtig und wogendurchnetzt am Strande gelegen hatte. Die Zither an seiner Hüfte klang, wie er sich bewegte, und so auch klirrte sein gutes Schwerdt in der erzbeschlagenen Scheide. Dies konnte seinen Schlachtenton so leicht nicht verlernen, aber jene ächzte in banger Verstimmung mislautend auf. Da zog ein schmerzliches Lächeln über des Erwachenden Antlitz, und er sprach vor sich hin:

„O also immer noch, immer noch diesseit? War es mir doch, als habe mich der Schiffbruch schon hinübergespült in die seligen Inseln, wo das Erwachen nur eben Licht und Segen und Freude heißt. Aber es gibt keinen Mislaut dort drüben. Arme, liebe Zither, die du mich so oftmal ahnend emporgeflügelt hast in das selige Reich des Jenseit, mußt eben nun du mit deinen sturmverletzten Saiten mich mahnen, daß wir noch auf Erden sind?“ —

Er begann das liebe Werkzeug zu ordnen, und ihm den süßen Wohlklang wieder einzu-

stimmen, und dazwischen besann er sich, wie er eigentlich hierhergekommen sey, und welch ein Land ihn, den Gescheiterten, gastlich empfangen habe in seinem Schooß.

„Weit, — sehr weit muß der Strand hier von meiner Heimath liegen?“ — dachte er bei sich selbst. — „Weit von der Burg der holden Königswittib Editha; — denn seit sie mich aussandte, ihr Beistand zu gewinnen von Schweden- oder Dänenlandes Küsten, wider den Dränger, der ihr und ihres Kindleins Sicherheit und Reich bedroht, — ja, ja, so war es, — seitdem hat der Sturm uns viele, viele Tage, — wohl manche Woche lang umgetrieben durch dunkles Meer! — Boshafter Seneschall Morgan, der du dich erfrechst, die engelreine Wittwe, und den verwaiseten Königssohn zu verfolgen, — hast dich vielleicht dem bösen Feinde ergeben, und vermochtest du Sturm und Wetter aufzutreiben durch seine Macht? Die Sterne verloschen uns vor dem regnigen Gewölk, — die Sonne selbst nur brach selten und mit zweifelhaftem Strahl in ihrer höchsten Mittagshöhe hindurch! — O wo

nur trieb's mich hin? — Zertrümmert unser Schiff! — Das war das Letzte noch, was ich erblickte! Da treiben ja auch noch die armen Trümmer vor mir auf der Fluth! — Und ich — so scheint es — so ist es wohl ganz gewiß, — der Einz'ge nur gerettet ich, — Gott weiß an welchem Strand! Gott weiß wie fern dem lieben, schönen Northumbrien, wo schon die erhabne Herrinn Boten an die Küsten sendet, fragend: „kehrt Sänger Adelrath denn noch nicht wieder? — Verhieß er mir doch rasche Hülfe! Mir und dem armen Kind und armen Land! Räuber Morgan drängt mich von Burg zu Burg! Drängt wohl mich auf die fernsten Inseln noch hinaus! O Adelrath, der du mit Schwerdt und Zither mir immer, immer sieghaft dienen wolltest, nun zögerst du?“ — Herrinn, ich komme!“ —

Der unbeglückte Sänger rief es mit rascher Anstrengung, — aber noch wankten seine Füsse unter ihm, — fremd, wunderlich rauschte das räthselvolle Meer ihm entgegen, — er strebte eine nahe Höhe zu erklimmen, hoffend, daß er von dort erspähen könne, wo er eigent-

lich hinverschlagen sey, und welche Mittel vielleicht noch hier sich darböten, der holden Königinn Hülfe zu bringen. —

Aber ein duftiges Gebüsch umkränzte den Fuß des Hügels mit so dichten Geweben, daß der sturmermüdete Sänger nur langsam und mühevoll darin fürderdrang. Bald faßte eine dornige Ranke sein Haargelock, bald seinen Mantel, bald gar die klagenden Saiten seiner Zither; — mit dem Schwerdte eine Bahn zu hauen, — dazu konnte er sich, den schönen wilden Rosen gegenüber, die ihm so freundlich zunickten, nicht recht entschliessen; — matt sank er im dichtesten Gezweig auf einige altbemooste Steine nieder.

Ihm ward stiller und besser zu Muth in der duftigen, obgleich halb unfreiwilligen Ruhe. Sein Auge richtete sich nach dem immer klarer leuchtenden Abendhimmel, seine Seele noch weit höher empor. „Ob dieser jetzt matte, weithinverschlagne Arm nicht mehr zu schützen vermag,“ — so dachte er bei sich, — „wohl gibt es Einen, der die Unschuld weit herrlicher schützt! — Ob alle Dänen- und Schweden-

klingen noch ungeweckt in ihren Scheiden rasten: — der Engel strahlende Klingen reihen sich um Editha her; — ob mein rüstiges Schifflein in die Fluth versank, — wohl rüstigere Fittige, als meine armen Segel sie spannten, schwingen sich zu des verwaiseten Königsknaben Rettung heran!“ — Heitersinnend erwog er in sich selbst, wie es wohl den frommen Einsiedlern möge zu Sinn geworden seyn, wenn sie, gleich ihm jetzt in seiner duftigen Einsamkeit, sich so gänzlich fern gefühlt hätten von dem Treiben der Welt, und bei jedem Athemzuge nun der Himmel sich freundlicher herabzusenken scheine auf den von aller Erdenlust Geschiedenen, von Ahnungen schönerer, unvergänglicher Lust immer deutlicher, immer sehnsuchtsvoller umweht. — Er kam sich mehr und mehr wie ein solcher, in stiller Heiterkeit Lebendigbegrabner vor.

„Was die Zeit anbetrifft in ihrer Messung,“ — flüsterte er lächelnd vor sich hin, — „so will grade der Unterschied am wenigsten bedeuten. Stunden oder Jahre! Auch die Jahre bestehen ja doch endlich wieder aus Stunden,

und eben darin liegt gewiß ihre bedeutsamste, bisweilen bethörende, bisweilen zerdrückende Macht. — Daß aber ich wohl bald wieder aus diesem Laubengeflecht rüstig hervorschreite, — nun, ist denn das so ein mächtiger Unterschied? — Manch ritterlicher Siedler oder Mönch hat schon das Gleiche gethan, und sich ehrbar und fromm in der neubetretnen Welt erwiesen. Und wer sagt mir's, ob ich denn wirklich wieder hervorgehe aus meiner duftigen Rankenumhüllung? Ich matter, schiffbruch-erschöpfter Sänger! Der Tod kann meine Glieder hier eben so gut festlegen, als er es ehmals im Schlachtgewimmel vermocht hätte! — Und das wär' am Ende kein so gar übler Streich von ihm. Süß müßte sich's einschlafen unter der Laubenwölbung und dem sanft athmenden Rosengedüft." —

Da setzte sich ein kleiner, fröhlicher Vogel dicht neben den regungslos Ruhenden, und trillerte mit heller, gar lieblicher Stimme sein einförmiges Liedchen. Dem Sänger kam dies Singen rührend vor, wie uns wohl bisweilen der Gesang eines fröhlichen Kindes anklingt,

das eben auch nur seine arglose Lust mit immer wiederholter Melodie in die noch allwärts ihm lächelnde Welt hinaussingt.

Adelrath hatte es in der Gewohnheit, sich unwillkürlich den Sang und Ruf hübscher Thierlein in Worte zu übersetzen, und da war es ihm nun, als singe der kleine, fröhliche Vogel in einem fort:

»Sorg' nicht viel! Sorg' nicht viel!
Welt ist gar ein hübsches Spiel!
Sieh, wie Unsereins spielt und fliegt!
Spiel doch mit! Sey auch vergnügt!« —

Doch eben der Gedanke, das freundliche Geschöpf singe ihn so munter einladend an, — eben der lockte all die tiefsten Quellen seiner Wehmuth hervor, indem er bedachte, wie solch ein fröhlicher Zuruf im furchtbaren Widerspruch stehe mit all den feindseligen Erscheinungen dieser verwirrten Welt. — „Die uralten Heldensänger," — dachte er — „hatten's doch eigentlich besser, als wir Troubadours. Das ging rascher, wenn auch bisweilen etwas wilder in die Welt hinein, — so ohne Rückblick fast, — ja frischer! — Aber nein doch: frischer eigent-

lich nicht! denn was wohl kann frischer seyn, als der Thau, welcher auf den Kelchen der Blumen perlt? Hat etwa schon Einer das Abendroth und Morgenroth vertauschen wollen? All Ding hat seine Zeit; — wir Troubadours auch haben die unsrige.“ —

Die Gebüsche theilten sich mit sanftem Rauschen. Ein großer, schöner, glänzender Jagdhund von schneeweißer Farbe stand vor dem Sänger, wedelte zu ihm auf, und blickte ihn aus treuherzigen Augen an, als wolle er sagen: „i, bist du auch da? Du kennst mich wohl gar nicht mehr? Aber ich dächte doch, wir hätten uns einander schon sonst gesehn, und zwar bei fröhligen Gelegenheiten. Auf allen Fall ist mir's recht lieb, daß ich dir begegnet bin. Laß dich nicht stören; ich will mich auch nicht stören lassen!“ — Damit ging er wedelnd wieder seines Weges fürder, und Adelrath dachte lächelnd: „wie komm' ich mir denn vor? Ist es ja doch beinah, als wäre die alte Fabelzeit wieder emporgestiegen, wo Mensch und Thier sich in vernehmlichen Worten mitsammen besprachen! O es müßte was Erquik-

kendes seyn, dergleichen Geschichtlein wieder zu ersinnen, im rechten anmuthig treuherzigen Verstehen der Thierwelt; — aber du?“ — rief er plötzlich, und schüttelte sich aus seiner Mattigkeit empor, — „hast du denn immer nur und immer wieder auf neue Lieder zu sinnen? Tritt vor aus diesen Schatten! Thu, was dein höchstes Sehnen auf Erden dir gebeut, lebend und sterbend für deine Königinn, — zwar dazu gehören auch die schönen Lieder mit, — und seltsam, — eine schier unbezwingliche Träumerei bindet mich an diesen duftigen Sitz. — Was war denn das mit dem schönen, schneeweißen Waidhunde vorhin? — Ich dächte fast, ich hätte ihn sonst schon bei der Königinn gesehn, sich freundlich schmiegend zu ihren Füssen an den goldgezierten Stuhl, mit ihm spielend das freundliche Königskind; — aber wie sollte denn der hierherkommen an den fernen Inselstrand? O ich träume, ich träume ja nur!“ —

Und die Augen sanken ihm vor Mattigkeit zu.

Da streifte ein plötzlicher Lichtglanz der durch Abendwolken vorstrahlenden Sonne sein

Antlitz. Emporblickend sah er ein schneeweißes Frauengewand durch die Zweige leuchten. Er wollte sich aufrichten, — da hielt ihn ein Blick, der sich nach ihm hinwendenden Schönheit wie in unzerreißbare Zauber gebunden. Es war — er konnte nicht zweifeln — es war die Erscheinung der Königinn Editha selbst. Die holde Gestalt sah ihn mit staunendem Unwillen an, — hub die schönen Hände wie klagend und verklagend gen Himmel, und verschwand.

„Ich träume," — flüsterte der Halbohnmächtige — „ich weiß es nun ganz gewiß, daß ich träume! Der Sturmwind hätte die Herrinn aus ihrem Schloß entführt und über ferne See'n und Lande sie hierher getragen? Thörichte Gebilde! Wunderliche Gaukeleien! Aber du, aller Träume Unbarmherzigster, wie darfst du sie mir zeigen, klagend über mich? Scheltend über mich? — O Herrinn, nicht ich habe die Stürme heraufbeschworen, die mich fortschleuderten von dem Pfade, den du mir gebotest! — Aber sacht! Welch neue Erscheinung spiegelt der Traum mir vor?"

Morgan's, des treulosen Seneschall Ge-

stalt schritt eilig aus dem Rankengewirr hervor, auf demselben schmalen Pfade, welchen Editha genommen hatte. Es schien, als stutze er einen Augenblick vor Adelraths unerwarteter Erscheinung, — plötzlich aber fing er an, auf die höhnisch fratzenhafte Weise, die sonst schon im geselligen Scherz dem Sänger oft so ärgerlich an ihm zuwider war, sein Antlitz zu verzerren, zuckte die Achseln, als bedaure er den matt Hingesunknen, und eilte lautlosen aber beflügelten Ganges vorüber. Besorgniß um die Königinn und auch wohl gereizter Zorn gab dem Sänger Kraft, sich zu erheben. Auf sein Schwert gestützt, wankte er einige Schritte fürder, — da sah er, durch die Ranken spähend, wie Ediethens holder Knabe auf der nahen Wiese Blumenkränze wand, mit welchen seine alte treue Wärterinn ihn auf eine anmuthige Weise schmückte. —

„Auch die Beiden hier!“ sagte der staunende Adelrath, und faßte nach seiner heißglühenden Stirn. „So ist's wohl doch nur ein Traum! — Oder wach' ich, so ist's Erscheinung, und all diese Gestalten zeigen mir den

Tod an, in welchen irgend ein ungeheures Schicksal sie zu dieser Stunde allsammt hinunterriß. Also auch du, blutiger, kronenräubrischer Morgan? Auch du mußtest mit in das Grab, das du der holden Wittwe, der blühenden Waise gegraben hast? — Noch als Schatten höhnt er mich, daß ich zu spät kam mit meiner Hülfe. — Aber, o Himmel, auch du, meine Königinn, erhebst klagend über deinen Sänger Blick und Hand? Du thust das noch von jenseit her? — Ja freilich, freilich, — von dortaus mußt du es wohl am Besten wissen. Schon auf dem irdischen Ufer ja sahest du immer so klar und hell, und warest mir oft wie ein reineres, unbestechlicheres Gewissen! O gewiß, gewiß, ich habe misgehandelt, ob ich auch in meiner Blindheit das Wie noch nicht erfassen kann! — Kleiner Engel auf den Wiesen dort, du frühverklärte, lächelnde Seele, was klagst denn nicht auch du über mich? — Oder du bist wohl so ganz frei von jeglichem Anhauch der irdischen Noth, — du wirst nun gleich zu singen anheben, wie der kleine Vogel vorhin hier sang, — aber deine greise Wärte-

rinn, die so wehmüthig treu auf dich niederschaut, — was klagt denn nicht die über mich? — Empor die treuen Hände, du Alte, zum Himmel! Hier steht der Unbeglückte.“ —

In halber Bewußtlosigkeit fühlte er sich plötzlich wieder auf den Steinsitz niedergesunken, — ein seltsam eiliges Geflüster, ein dumpfes Waffengerassel ließ sich von allen Seiten her vernehmen; — schwindelnd schloß er die Augen.

Da zupfte Etwas an seinem Mantel; — ein leises Gewinsel drang empor; — „wieder eine neue Erscheinung dieser bezauberten Insel?“ rief er, und sah umher. Der weiße Jagdhund stand neben ihm, ängstlich bittende Blicke auf ihn gerichtet, und so wie er die Augen aufthat, einige Schritte vorwärts laufend, wieder zu ihm hin, und wiederum vorwärts, als solle das heißen: „Folge mir doch! Eile doch nur! Hilf! Es ist ja die höchste Zeit!“ Und so wie der Sänger, auf sein Schwert gestützt, sich erhob, schoß der Hund pfeilschnell durch das Gezweige von hinnen, wie ganz von selbst erwartend, nun müsse der Sänger ihm eben so rasch

folgen. Aber selbst ein vollkommen rüstiger Mann hätte das wohl durch das verschlungne Gitterwerk dieser Ranken umsonst versucht; — der wankende Adelrath, obwohl er der wilden Rosen nicht mehr mit seinen bahnhauenden Schwertblitzen schonte, vermochte es noch minder. Den sehnenden Blick nach der Höhe, wohin der Hund seine Richtung nahm, hinaufsendend, sah er nun plötzlich die Gestalt der Königinn, ihr Söhnlein auf den Armen, wie sie in stummer Eil als eine Flüchtende bergan vorüberschwebte. Sie verschwand in einer Windung des Hügels. Tiefer unten kniete die greise Wärterinn, jetzt beide Hände zitternd zum Himmel emporgestreckt, — plötzlich hoch am Abhang erschien der hohnlachende Morgan, einen Dolch in der Faust, — bewaffnete Männer tauchten hin und wieder um ihn empor; — wie davor berguntergeschreckt, erschien aufs neue die Königinn, ihr Kind im Arm, in entgegengesetzter Flucht; — jetzt streifte sie unfern des Rankengeheges vorüber, worin noch immer Adelrath wie zauberhaft umstrickt geblieben war, — jetzt flog der dräuende Morgan blitzesschnell ihr

nach; — „Halt! Steh!“ rief Adelrath ihn an. „Auf mich deinen Dolch! Auf mich deinen Grimm, dafern du irgend noch Mannesnamen zu führen gedenkst!“ — „Schwächling!“ rief der höhnende Morgan ihm zu. „Lauf mit, wenn du mir was zu sagen hast!“ — Und im raschen Schwunge wollte er ihm vorüber fliehn. Da sprang der treue, starke Waidhund ihm zähnefletschend entgegen; — Morgan faßte zum Schwert, das kühne Thierhaupt zu zerspalten; — „nimm's, wie du's haben will'st!“ rief Adelrath, und schleuderte in kühner Verzweiflung seine gute Klinge nach dem Feind hinüber. Heulend sank Morgan in sein Blut. — Es war Adelraths letzte Kraftaustrengung gewesen. Auch er taumelte nieder, auf seine tönende Zither hin. „Die Herrinn gerettet!“ rief er voll triumphirender Lust, während er Lanzen und Schwerter feindlich über sich blitzen sah, und das Wuthgebrüll von Morgans Kriegsleuten hörte, die an ihm den Tod ihres Hauptmanns zu rächen sich drängten. Er fühlte, wie Speeresstoß und Klingenschwung ihn traf, — „es war dennoch kein Traum!“ flüsterte er lä-

chelnd, — „Victoria!« rief er laut, und sein Bewußtseyn erlosch. —

Wieder die Augen emporschlagend, sah er den tiefen, lichthellen Sternenhimmel über sich; — der Vollmond aus dem Meer aufsteigend, begann seine klaren Schimmer über alle Gegenstände zu breiten. „Was ist denn das?“ flüsterte Adelrath. „Mir ist, als schwömm' ich in lichten Fluthen. Ist das nun Mondenlicht, oder ist es mein Blut?“ — „Beides, lieber Held!“ sagte eine Engelstimme neben ihm, und indem er sich mit zuckendem Schmerz darnach hinwandte, sah er in Königinn Editha's Angesicht. Und wie ein Kind, etwas vor unerwarteten Geburtstagsgeschenken, seufzte er ein sanftes, fröhliches: „Ach!“ —

Seinen Gedanken begegnend, sagte die Königinn: „ja, mein vielgetreuer Sänger und Bote, ich bin es. Und damit du recht sanft und friedlich von hinnen scheiden mögest, — empor zu dem unsichtbaren Himmel, der sich bereits dir entgegenzusenken scheint in diesen leuchtenden Mondgewölken.“ —

Selig lächelte Adelrath empor und brei-

tete wie in kindlicher Unschuld die Hände nach dem himmlischen Licht. — Editha verstummte davor auf einige Augenblicke, und kreuzte die Arme betend über ihre Brust, — dann sprach sie wieder fürder:

„Damit du recht sanft und friedlich hinauf schweben mögest in deine Heimath, guter Sänger, so höre vorher, wie Alles hier gekommen ist. Mein Sohn, der jetzt noch kindliche König künftiger Männer, hört es auch mit an, und freut sich dankbar über dich!“

Das matte, leisblutende Haupt wendend, sahe Adelrath, wie der junge König von der andern Seite neben ihm kniete, die Händchen zum inbrünstigen Gebet gefalten, einem Engel vergleichbar in den Lichtern des Mondes und des innern, seligen Friedens. — „Thut es dir sehr weh, du tapfrer, blutiger Sänger?“ flüsterte der holde Knabe ihm zu, und Adelrath entgegnete heiter: „gar nicht weh, du freundliches Königskind! Denn es sind Todeswunden, und nah am Ziele schmerzen die nicht mehr.“ —

Da sagte die Königinn Editha sehr ernst: „nun unterbrich mich nicht wieder, mein Knabe.

Nun muß ja unser Freund noch diesseit vernehmen, wie herrlich er stirbt. Und er hat nicht lange mehr diesseit zu verweilen. — Du edler Sänger," — sprach sie mit weicher Fassung, — „manch Wort, was du vorhin im Wundentraum vernehmen liessest, gab kund, du wähntest dich auf einer fernen, in unbekannten Meeren liegenden Insel. So ist es nicht; wohl sandte ich dich über ferne Fluthen zu meiner und deines jungen Königs Rettung hinaus. Aber der Mensch denkt, und Gott lenkt! Zurückgewandt ist Euer Schiff im wilden Fluthenwirbel, — herangeworfen wieder an unsre Angellandsküste, ohne daß ihr schwindelnden Meerumschäumten allesammt wissen mochtet, wo es Euch umtrieb; — da seyd ihr gescheitert an heimathlichen Klippen, eben weil ihr euch einbildet, ihr schifftet an wildfremden Landen. Die Trümmer deines Fahrzeuges, die Leichen deiner Gefährten liegen als Zeugen davon am Strand umher. — Dich aber — o Adelrath, stirbst du schon?" —

„Noch nicht, liebe Herrinn, — aber bald! — Drum gieb mir deine liebfreundliche Kunde

bald mit auf die Fahrt! — Auf die ferne, Alles entscheidende Fahrt!“

„Dich Adelrath“ — sprach die Herrinn unter leisen Thränen fort, — „sah ich in der wilden Rosenlaube ruhen, als ich, vor Morgan hierhergeflüchtet, in vermeinter Sicherheit durch die lieblichen Duftgehäge der Insel mich erging. Ja, einen Augenblick zweifelnd, dachte ich — lächle du nicht so schmerzlich; es thut mir weher, als dir! — einen Augenblick zweifelnd dachte ich: „auch er schläft hier unter Rosen, und säumt, dich zu erretten?“ — O wie so ernst und froh du lächelst! Du hast es ja nun bewährt, wie du — ob todesmatt — in Gottes Namen zu fechten und zu siegen verstehst! — Der Dränger Morgan erlag vor deiner Klinge, — mein Kind und ich, wir erretteten uns, derweile der Feinde Wuth dich mördlich traf, — jetzt sind meines Oheims von Kent mächtige Kriegsgeschwader herbeigekommen, die Empörer zu verderben, — das vom tyrannischen Seneschall bedrückte Land jauchzt errettet empor, — o Adelrath, und könnt denn ihr nicht mehr mit uns leben?“

„I lebe doch immer!“ flüsterte Editha's Sohn, den Blutenden mit leisen, lieben Händchen streichelnd; „lebe doch nur wenigstens noch ein ganz klein Bischen!“

„O ja, ein ganz klein Bischen, mein junger König!“ sagte Adelrath mit einem seligen Lächeln. „O reicht mir doch meine Zither noch zu guter Letzt her.“ — Und wie der liebe Knabe das that, griff der blutende Sänger noch einige Akkorde darauf, halb sprechend, halb singend:

»Schiffbruch! —
Landen! —
Träumen — Erwachen! —
Seligkeit!
O Alles besiegende,
Fröhliche Seligkeit! —
O Lied, warum kannst du's nicht singen?« —

Und damit war er, was die Menschen für diese Erde so zu nennen pflegen, todt. Aber er sah unaussprechlich hell und anmuthig aus, so daß der Kleine ordentlich aus

Freuden darüber seine Händchen zusammenschlug und ihm nachsang:

»Fröhliche Seligkeit!

Lied, warum kannst du's nicht singen?« —

VII.

Das Wunderfräulein

oder

Heute wie vor fünf hundert Jahren.

Ein Schwank

von

Frhrr. von Biedenfeld.

Wo der Schwarzwald am Rhein hinauf den Bodensee umgürtend, den Tyroler Alpen die Hand reicht voll reicher Geschenke an Weinen, Obst und Körnern zur brüderlichen Gabe, — da ragen hoch über die lachende Landschaft empor die Trümmer von eilf Ritterburgen.

Sind Kobolde und Gespenster oben gefährlich, so hat der Reisende unten in den blumigen Thälern von der Hexerei der Frauen noch weit mehr zu befürchten. Denn beinahe alle Mädchen und Frauen sind ringsumher geborne Zauberinnen; das beweisen die Herzkirschen-Augen und die Vergißmeinnicht-Äugelein, die schwarzen und die mildgoldenen Bogen über denselben, und gar mancherlei andre Raritäten, welche viel mächtiger sind, als Zaubersprüche und Bannformeln.

Wer noch nicht verliebt ist, und das recht ernstlich, oder wer noch kein wahrhaft angebetetes Weibchen sein nennen darf, dem rathe ich wohlmeinend aus jener Gegend wegzubleiben. Ein Beispiel wirket oft mehr als hundert gute Lehren; darum will ich ganz getreulich erzählen, was mir dort begegnete. Vielleicht hilft es; wo nicht, so habe ich meine Pflicht gegen die Nebenmenschen redlich erfüllt.

Keine von allen jenen Burgen reizte meine Neugierde mehr, als die stattliche Hohenkrähen. Sorgsam gewarnt vor den nächtlichen Erscheinungen hatte ich dennoch beschlossen, eine Nacht oben zuzubringen und die Sonne meines Geburtstages dort aufgehen zu sehen. Mein Geburtstag ist mir um so werther, weil er zugleich der erste Tag im Wonnemonat ist. Wer weis überhaupt, ob man noch einen solchen Tag erlebt?

In der herrlichsten Feierstunde des Morgens stehe ich schon auf dem sanften Vorhügel, und schaue die weißen Gold- und Rosenumrandeten Wolken, welche aus der funkelnden Tiefe des See's den Bräutigam der Natur all-

strahlend emportragen, und höre alle Chöre der Schöpfung ihr Hosianna ihm entgegen jauchzen. Welche belebende Frische rings um euch her! Meere von Wohlgerüchen wogen, wie zwischen zwei ungeheuer entfernten Ufern, zwischen Himmel und Erde; Myriaden buntfarbiger Blüthen prangen im Geschmeide der demantenen Nachtthränen und öffnen gastlich die Kelche den Heeren summender Bienen und cephyrischer Schmetterlinge; ein milder Ost schwebt schaukelnd über Kräuter und Halme und Gräser daher und weht mit dem Odem der Liebe durch das junge Laub der Bäume und Sträucher, daß sie in wonnigem Flötengelispel ihr Erwachen kund geben und dem Gott des Tages ihren Morgengruß entgegen säuseln; schon zerstreuen sich die lockigen Heerden munter rings über die Hügel, und aus den fetten Thalgründen empor steigt das Gebrülle der Stiere, welche täglich mit dem alten Echo und seinen sieben Kindern ein neckendes Spiel treiben; die ersten Sicheln blinken im frischen Grün längs der sonnigen Raine um der edeln Rosse Futter lieblich zu würzen; der Grasmücken geschwätziges Völkchen

übt sich in Wechselgesängen mit der Schnitterinn; der Nachtigall letzte Klagen verschmelzen sich zu unaussprechlich süßen Klängen mit den Jubeltönen der Lerche, welche dem jungen Weizen entsteigend auf azurnen Wellen sich wiegend hoch in den Lüften das Jahresfest der ersten Liebe feiert; die Cicade zirpt im Grase, die smaragdenschimmernde Sylphide schaukelt sich wollüstig auf der Liebe athmenden Krone des ersten Röschens und entschwebt dem Summen der Biene, welche sich tief eintaucht in den Nectarkelch und der Reihe nach alle die freundlichen Schachten des süßen Goldes befährt; Käferchen schwirren von Blume zu Blume — die Boten der Liebe, die Gesandten der Natur, — um die Grüsse der Sehnsucht hinüber zu tragen und ferne stehende Liebende zu vermählen; das Bächlein schlängelt sich behaglich murmelnd über den Silberkies fort, hascht und küßt, im Vorbeigehen mit freundlicher Schalkheit tausend Blümchen, birgt sich dann unter den Gewölben der Weiden und der Dulcamara, um plötzlich wieder ans Tageslicht hervorzuspringen und die Sonne mit seinen de-

mantnen Augen anzulachen im Wohlseyn des Junggesellenstandes. Bald aber ist es in der Ebene angelangt, erblickt dort in geringer Ferne die träge Braut, welcher es vermählt werden soll und von welcher schon ganze Schaaren von Fischen als Brautwerber ihm entgegengesendet werden. Sein frohes Murmeln verstummt, das kindische Spiel mit Steinchen und Blümchen hat ein Ende, es gedenkt der künftigen trüben Tage in Gemeinschaft mit der reichen Braut und verflossener heitrer Stunden und schleicht nur langsam und unbehaglich durch die schwarze Moorbahn dem Brautbette entgegen, oft sich sträubend und in großen Beugungen rückwärts strebend — aber vergebens!

Schon hörte ich von hundert Kirchthürmen in der Runde Mittag läuten, ohne irgend einen Trieb zu fühlen, das stille Plätzchen unter der Ulme zu verlassen, von wo ich seit sechs Stunden alle paradiesischen Aussichten ringsumher mittelst meines schwarzen Spiegels treulich nachgezeichnet hatte; da störte mich ein nahes Flüstern und meinem Blick begegnete ein stattliches Bauernweib, welche ihr Amor-

chen am strömenden Busen, hinter mir gestanden und voll Verwunderung meiner Zauberei still und kaumathmend zugesehen hatte. Als sie aber auch ihr Weingärtchen — an der auffallenden Baumgruppe es erkennend — plötzlich auf meinem Papier entstehen sah, wich sie voll Erstaunen einige Schritte und konnte ein leises: ach Herr Je! nicht unterdrücken.

Wer wendet sich nicht gerne vom Anblick der zauberreichsten Schönheiten der leblosen Natur — zu dem Anschaun des schönsten aller Werke der Schöpfung — einer jungen, blühenden, liebevollen Mutter mit dem Säuglein an der Brust? Unsre Bekanntschaft war bald gemacht. Sie war die Frau des Bewohners der einzigen Hütte, welche einige hundert Schritte entfernt auf dem Hügel stand; und pflegte täglich hierher zu kommen, um ihren Mann von der Weingarten-Arbeit zurückkommen zu sehen und ihm sein Mahl sogleich auftischen zu können. Im Anblick meiner Landschaftsmahlerei vertieft, hatte sie ihn heute wirklich übersehen, und wurde nun von ihm zärtlich scheltend überrascht, eben als sie an-

fangen wollte, von den Sonderbarkeiten des alten Schlosses über mir, einen getreuen Bericht zu erstatten.

Die treuherzige Bitte beider, ihr spährliches Mahl mit ihnen zu theilen, konnte ich unmöglich abschlagen, obgleich mein Johann ebenfalls mit seinen Vorräthen zur Mittagsstunde nach ihrer Hütte bestellt war. Kaum waren wir auch dort angelangt, so erschien er mit seiner lieblich duftenden Last und reichte mir einen Brief, der eben an mich angelangt war, mit den lakonischen Worten: „Euer Gnaden von Heilbronn!“ mit einem schalkhaften Lächeln.

Alles vergaß ich und riß hastig das Siegel entzwei, denn ich harrte sehnlichst einer Kunde von dem unvermutheten Verschwinden meiner angebeteten Seraphine, um ihre Spur weiter zu verfolgen und vielleicht mein schönstes Lebensglück ihrem Herzen anvertrauen zu dürfen. Mein Freund schrieb mir:

„Theurer Julius! Ich eile Dir Kunde zu geben von Deiner wundervollen Geliebten, wie ich sie erforschen konnte und so weit ich sie zu

geben vermag. Du sahst sie in Frankfurt, sahst sie wieder in Mannheim, trafst mit ihr in Heidelberg zusammen, hattest Gelegenheit im Zauberthale von Wimpfen einige Worte mit ihr zu wechseln und den Pfeil noch tiefer in dein wundes Herz zu drücken; flogst nach Heilbronn herüber, um Dich abermals an ihrem räthselhaften Anblick zu laben; folgtest ihr nach Stuttgard, um dort ihre Spur zu verlieren und warst schon zu verwirrt, um auch nur die allergewöhnlichsten Fragen der Klugheit zu thun, um ihre Herkunft, Stand, Namen und Zweck der fliegenden Reise zu erfahren. Der Name Seraphine schien Dir genug, um sie am Ende der Welt wieder zu finden und so zogst Du ihr blindlings nach, wie einst deine Ahnen auf Ebentheuer auszogen. Ich wollte dich zappeln und die Hitze verkühlen lassen. Nun ich aber von hier fort und den Rhein hinab muß, melde ich Dir mit wenigen Worten: Sie heißt Seraphine von Tannenburg, ist im Harzgebirg geboren, eine nahe Verwandte des Besitzers von Hohenkrähen und verweilt seit acht Tagen ganz in Deiner Nähe! Suche sie auf, finde sie und

mache sie zu Deinem Weib; zu Deinem Gevatter aber recht bald Deinen treuen Freund und Bruder Wilhelm!“

Ich war unaussprechlich glücklich, und hätte in meinem Entzücken die ganze Welt umarmen mögen. Nur die eiserne Beharrlichkeit, nie einen Entschluß aufzugeben, hielt mich ab, sogleich den Hügel hinabzurennen und die ganze Gegend auszuspähen, um heute noch die Heißersehnte zu finden. Ich hätte ja vor mir selbst mich schämen müssen — vor dem unbestechlichsten aller Erdentribunale. Das Natürlichste wäre wohl gewesen, zum alten Baron, welchen ich als meinen ehemaligen Obersten und fernen Anverwandten wohl kannte — schnurstracks selbst zu gehen, und eigenhändig an der sichersten Quelle Kundschaft zu schöpfen. Allein gerade das Natürliche erschien mir als etwas Gewöhnliches, wovon ich nie ein großer Freund gewesen. Auf dem geraden Wege zum Ziel zu gelangen, wäre mir nicht romantisch oder romanhaft genug gewesen, und hätte mir die Lust zu einer Liebe benommen, welche so sonderbar begonnen hatte.

Ich zügelte daher mein Sehnsuchtpochen-

des Herz und sendete meinen Johann hinab, um Seraphinen auszukundschaften, und mir um die neunte Stunde Nachts in die Ruinen gute Post zu bringen, damit ich des andern Tages die Nachforschungen selbst fortsetzen, und an mein Ziel gelangen könnte. Ungeduldig stieß ich ihn hinaus und schritt im Druck der Mittagssonne den gähen Berg hinauf nach den Ruinen.

Noch stehen stattliche Ringmauern von der alten Burg und unverwüstliche Gewölbe, welche eines über dem andern von dem Wasserspiegel bis zum Gipfel hinauf aus den Felsen gesprengt seyn und der Meinung nach große Schätze alter Zeiten verbergen sollen. Der Besitzer scheint keine Schätze dort zu vermuthen, oder dieselben seinen Enkeln für Nothfälle bewahren zu wollen, weil seit Menschengedenken, außer von stets verunglückten Wünschelrüthlern, kein Versuch gemacht war, auch nur einen der vielen Schätze an das Tageslicht zu bringen. Nur auf der nordöstlichen Spitze steht auf einem gähen Vorsprung noch ein Flankenthürmlein alten Baues bewohnbar, woran ein freundliches Häuschen gestützt wurde

für den Kastellan, einen alten Reichsfeldwebel, welcher in Gesellschaft seines wackern Weibchens und eines flinken Jungens die einzige Bevölkerung der weitläufigen Burg ausmacht. Ein schmales Zugbrückchen führt zu ihm hinüber, sonst ist seine Wohnung rings von einer ziemlich hohen Backsteinmauer umfangen.

Ich mußte nach alter Sitte Namen, Stand und Begehren nennen, ehe ich in die ritterliche Burg eingelassen wurde. Der Alte war es sehr gerne zufrieden, das kleine niedliche Gastzimmer im obersten Stockwerk des Thürmchens für die kommende Nacht mir einzurichten und führte mich mit großer Geschäftigkeit in den Ruinen umher, jede schöne Aussicht mir zeigend und erklärend. Nur die halb verfallene Kapelle bat er mich, nicht jetzt zu betreten, sondern diesen Anblick für die Nacht mir aufzusparen, wenn der Mond schon hoch stehen würde.

Ich hatte Lust, noch einige Skizzen der Gegend zu entwerfen, aber es wollte nicht mehr gehen; immer und immer erfüllte eine Erscheinung den Vorgrund, welche die ganze

Perspective mir bedeckte und mein Auge blendete. Mißmuthig schloß ich meine Mappe und ging wie im Traume planlos umher, stets gequält von den Stacheln sehnsüchtiger Erwartung, froher Hoffnung und banger Furcht. Die Sonne ging unter in aller Majestät ihrer wandellosen Schönheit — ich bemerkte es nicht; der ruhegebietende Hauch der nahenden Nacht durchbebte meine Glieder mit seinem kühlen Schauer, ich fühlte es nicht; Lunas heitre Blicke spähten umher, als suche sie nach den lieben Endymion, ich sah sie nicht; die ganze Erde und der Himmel spiegelten ihr Bild vor meine Seele von höhern seligen Reizen umflossen. Da weckte mich der Kastellan aus meinen süßen Träumen und rief mich hinab, die Kapelle im Mondschein zu betrachten und das schönste Wunder des Schlosses kennen zu lernen.

Die kleine Kapelle steht jetzt ganz frei, ihr Inneres wird von einem einzigen hohen gothischen Fenster beleuchtet. Der Eingang ist von den Trümmern der äußern Mauer beinahe ganz verschüttet und alle Zierrathen der Wapen, Basreliefs und Sculpturen auf den äuß-

sern Wänden sind völlig verwittert, weil der schwammige Sandstein dem Zahn der Zeit nicht lange zu widerstehen vermochte, und die frühern Besitzer auch um den Tempel über ihrer Familiengruft sich wenig kümmerten.

Der Alte hatte mit astronomischer Sorgfalt den Himmel beäugelt und bat mich, nun noch einige Minuten zu verweilen, bis der Mond auf dem rechten Punkt stehen würde, um das Wunder in seiner ganzen Gloria zu zeigen.

„Indessen," fuhr er fort, „erzähle ich Euer Gnaden mit sieben Worten eine Geschichte, welche ihnen das bald zu schauende Wunder erst zu einem recht bewundernswerthen Wunder machen wird; — hören sie: Im Jahr des Herrn 1321 war die einzige Fräulein Tochter des überaus tapfern Ritters Otto von Hohenkrähen gerade 18 Jahre alt, und mithin zu einer Vermählung mit einem mannbaren Ritter so ziemlich herangediehen. Der Herr Ritter und ihr Bruder der tapfre Conrad, waren auch beide gesonnen, sie sobald als möglich einem adelreichen Ritter des Gaus, dem Herrn

Ulrich von Heben zum Gespons zu geben, und hatten den Bund bereits durch Wort und Handschlag besiegelt, ohne bei dem Fräulein Widerstand gefunden zu haben; denn ihr Herz war noch frei von Minnelust und zärtlichen Gefühlen für irgend einen Ritter. Es wurde demnach beschlossen, daß nach dem großen Turnier zu Würzburg die Vermählung straks vollzogen werden sollte. Die Menschen beschließen gar vieles, wovon im Buch des Himmels kein Wort steht, und so ein Beschluß gilt dann auch gerade so viel, wie ein ungestempelter Rechnungsbogen. Der Vater, der Bruder, der Bräutigam und das Fräulein zogen mit vielen Vasallen und mit namhaftem reisigem Gepränge gen Würzburg, um des Schwabengaues und ihrer edeln Abstammung dort würdig zu erscheinen. Herr Conrad kämpfte wie ein Löwe und Herr Ulrich ersiegte sich den ersten Dank aus den Händen der schönen Ida von Gemmingen; aber Herr Rudolph von Senkenberg hatte die Augen und fast das ganze Herz seiner Braut indessen dafür gewonnen, ohne auch nur ein Wort mit ihr zu wechseln. Der böse Feind

und die Kobolde und Hexen schleichen sich durch ein Schlüsselloch in wohlverwahrte Gemächer, und Liebe findet den Weg zum Herzenskämmerlein oft durch die Augen aus der Ferne. Der Senkenberger war ein gar muthig tapfres Schwert, aber auch ein weichherziges Kind, dem Gesang ergeben, und der zarten Sitte und vor allem unterthan den holden Frauen so weit Zucht, Ehrbarkeit und Ritterthum es ihm erlaubten. Herr Otto lud den Vielgeliebten ein, auf seinem Zug nach Welschlands kunstblühenden Auen auf Burg Hohenkrähen einzusprechen oder lieber gleich mit ihnen zu ziehen und die Vermählung ritterlich mit ihnen zu feiern. Der Conrad und der Ulrich waren ihm auch hold und zugethan, das Fräulein nur schien unwillig darüber zu seyn, daß ein dritter auf der Heimfahrt sie begleiten und oft wie ein Stöhrenfried zwischen sie und ihren Bräutigam treten sollte. Aber die aufsteigende und schnell wieder verschwindende Flamme in ihrem Gesicht war nicht Zeichen des Unmuthes oder Widerwillens, sondern eine Schalkheit der mächtig entbrennenden Liebe zu Senkenberg, ein

Aufblitzen der Scham und banger Ahnung zugleich. Sie zogen denn zusammen gen Hohenkrähen. Herr Conrad und Ulrich ritten stets eine Strecke Weges voraus und unterhielten sich weidlich von Jagden, Turneien und Fehden, und von einem Zuge, den sie gegen die mächtigen Werdenberge vorhatten. Herr Otto aber blieb stets an der Seite seiner Tochter und ergötzte sich baß an den feinen Mähren und Schwänken, welche Herr Senkenberg in mancherlei Weisen gerühmter Minnesänger wunderkünstlich vortrug, den Weg zu verkürzen. So lange sie auf der Heerstrasse neben einander einher zogen, waren sie fröhlich und guter Dinge, wenn sie aber Abends in die Herberge einritten, begegneten sich die Blicke scheuer und scheuer, ihre Lustigkeit war wie verschwunden; das Fräulein begehrte bald nach dem Lager und Herr Senkenberg warf sich trüben Sinnes unter einen Baum und klagte dem Mond und den Sternen sein Herzeleid in trübseligen Liedern oft die ganze Nacht durch vor, wenn nicht zuweilen, wo es unbemerkt geschehen konnte, ein Fensterlein sich öffnete und eine süße Stimme

ihm Ruhe gebot. Des Morgens war er aber doch stets der erste zu Roß und heitern Sinnes trieb er die anderu zum Aufbruch an. Allein der letzte Reisetag vertrieb die Fröhlichkeit aus den Gesichtern, Reden und Herzen. Das Fräulein ritt still dahin auf ihrem sanften Zelter und zählte die Grashalme und Kieselsteine am Heerweg; Herr Senkenberg stob auf seinem Rappen wild hin und her, und war dann wieder so lahm und todt als hätte ihn der Holzmeier mit einem Schlagfluß berührt; nur sein Auge schien zu leben und blitzte zuweilen nach dem Fräulein hinüber, um sogleich wieder am Sattelknopf zu hängen. Der alte Herr Otto war des stillen unheimlichen Einherziehens nicht gewohnt und darum zuerst besorgt um seine Tochter, es könnte ihr etwas fehlen an ihrer Gesundheit, bald aber unwirsch, weil sie ihn ihres Wohlseyns versicherte und doch so still und trübselig blieb. Er schalt sie kindisch — weil er in seinem Herzen vermeinte, sie wäre ungehalten darüber, daß ihr Bräntigam mit Conrad vorausgeritten war, um ihren Empfang auf der Burg zu bereiten. Allein damit hatte

der alte Schütze nicht ins Schwarze, sondern ins Blaue hinein geschossen; denn des Bräutigams Entfernung war wirklich das einzige am ganzen Tag, was ihr einige Freude gewährte. Je näher sie der heimathlichen Burg kamen, desto lauter und bänglicher schlug ihr und dem Herrn Senkenberg das Herz; beide gedachten des näher rückenden Augenblickes der ewigen Trennung. Der Ritter griff gar oft voll Ingrimm an sein Schwert und knirschte grausenvolle Flüche in sich hinein; dem Fräulein aber rollten die hellen Thränen über die Backen und Seufzer preßten die Brust; die ganze Welt schien zuweilen wie ein wilder Hexentanz sie zu umschwirren, und der Himmel nur Tod und Flammen auf sie herab zu schleudern, so bang und wehmüthig und furchtsam war ihr zu Muthe. Beide erseufzten zu gleicher Zeit freudig, als der alte Herr Otto ihres Murrsinnes endlich überdrüßig diesseits des Städtleins Engen hochauf voransprengte uud alle Knappen ihm jauchzend folgten und sie allein ließen. Sie ritten noch eine gute Weile langsam fürbaß, ohne sich anzuschauen oder ein Wort zu reden. Nur zu-

weilen schoß ein Blicklein links, und ein anderes rechts und beide wurden gluthroth im Angesicht. Herr Senkenberg sann endlich darauf, das mißbehagliche Stillschweigen zu brechen und auf geziemende Weise eine förderliche Zwiesprache anzuknüpfen, und öffnete eben den Mund mit einem herben Seufzer — da traten die Rosse über die Gränzen und jubelnd sprengten ihnen Bräutigam und Bruder entgegen mit all ihrem reisigen Zeug, auf dem Boden der Heimath, die Holde zu begrüßen. Der alte Herr Otto aber saß oben auf dem Söller, und leerte den zweiten Humpem Krenzacher auf des Turniersiegers Wohl. Wenn's Einem darum immer wohlginge, weil auf's Wohl wacker getrunken wird, da müßte es dem am Wohlsten ergehen, welcher auf sein eigenes Wohl manch zehnten Becher geleert hat; aber dem ist nicht also!“

„Die ganze Burg war anzuschauen, wie ein Feenschloß der Freude; alle Vasallen und Sassen der beiden Ritter waren versammelt in ihren Prunkwämsern; Stahl und Eisen verschwanden und machten dem Gold und Silber

Platz mit edlem Gestein und vielsagenden Perlen, wie mit einem Blumengarten bestreut.“

„Herr Rudolph mußte sich auch bequemen, den Stahlwams abzulegen und sich in ein prachtvolles Feierkleid, welches ihm Herr Ulrich verehrte — einzuhüllen, weil er Brautführer seyn sollte. Es wurde ihm zu einem Feuerkleide, das ihn gewaltig schnürte und nicht sehr wollüstig an die Qualen des Fegfeuers anmahnte. Die Braut saß neben ihm an der Willkommtafel. Sie beide waren die einzigen Traurigen in der allgemeinen jubelnden Lustigkeit, und hatten die einzige Freude, sich von den Zechenden nicht sehr bemerkt zu sehen.“

„Auch bei diesem traurigen Alleinseyn unter der schwirrenden Menge, fanden die Herzen wieder keine andern Dolmetscher, als scheue Blicke, Seufzer, und einzelne jedem andern sinnleere Worte; aber beide trugen die Überzeugung von der Tafel hinweg, daß sie liebten, geliebt wurden, und namenlos unglücklich seyn müßten, wenn nicht der Himmel durch irgend ein Wunder die irdischen Hemmketten sprengen

und sie befreien sollte aus den Banden des Herrn Ulrichs von Heben."

„Der Mond stand eben da, wo er jetzt steht, als das Fräulein feierlichen Schrittes in die Kapelle trat, und ihre Knie beugend vor dem Altare, von der Mutter Gottes Stärkung erflehte in inbrünstigem Gebet, und Trost für ihr Herz und für des armen Rudolphs liebendes Herz. Hinter sich ein leises Rauschen vernehmend, wendete sie das Haupt mit den thränenfeuchten Augen und ersah — Herrn Rudolph, welcher hinter ihr kniete in ihr Anschauen verloren und die Hände emporgerungen zum Himmel ein heißes Gebet der Liebe stammelte. Wie ein Blitz traf der Anblick ihr Herz, mit einem Angstrufe sank sie bewußtlos nieder — um bald zum schönsten Augenblicke ihres Lebens in seinem Arm zu erwachen. Die Wonnen seliger Liebe durchbebten ihren Busen, der erste Kuß brannte auf ihren Lippen — die ganze Welt zerfloß vor ihren trunkenen Blicken in einen rosigen, Paradiesesluft athmenden Schimmer. Da traf ihr Ohr plötzlich ihres Bruders donnernde Stimme: „Verräther, Bube!" brüllte

er und stieß sein Schwert voll blinder Wuth tief in die Brust des Geliebten, welcher mit dem letzten Röcheln des Todes in ihren Schooß niederfiel. „Barmherziger Gott!“ waren ihre letzten Worte. Sie sank neben den Geliebten auf die Stufen des Altars hin, um nie wieder zu erwachen.“

„Der graue Vater überlebte nicht lange die Schmach seines Hauses, Verzweiflung streckte ihn auf das Krankenlager und saugte wie ein Vampyr an den Adern seines Lebens. Er starb einsam, nachdem er in wildem Fieberwahn den Sohn mit Verwünschungen von sich gestoßen hatte. Herr Ulrich war längst tiefen Gram in der Seele davon gezogen nach Preußen gegen die Heiden. Er hatte das Fräulein wirklich lieb, und hätte lieber, sie glücklich zu machen, der Seligkeit ihres Besitzes entsagt. Dem Bruder konnte er nicht mehr Freund seyn, ohne ihn ob seiner überraschen That zu strafen. Heimlich ließ er Nachts sein Roß sich satteln, betete noch einmal in der Kapelle und schied für ewig von der theuren Geliebten und von dem süßen Boden der Heimath. Der rasche

Herr Conrad fühlte am schwersten — die Last seiner That. Fruchtlos waren alle Bemühungen, die Gespenster des Mordes und des Vaterfluches zu verscheuchen. Überall begegneten ihm die schwarzen schrecklichen Gestalten. Nach jahrelangem Umherschweifen kehrte er endlich auf seine Burg zurück, verschenkte den größten Theil seiner Habe an Nothleidende, Klöster und Kirchen; ließ von einem berühmten Meister nach einem wohlgetroffenen Bildniß seine Schwester mahlen, wie sie neben dem ermordeten Geliebten todt niedersinkt; stellte dieses schauerlich schöne Bild hier in die Kapelle auf, lag ganze Nächte knieend vor ihm in heißem Gebet und wurde eines Morgens todt vor demselben gefunden."

„Des Fräuleins Seele scheint keine Ruhe gefunden zu haben unter der Erde, denn rastlos wandelt sie unter den Lebenden umher seit fünf hundert Jahren, und ist seit jener Zeit, ohne Jemanden etwas zu leide zu thun, unter dem Namen, des Wunderfräuleins, der Schrecken der ganzen Gegend und sieht heute noch aus, wie sie nach dem Bilde war vor

fünf hundert Jahren. Offen und frei wandelt sie am hellen Tage umher unter den Gliedern des Nebenstammes, welcher die Güter ererbte. Die hohe Herrschaft will es aber vor uns gemeinen Leuten vertuschen und gibt sie, so oft sie erscheint, für eine junge Base oder Anverwandte aus. Wie die weiße Frau ist das Wunderfräulein überall, wo sich die Familie aufhält. Mich betrügt man aber nicht. Ich sah sie vor 45 Jahren im Sachsenlande bei dem Vetter des jetzigen gnädigen Herrn, und vorgestern — denken sie sich meinen Schrecken — steht sie wieder leibhaftig, wie sie damals war, vor mir und lacht mir ins Gesicht. Das Alter scheint sie boshaft gemacht zu haben, denn sie kam Abends sogar in mein Quartier und trieb ihren Spott mit uns armen Leuten! Ach du lieber Gott! so weit hat es ein solches Familiengespenst noch nie getrieben!“

„Jetzt steht der Mond recht — ich öffne ihnen die Thüre, treten sie hinein, die Wunderbare zu sehen; ich bleibe hier im Freien.“

„Die Schlüssel klirrten in seiner Hand, so zitterte der Alte, obgleich er früher dem

Tode der Schlachten nicht gebebt hatte, wie seine Narben beurkundeten. Mit abgewandtem Gesicht öffnete er die Thüre und sprach halblaut: „rechts an der Mauer!“ meine Blicke flogen dahin und ich sah nichts als kahles Mauerwerk in dem wunderbaren Halblicht, welches der durch die gelben Fensterscheiben einfallende Mond hervorbrachte.

Einen Augenblick stand ich staunend, immer den Blick nach der rechten Seite gekehrt und beinahe schon unwillig, von dem Alten gefoppt worden zu seyn — da folgte mein Auge unwillkührlich dem Mondstrahl, welcher die Mauer links in magischem Schimmer vergoldete; — die düstern Figuren des bestaubten Bildes schwammen vor meinen Augen unkenntlich umher — ich trat einige Schritte näher und mit unaussprechlicher Lebendigkeit begegneten die Züge des Wunderfräuleins meinem Auge — laut schrie ich auf: „Allmächtiger! Seraphine!“ Der Alte floh voll Schrecken, in dem Wahn, das Gespenst habe mir vielleicht für meinen Fürwitz den Hals umgedreht.

„Seraphine!“ rief ich noch ein Mal

und eine eisige Hand berührte mich, eine hohle Stimme ertönte matt hinter mir: „wer ruft mich?“ Der Schrecken des unerwarteten Anblicks hatte meine Sinne verwirrt — ich wendete mich bebend und sah — Seraphinen mit drohendem Antlitz vor mir stehen, und meinen schüchtern eintretenden Johann mit Jammergeschrei zu Boden stürzen.

Ein schallendes Gelächter weckte mich aus meiner Betäubung. Hatte mich vorhin der Schrecken gebleicht, so überzog jetzt die Scham mein Antlitz mit Purpur. Seraphine, der alte Hohenkrähen und mein Freund Wilhelm, standen Arm in Arm vor mir und begannen wieder ihr schallendes Gelächter; der Reichstruppenfeldwebel und Kastellan, brachte lachend meinen Johann mit reichen Wassergüssen wieder ins Leben und die Frau Kastellaninn stand besorgt neben mir, ein Fläschchen Eau de Cologne in der einen Hand, in der andern flüchtigen Salmiak; der Junge aber steckte neugierig den Kopf zur Thüre herein und schloß mit seinem schelmischen Gesicht die Hogartsche Gruppe.

Sie lachten zum dritten Mal laut auf, so

herzlich und vollstimmig, daß alle meine Muskeln unwiderstehlich in Verzuckung geriethen, und ich noch fortlachte, als schon alle Gesichter zum Ernst sich wieder in die Alltagsfalten eingezwängt hatten. „Bruder Julius,“ brach Wilhelm die Stille, „wer zuletzt lacht, der lacht am besten! Hier wird's zu kühl, hinauf zum Kastellan, dort soll dir Licht werden über alles!“ Ach du lieber Himmel, ihm war's zu kühl, und ich glaubte in einem russischen Schwitzbad zu stecken. Was half's? ich mußte gehorchen! Seraphine ging mit den Fackelträgern lächelnd voran, mich faßten der Oberst und Wilhelm unter den Armen, und zogen mich hinaus; der Kastellan mit seiner Alten und mit meinem nur halb lebenden Johann beschlossen den Zug, welcher sich nach dem Thürmchen in Bewegung setzte, wo ein fürstliches Mahl für alle bereitet war.

Ich kam mir an Seraphinens Seite selbst vor wie ein Missethäter am letzten Tage der Ausstellung, und hatte nicht einmal den Muth, auch nur mit einem scheuen Seitenblick nach den Constellationen der Gesichter flüchtig zu for-

schen. Aber mein Herz schlug so mächtig wie in den Stunden der ersten Schlacht, als ich hinter einer Batterie in lähmender Ruhe des ersten Schusses harrte, welcher den Ausbruch des todverbreitenden Hochgewitters verkünden sollte. Hinein! hinein! wünschte ich damals mit bebendem Muthe, und jetzt seufzte ich leise: „wenn's nur losging!“ Wilhelm erbarmte sich meiner und nahm endlich den drückenden Alp von meiner Brust mit einem Wink, welcher allen überflüssigen Zeugen Entfernung gebot und mir die nahe Auflösung so manches Räthsel verhies. Der Oberste leerte einen Zuges seinen ritterlichen Becher, strich sich den Schnurrbart, rückte die Mütze auf die linke Seite und stimmte die ganze Klaviatur seines Gesichtes in D. Diese Stimmung war mir noch vom Regiment her zur Genüge bekannt. ich suchte daher alle mögliche Fassung zu gewinnen, um einen gediegenen Spaß- und Zank-gemischten Sermon ordonanzmässig anzuhören, welcher denn auch sogleich folgendermassen begann:

„Mein lieber Herr Baron und Husaren-Ex-Rittmeister! Als wohlbestallter Standarten-

junker waren Sie schon ein süß romantisches Püppchen; als Lieutenant wurden Sie ein schwärmerisches Närrchen und der Rittmeister machte Sie, salva venia, beinahe ganz zum Narren mit Deutschthum, Magnetismus, Wahlverwandschaften, Stillingiaden und Idealismus in der Liebe. Sie waren und sind auf natürlichem Wege mit gar nichts zu kuriren, als mit einer guten und klugen Frau, dem ewigen und unwandelbaren Arcanum gegen die meisten Narrheiten; Ihr Vater wollte Ihnen eine Frau geben und kam aus alter Familienfreundschaft auf den Gedanken, das einzige weibliche Wesen meines Stammes — da die schmucke Seraphine — Ihnen zu vermählen. Ich war es gerne zufrieden; aber wohl einsehend, daß Ihnen mein Mädchen auf gewöhnlichem Wege zukommend, als ein gewöhnliches untaugliches Möbel erscheinen würde — verabredete ich mit Ihrem Freund Wilhelm, die romanhaften Zusammenkünfte auf der Reise, und mit meinem Kastellan die hier gespielte Gespensterposse. Sie haben nun das idealisch romantische Mädchen gefunden, was ihrer Seele schon vor Jahr-

tausenden verwandt war — gehen Sie und halten Sie nach altem Gebrauch um sie an — ich gebe Ihnen mein Wort, Seraphine wird nicht nein sagen! was übrigens die Geschichte mit dem Wunderfräulein betrifft, so ist sie wörtlich wahr, nur daß meine Seraphine mit jener nichts gemein hat als den Namen und außerordentliche Ähnlichkeit. Überzeugen Sie sich selbst, ob Seraphine ein Gespenst oder ein wohlconditionirtes Mädchen ist, küssen Sie den Mund, der Ihnen entgegenlächelt — küssen Sie zu — ich erlaube es, und Seraphine hat es schon längst erwartet!“

Eine milde Gluth rieselte beseligend durch alle meine Adern, schüchtern, aber voll Sehnsucht wendete ich mich nach meiner Nachbarinn. Ja! ihr Engel des Himmels! sie lächelte mir liebevoll entgegen, ein Thränchen der Liebe perlte in ihren Augen, ich beugte meine Knie — stammelte Seraphine! und feierte den Bund der Vermählung mit dem ersten glühenden Kuß auf ihren süßen Mund, um von einem brennenden Stich in den Lippen schmerzlich erschreckt aufzufahren.

Wer beschreibt mein Erstaunen, als ich von der Kühle der Nacht umweht, auf einem kräuterbewachsenen Trümmerhaufen einsam mich liegend fand, und erkannte; daß der Stich in den Lippen von den Stacheln einer Hundsrose, in deren Zweige mein Haupt ganz verschlungen war, herrührte? Gespenstig erschien mir nun erst das ganze Schloß, ich wähnte mich von Zauberern und Kobolden umgeben, welche im Augenblick des seligsten Genusses von Seraphinens Lippen hinweg in diese schauerliche Einöde mich geschleudert hatten. Kraft und Muth fehlte mir aufzustehen, nur scheu flogen meine Blicke durch die Schatten der Nacht hin und meine Seele gaukelte wie trunken in wirren Gesichten umher.

„Gnaden Herr Rittmeister, wünsche wohl geschlafen zu haben!" redete der Kastellan, der mühsam über die Trümmer zu mir heraufkletterte mich an.

„Geschlafen?" antwortete ich gedehnt — und rieb mir Stirn und Augen und betastete den ganzen Körper, ob ich wirklich lebe. „Geschlafen?"

„Ja, Euer Gnaden, und wie! und ge-

träumt seit zwei Stunden überlaut! ha ha ha! ist's Wunderfräulein bei ihnen gewesen? Sie riefen ja hundert Mal Seraphine!“ —

„Geschlafen, geträumt? Also alles — alles was ich sah und hörte, wäre nur ein Traum gewesen?“ —

„Wie Euer Gnaden befehlen!“ —

„Wie kam ich aber hierher?“

„Ei — Euer Gnaden kletterten gegen Sonnenuntergang auf den Ruinen herum und zeichneten Aussichten, und schliefen darüber ein — da liegen ja noch alle ihre Zeichenbücher im Gras. — Ich komme jetzt, Ihnen die Kapelle zu zeigen, weil der Mond gerade recht steht, damit Sie nachher dem Johann Audienz geben können, er ist in diesem Augenblick angekommen!“

„Geschlafen! geträumt?“ rief ich noch einmal und sprang auf, „wenn das nur ein Traum war, so hole der Teufel das ganze Leben!“

Von den Stacheln der heftigsten Neugierde gespornt, eilte ich in die Kapelle und fand zu meinem namenlosen Erstaunen alles — alles gerade so, wie ich es im Traum gesehen hatte. Scheu blickte ich nach allen Seiten mich um,

ob nicht die lebende Seraphine irgendwo aus einem Winkel hervorträte. Nichts ließ sich hören und sehen!

„Wie weit ist's zum Schloß des Obersten?“ rief ich hastig, der Kastellan erwiederte ruhig: „Euer Gnaden drei Viertelstunde Wegs, aber der Fuchs hat sie gemessen!“ — Ja, ja, der Oberste hat auch im Traume recht! Noch heute will ich mit ihr unter einem Dache schlafen und morgen — ja morgen in aller Frühe, bitte ich sie um Herz und Hand — sagt sie nein — so — gute Nacht Herr Kastellan — ich eile hinab zu ihrem Herrn!“

Der Alte mochte sich wundern und mich kurios anschauen, so oft er wollte — es blieb bei meinem Entschluß, ich flog auf Fittigen der Liebe hinab in das Schloß des Obersten. Er saß im Hof unter drei mächtigen Linden mit Seraphinen und mit meinem Freund Wilhelm!

Die Geschichte des Wunderfräuleins erfuhr ich gerade so, wie der Kastellan sie mir im Traume erzählt hatte, und das lebendige Wunderfräulein, der 518 Jahre alten Seraphine

leibhaftes Konterfei — lächelt über meiner linken Schulter hervor, während ich zum Schluß meines Abentheuers die Worte schreibe: das lebendige Wunderfräulein ist nun meine Frau, und zwar ein Wunder von einer Frau — wie unser Jahrhundert ein Zweites schwerlich mehr hervorbringen wird!

VIII.

Aphorismen.

Ein alter Mensch könnte recht viel lächeln über die Thorheiten seines langen Lebensweges, stünden nicht so viele Kreuze daran, an denen er lange geweint hätte, und die ihre Trauerflöre noch, wie Nachtschatten, hinüber wehten in seinen stillgewordenen einsamen Abend.

Im Garten des Lebens pflückt der Dichter die Blumen, der Prosaist die Früchte, der Philosoph von beiden etwas, und der Narr lacht alle dreie aus.

Ein alter Mensch ist ein unkenntlicher Baum, ohne Blätter, Blüthe und Frucht, wir

müssen ihm erst recht nahe treten, um auf seiner Rinde zu sehen, was er war.

Wahre Begeisterung in einer leeren Brust durch Vorstellungen zu erzwingen, ist eben so viel, als trübe leuchtende Sterne mit der Putzscheere schneutzen zu wollen.

O du gütiger Gott! läßt, wenn wir am Abendufer des Lebens stehen, auf seinem stillgewordenen Meere uns noch einmal die buntgeschmückten Nachen unsrer Jugendfreuden in duftigen Nebelfernen vorüberziehen, die Hoffnung steht noch immer lächelnd darin und winkt uns, aber stiller wie sonst, mit dem Kranze von Immortellen.

Eine neue Schöpfung, ein neues Gebohrenwerden beginnt mit dem Menschen in der Stunde, wo er nach langem Zweifeln und Hin- und Herwägen endlich einen festen, in sich selbst vollendeten, und darum keines Widerspruchs fähigen Entschluß faßt. Die äußern Hindernisse seyen, welche sie wollen, er weiß es, sie

werden ihm Kampf kosten, aber er weiß es auch, der bessere Mensch muß sich nach Kämpfen sehnen, weil diese ihm erst zeigen sollen, ob er auch selbst etwas werth und der schönen, hinter jedem Kampfe liegenden Krone, würdig sey.

Stehst du allein, magst du wohl einem plötzlichen Einfalle, selbst einem sogenannten Geniestreiche folgen, ist aber das Glück und Wohl andrer an dich gebunden, und besonders, bist du Gatte und Vater, dann sage dem so verführerischen genialen Handeln auf immer Lebewohl. Der Hausvater hat seine gemessene Bahn, aus welcher er, ohne Wagniß für sich und die Seinen, nicht heraus darf. Die geniale That hat im engen Hause nicht Raum, sie schlägt oft Mauern und Fenster aus, welche, ohne sie, den ganzen Familienkreis noch lange wohlthätig geschützt hätten.

Die Fluthen mußten von wilden Stürmen erst tüchtig hin und hergepeitscht werden, damit jeder Niederschlag, der Schlamm, wie

das Gold, sich an der rechten Stelle niedersetzen und der Geist Gottes friedlich über den nun geschiedenen friedlichen Elementen, in klarer Ruhe, schweben konnte.

So der Mensch, ordentliche Ruhe findet er doch nicht eher, als bis er ins Klare gebracht, was ihm bisher so wild im Sinne auf und nieder rauschte. Aber diese sturmgeborne Ruhe, ist dann auch sein Höchstes, und er hält sie fest mit der besten Kraft, wieviel des Äußeren auch neben ihm werde oder vergehe, und sey er dies selbst. Nicht zurückschauend, und nicht messend die Zeit der wilden Stürme, hält er nur fest, was er endlich, und sey es einen Schritt vor dem Jenseits, mit fester Manneskraft aus ihr herausgehoben hat, damit es, als sein Panier, mit ihm hinübergehe zum Licht.

Eine Minute ist das Grab der andern, und darum betrübe dich nie zu sehr, wenn die gegenwärtige voll schwarzer Ungewitter hängt, die folgende bringt vielleicht Blumen und spielende Engel.

Weisheit und Muth sind die Eltern der Größe, sie wird Waise, wenn auch nur eines von ihnen stirbt.

Die poetischen Blumen entfalten sich, wenn sich die physischen schließen, und um das, wie eine Knospe am Abende geöffnete und weicher gewordene Herz, summen die Gefühle wie durstige Bienen, und alle Töne halten länger aus, und ziehen fort, bis in die Gefilde des Schlafes und wecken seine Kinder, die Träume.

Die Natur führt uns, wie Kinder, in ihr großes Schauspielhaus, und trägt uns wieder heraus, wenn wir darin gesehen, was uns gut ist; Kinder dürfen oft nicht alle fünf Akte sehen.

Freundliche Hore! letzte meiner Lebensstunden, flattre mir einst nicht schnell und ungekannt vorüber, sondern nahe mir freundlich und vertraut, und küsse eine Saite meiner Brust nach der andern stumm, daß sie, wie sterbende Echos, leise verhallen, und deine weiche Hand drücke das klopfende Herz langsam

nieder zur Ruhe, daß sein Leben nicht plötzlich abreiße von der lang vertrauten Welt, sondern, müde einschlafend, sich sanft hinüber träume in die andre. Und so sehe ich dich einst kommen ohne Thränen und Zagen, und die Meinen, welche um mich stehen zum letzten Kusse, mit ihren stummen Thränen, werden dich nicht fürchten und scheuen wie den Tod, nein, sie werden dich lieben, daß du ihren müde gewordenen Freund in sanften Armen hintragen willst zur ersehnten Ruhe, wie eine Mutter ihr Kind zur stillenden Wiege.

Angst ist das irre gewordene Kind der Vernunft.

Grünig.

IX.

Die Doppeltgänger.

Erzählung

von

E. T. A. Hoffmann.

Erstes Kapitel.

Der Wirth zum silbernen Lamm riß seine Mütze vom Kopf, warf sie auf die Erde und rief, mit beiden Füßen darauf herumstampfend: „So — so — trittst du alle Rechtschaffenheit, alle Tugend, alle Nächstenliebe mit Füßen, du ehrvergessener Gevatter, du gottloser Wirth zum goldnen Bock! — Hat der Kerl nicht lediglich mir zum Tort seinen verwünschten Bock über dem Thor mit schweren Kosten so gleißend neu vergülden lassen, daß mein niedliches silbernes Lämmlein nun ganz ärmlich und bleich dagegen absticht, und alle Gäste mir vorbei nach dem funkelnden Thier ziehen? — Alles mögliche Gesindel von Seiltänzern, Comödianten und Taschenspielern reißt der Spitzbube an sich, damit sein Haus nur immer von Menschen

wimmle, die sich erlustiren und seinen essigsauren doppelt geschwefelten Wein saufen, statt daß ich meinen vortrefflichen Hochheimer und Nierensteiner selbst aussaufen muß, um ihn nur los zu werden an einen Mann, der ächten Wein zu schätzen weiß. Kaum verläßt die Comödiantenbande den vertrakten Bock, als die kluge Frau einkehrt mit dem Raben, und Alles strömt wieder hin und läßt sich wahrsagen und ruinirt sich mit Essen und Trinken. Und wie der heillose Nachbar oft seine Leute, die bei ihm einkehren, behandeln mag, kann ich mir wohl denken, denn der junge hübsche Herr, der erst vor wenigen Tagen dort war und heute zurückkam, ist doch richtig nicht bei ihm sondern bei mir eingekehrt. — Aber er soll auch bedient werden fürstlich. — Ach! — Ach! — Teufel! — Da geht er ja hin, der junge Herr nach dem goldenen Bock — die verfluchte weise Frau, die wird er sehen wollen. Es ist Mittagszeit — der Hochwohlgeborne strebt nach dem goldnen Bock — verschmäht alle Speisung des silbernen Lämmleins! — Gnädiger Herr! — Ihr Gnaden!" —

So schrie der Wirth zum offnen Fenster heraus, aber Deodatus Schwendy (das war der junge Mann) überließ sich dem Strom der Menschenmenge, der ihn unaufhaltsam fortriß in das unfern gelegene Wirthshaus.

Dicht gedrängt stand Alles in Flur und Hofraum, ein leises erwartungsvolles Geflüster lief hin und wieder. Einzelne wurden in den Saal gelassen, andere traten heraus, bald mit verstörten, bald mit nachdenklichen, bald mit frohen Gesichtern.

„Ich weiß nicht," sprach ein alter ernster Mann, der sich mit Deodatus zugleich in eine Ecke geflüchtet hatte, „ich weiß nicht, weshalb diesem Unfug nicht von Obrigkeitswegen gesteuert wird." „Warum!" fragte Deodatus. „Ach" fuhr der Mann fort, „ach! Sie sind fremd, Ihnen ist daher unbekannt, daß von Zeit zu Zeit ein altes Weib herkommt, die das Publikum äfft mit wunderbaren Prophezeihungen und Orakelsprüchen. Sie hat einen großen Raben bei sich, der den Leuten über Alles, was sie wissen wollen, wahr- oder vielmehr falschsagt. Denn ist es auch richtig, daß

mancher Ausspruch des klugen Raben eintrifft auf sonderbare Weise, so bin ich doch überzeugt, daß er dagegen hundertmal ins Gelag hineinlügt. Sehn sie nur die Leute an, wenn sie herauskommen und Sie werden leicht merken, daß das Weib mit dem Raben sie ganz und gar berückt. — Muß denn in unserm, dem Himmel sey Dank! — aufgeklärten Zeitalter solch ein verderblicher Aberglaube" —

Weiter hörte Deodatus nichts von dem, was der in vollen Eifer gerathene Mann schwatzte, denn eben trat der bildschöne Jüngling, todtenbleich, helle Thränen in den Augen aus dem Saal heraus, in den er vor wenigen Minuten heiter, frohlächelnd hineingegangen.

Da war es dem Deodatus, als sey hinter jenen Vorhängen, durch die die Menschen hineinschlüpften, wirklich eine dunkle, unheimliche Macht verborgen, die dem Fröhlichen die unheilbringende Zukunft enthülle und so schadenfroh jeden Genuß des Augenblicks tödte. — Und doch stieg in ihm der Gedanke auf, selbst hinzugehen und den Raben darum zu befragen, was ihm die nächsten Tage, ja die

nächsten Augenblicke bringen könnten. Auf geheimnißvolle Weise war Deodatus von seinem Vater, dem alten Amadeus Schwendy, aus weiter Ferne nach Hohenflüh geschickt worden.

Hier auf die höchste Spitze des Lebens gestellt, sollte sich seine Zukunft entscheiden durch ein wunderbares Ereigniß, das ihm der Vater in dunklen geheimnißvollen Worten verkündet. Mit leiblichen Augen sollte er ein Wesen schauen, das sich nur wie ein Traum in sein Leben verschlungen. Er sollte nun prüfen, ob dieser Traum, der aus einem, in sein Inneres geworfenen Funken immer frischer und strahlender emporgekeimt, wirklich heraustreten dürfe in sein äußeres weltliches Treiben. Er sollte, war dieses, eingreifen mit der That. — Schon stand er an der Thüre des Saals, schon wurden die Vorhänge gelüpft. Er hörte eine widrig krächzende Stimme, ein Eisstrom glitt durch sein Inneres, es war als dränge ihn eine unbekannte Gewalt zurück, andere kamen ihm zuvor und so geschah es, daß er, ohne daran zu denken unwillkührlich die Treppe emporstieg und in ein Zimmer gerieth, wo man das

Mittagsmahl für die zahlreichen Gäste des Hauses bereitet hatte.

Der Wirth kam ihm freundlich entgegen. „Ei sieh da! Herr Haberland! — Nun das ist schön. Sind sie gleich da drüben in dem schlechten Hause, in dem silbernen Lamm eingekehrt, so können sie sich doch nicht der weltberühmten Wirthstafel des goldnen Bocks entziehen. Ich habe die Ehre, diesen Platz für sie zu belegen.“

Deodatus merkte wohl, daß sich der Wirth in seiner Person irrte, allein ganz und gar befangen von der großen Unlust zu sprechen, die jede heftige Anregung aus dem Innern heraus erzeugt, ließ er sich nicht darauf ein, den Irrthum aufzuklären, sondern setzte sich stillschweigend an seinen Platz. Die weise Frau war der Gegenstand des Tischgesprächs und es herrschten die verschiedensten Meinungen, indem manche alles für ein kindisches Gaukelspiel erklärten, andere dagegen ihr in der That die vollkommenste Erkenntniß der geheimnißvollen Verschlingungen des Lebens zutrauten und daraus ihre Sehergabe herleiteten.

Ein kleiner, alter, etwas zu dicker Herr, der sehr oft aus einer goldnen Dose, nachdem er sie auf dem Rockermel gerieben, Tabak nahm und dabei ungemein klug vor sich hinlächelte, meinte, der Hochweise Rath, dessen geringes Mitglied zu seyn, er die Ehre habe, werde bald der verdammten Hexe das Handwerk legen, vorzüglich weil sie eine Pfuscherinn sey und keine wahre ordentliche Hexe. Denn daß sie Jedes Lebenslauf in der Tasche habe, und in nuce wiewohl in absonderlichen schlecht stylisirten Redensarten durch den Raben hersagen lasse, sey übrigens kein solch großes Kunststück. Wäre doch noch zum vorigen Jahrmarkt ein Mahler und Bilderhändler am Orte gewesen, in dessen Bude ein Jeder sein wohlgetroffenes Portrait habe finden können.

Alles lachte laut auf. „Das ist," rief ein junger Mann dem Deodatus zu, „das ist etwas für sie, Herr Haberland. Sie sind ja selbst ein tüchtiger Portraitmahler, aber so hoch haben Sie ihre Kunst doch wohl nicht gesteigert!"

Deodatus schon zum zweiten Mal als Herr Haberland, der wie er nun vernommen, ein

Mahler seyn mußte, angesprochen, konnte sich eines innern Schauers nicht erwehren, indem es ihm plötzlich vorkam, als sey er mit seiner Gestalt und seinem Wesen der unheimliche Spuck jenes ihm unbekannten Haberlands. Aber bis zum Entsetzlichen wurde dieses innere Grauen gesteigert, als in dem Augenblick, noch ehe er dem, der ihn als Haberland angeredet, antworten konnte, ein junger Mensch in Reisekleidern auf ihn zustürzte und ihn heftig in seine Arme schloß, laut rufend: „Haberland — liebster bester George, hab ich dich endlich getroffen! Nun können wir fröhlich unsern Weg fortwandern nach dem schönen Italia! Aber du siehst so blaß und verstört?“ —

Deodatus erwiederte die Umarmung des ihm unbekannten Fremden, als sey er in der That der längst gesuchte und erwartete Mahler George Haberland. Er merkte wohl, daß er nun wirklich in den Kreis der wunderbaren Erscheinungen trete, die ihm sein alter Vater in mancherlei Andeutungen verkündet hatte. Er mußte sich hingeben allem dem was die dunkle Macht über ihn beschlossen. Aber jene Ironie

des tiefsten Grimms gegen fremde unerreichbare Willkühr, in der man Eignes zu bewahren und zu erhalten strebt, erfaßte ihn gewaltig. In verzehrendem Feuer erglüht hielt er den Fremden fest bei beiden Armen und rief: „Ei du unbekannter Bruder, wie sollt ich nicht confus aussehen, da ich so eben mit meinem Ich in einen andern Menschen gefahren bin, wie in einen neuen Überrock, der hin und wieder zu eng ist oder zu weit, der noch drückt und preßt. Ei du mein Junge, bin ich denn nicht wirklich der Mahler George Haberland?“

„Ich weiß nicht,“ sprach der Fremde, „wie du mir heute vorkommst, George. Bist du denn wieder einmal von deinem wunderlichen Wesen befangen, das über dich kommt wie eine periodische Krankheit? Überhaupt wollt ich fragen, was du denn mit all dem unverständlichen Zeuge haben willst, der deinen letzten Brief anfüllt.“

Damit holte der Fremde einen Brief hervor und schlug ihn aus einander. So wie Deodatus hineinblickte, schrie er auf, wie von einer unsichtbaren feindlichen Macht schmerzhaft

berührt. Die Handschrift des Briefes war ja ganz genau seine eigene.

Der Fremde warf einen raschen Blick auf Deodatus und las dann langsam und leise aus dem Briefe:

„Ach lieber Kunstbruder Berthold! Du weißt nicht, welch eine düstere, schmerzende und doch wohlthuende Schwermuth mich befängt je weiter ich fortwandere. Sollst Du es wohl glauben, daß mir meine Kunst, ja all' mein Leben, Thun und Treiben oft schal und dürftig vorkommt? Aber dann erwachen süße Träume aus meiner fröhlichen frischen Jugendzeit. Ich liege in des alten Priesters kleinem Garten ins Gras hingestreckt und schaue hinauf, wie der holde Frühling auf goldnen Morgenwolken daher gezogen kommt. Die Blümlein schlagen von dem Schimmer geweckt die lieblichen Augen auf und strahlen ihre Düfte empor, wie ein herrliches Loblied. Ach Berthold! — mir will die Brust zerspringen vor Liebe, vor Sehnsucht, vor brünstigem Verlangen! Wo finde ich sie wieder, die mein ganzes Leben ist, mein gan-

zes Seyn! — Ich gedenke dich in Hohenflüh zu treffen, wo ich einige Tage verweile. Es ist mir als müsse mir eben in Hohenflüh was besonderes begegnen, woher dieser Glaube, weiß ich nicht!“ — —

„Nun sage mir,“ sprach der Kupferstecher Berthold — das war eben der Fremde — weiter, nachdem er dies gelesen, „nun sage mir nur, Bruder George, wie du in frischer fröhlicher Jugend auf der vergnüglichen Reise nach dem Kunstlande solcher weichlicher Schwärmerei nachhängen magst.“

„Ja lieber Kunstbruder,“ erwiederte Deodatus, „es ist mit mir ein ganz tolles absonderliches Ding. So wie das nun gleich gar poßierlich ist, daß ich recht aus der tiefsten Seele das geschrieben, was du eben lasest und daß ich dennoch gar nicht der Georg Haberland bin, den du“ —

In dem Augenblick trat der junge Mann hinein, der schon früher den Deodatus als Georg Haberland begrüßt hatte, und meinte, Georg habe Recht gethan, daß er der weisen Frau halber noch einmal zurückgekehrt sey. Er solle

sich an all das Geschwätz bei Tische gar nicht kehren, denn wollten auch die Weissagungen des Raben eben nicht viel bedeuten, so sey es doch höchst merkwürdig, wenn sie, die weise Frau selbst auftrete, wie eine zweite Sybille oder Pythia und in beinahe wilder Begeisterung geheimnißvolle Sprüche hersage, indem dumpfe geheimnißvolle Stimmen sie umtönten. Sie gebe heute in dem geräumigen Bosket des Gartens eine solche Darstellung, die Georg durchaus nicht versäumen müsse.

Berthold ging um manches Geschäft, das ihm in Hohenflüh oblag, abzuthun. Deodatus ließ es sich gefallen, mit jenem jungen Mann ein paar Flaschen zu leeren und so die Zeit bis zum Sonnenuntergang hinzubringen.

Die Gesellschaft, die im Zimmer versammelt, brach endlich auf, um sich nach dem Garten zu begeben. Da strich auf dem Flur ein langer hagrer, vornehm gekleideter Mann, der eben angekommen schien, bei ihnen vorüber. Im Begriff in die Zimmer hineinzutreten, wandte er sich noch einmal um, sein Blick fiel auf Deodatus und den Thürdrücker in der

Hand, blieb er wie eingewurzelt stehen! Wildes Feuer blitzte aus seinen düstern Augen, während Todtenblässe sein krampfhaft zuckendes Antlitz überzog. Er trat einen Schritt vorwärts auf die Gesellschaft zu, doch wie plötzlich sich besinnend, kehrte er wieder um, rannte hinein in das Zimmer und warf dröhnend die Thüre hinter sich zu. Was er zwischen den Zähnen murmelte, konnte niemand verstehen.

Mehr als dem jungen Schwendy war dem Andern das Betragen des Fremden aufgefallen, Deodatus hatte nicht sonderlich darauf geachtet. Man begab sich nach dem Bosket. —

Die letzten Strahlen der Abendsonne fielen auf eine hohe, von Kopf bis zu Fuß in ein weites erdgelbes Gewand gehüllte, Gestalt, die den Zuschauern den Rücken zugewendet hatte. Neben ihr auf der Erde lag ein großer Rabe wie todt, mit gesenkten Flügeln. Alle wurden von dem fremden grauenhaften Anblick erfaßt, das leise Geflüster verstummte und in dumpfen, die Brust belastenden Schweigen erwartete man, was die Gestalt beginnen werde.

Ein Säuseln strömte, wie Wellengeplät-

scher wunderbar klingend durch das dunkle Gebüsch und wurde zu Tönen, zu vernehmbaren Worten:

„Phosphorus ist bezwungen. Der Feuerkessel glüht auf im Westen! — Nachtadler! schwing dich empor zu den erwachten Träumen.“

Da erhob der Rabe das gesenkte Haupt, schlug mit den Flügeln und stieg krächzend in die Höhe. Die Gestalt breitete beide Arme aus, das Gewand fiel herab und eine hohe wunderherrliche Frau stand da im weißen faltenreichen Kleide, mit einem Gürtel von funkelnden Steinen und schwarzen, hochaufgenestelten Haaren. Hals, Nacken und Arme, zeigten entblößte, jugendlich üppige Formen.

„Das ist ja nicht die Alte!« so flüsterte es durch die Reihen der Zuschauer. —

Jetzt begann eine ferne dumpfe Stimme:

»Hörst du, wie es im Abendwinde heult und jammert?“

Eine noch fernere Stimme murmelte:

„Die Klage beginnt, wenn der Gluthwurm leuchtet!“

Da ging ein entsetzlich, herzzerschneiden-

der Jammer durch die Lüfte. Die Frau sprach:

„Ihr fernen Klagetöne, habt ihr euch losgewunden aus der Brust des Menschen, daß ihr vermöget, frei euch zu erheben im gewaltigen Chor? — Aber verhallen müßt ihr in Luft, denn die in segensreichen Himmeln thronende Macht, die Euch gebietet, ist ja die Sehnsucht.«

Die dumpfen Stimmen heulten stärker:

„Die Hoffnung ist gestorben! Der Sehnsucht Lust war die Hoffnung. Sehnsucht ohne Hoffnung ist namenlose Qual!“

Tief auf seufzte die Frau und rief wie in Verzweiflung:

„Die Hoffnung ist der Tod! — Das Leben dunkler Mächte grauses Spiel!“

Da schrie Deodatus unwillkührlich aus dem Innersten heraus: „Natalie!“

Rasch wandte sich die Frau um und ein altes fürchterlich verzerrtes Weiberantlitz starrte ihn an mit glühenden Augen. Grimmig mit ausgespreizten Armen auf ihn losfahrend, kreischte das Weib: „Was willst du hier? — Fort! Fort! — Der Mord ist hinter dir her! —

Rette Natalien!“ — Der Rabe rauschte durch die Bäume herab auf Deodatus und krächzte gräßlich: »Mord — Mord!« Von wildem Entsetzen gepackt, halb sinnlos, rannte Deodatus fort nach seiner Wohnung.

Der Wirth sagte ihm, daß während dessen ein fremder reich gekleideter Herr mehrmals nach ihm gefragt, indem er seine Person genau beschrieben, ohne seinen Namen zu nennen und endlich ein Billet zurückgelassen habe.

Deodatus erbrach das Billet, das ihm der Wirth einhändigte und das richtig an ihn addressirt war. Er fand folgende Worte:

„Ich weiß nicht, ob ich es unerhörte Frechheit oder Wahnsinn nennen soll, daß Sie Sich hier blicken lassen. Sind Sie nicht, wie ich es jetzt glauben muß, ein ehrloser Bösewicht, so entfernen Sie Sich augenblicklich aus Hohenflüh oder erwarten Sie, daß ich Mittel finden werde, Sie von Ihrer Tollheit auf immer zu heilen.“

»Graf Hektor von Zelies.«

»Die Hoffnung ist der Tod, das Leben dunkler Mächte grauses Spiel!“ — So mur-

melte Deodatus dumpf in sich hinein, als er dies gelesen. Er war entschlossen, sich durch die Drohungen eines Unbekannten, die noch dazu auf irgend einem unerklärlichen Irrthum beruhen mußten, durchaus nicht aus Hohenflüh vertreiben zu lassen, sondern mit festem Muth, mit männlicher Kraft dem entgegen zu treten, was irgend eine dunkle Macht über ihn verhängt. Sein ganzes Inneres war erfüllt mit banger Ahnung, die Brust wollte ihm zerspringen, hinaus sehnte er sich aus den Mauern ins Freie. Die Nacht war eingebrochen, als er eingedenk des unbekannten bedrohlichen Verfolgers seine geladenen Pistolen einsteckte und forteilte durch das Neudorfer Thor. Schon war er auf dem freien Platz, der vor diesem Thore befindlich, als er sich von hinten gefaßt und zurückgezogen fühlte: „Eile — eile, rette Natalien, die Zeit ist da!“ — So murmelte es ihm in die Ohren. Es war das gräßliche Weib, die ihn gefaßt hatte und die ihn unaufhaltsam mit sich fortriß. Ein Wagen hielt in geringer Entfernung, der Schlag war geöffnet, die Alte half ihm hinein und stieg nach. Er

fühlte sich von weichen Armen umfangen und eine süße Stimme lispelte: „Mein geliebter Freund! endlich! — endlich kommst du!“ — „Natalie, meine Natalie!“ So schrie er auf indem er halb ohnmächtig vor Entzücken die Geliebte in die Arme schloß.

Rasch ging es nun fort; im dicken Walde schimmerte plötzlich heller Fackelglanz durch das Gebüsch. „Sie sind es,“ rief die Alte; „noch einen Schritt weiter und uns trifft Verderben!“ —

Deodatus zur Besinnung gekommen, ließ halten, stieg aus dem Wagen und schlich leise, die gespannte Pistole in der Hand auf den Fackelglanz zu, der augenblicklich verschwand. Er eilte zurück zum Wagen, aber erstarrt vor Entsetzen blieb er eingewurzelt stehen, als er eine männliche Figur erblickte, die mit seiner Stimme sprach: „die Gefahr ist vorüber!« und dann einstieg.

Nachstürzen wollte Deodatus dem schnellfortrollenden Wagen, als ihn ein Schuß aus dem Gebüsch zu Boden warf. —

Zweites Kapitel.

Es ist nöthig, dem geneigten Leser zu sagen, daß der ferne Ort, von dem her der alte Amadäus Schwendy seinen Sohn nach Hohenflüh schickte, ein Landhaus in der Gegend von Lucern war. Das Städtlein Hohenflüh im Fürstenthum Reitlingen, lag aber ungefähr sechs bis sieben Stunden von Sonsitz, der Residenz des Fürsten Remigius entfernt.

Ging es in Hohenflüh laut und lustig her, so herrschte dagegen in Sonsitz solch ein allgemeines Piano, wie etwa in Herrnhuth oder Neusalz. Alles trat leise wie auf Socken daher und selbst ein nothwendiger Zank wurde mit gedämpfter Stimme geführt. Von den gewöhnlichen Vergnügungen der Residenz, von Bällen, Conzerten, Schauspielen war gar nicht die Rede und wollten sich die armen, zur Traurigkeit verdammten, Sonsitzer einmal vergnügen, so mußten sie hinüber ziehen nach Hohenflüh. Dies alles kam daher. Fürst Remigius, sonst ein freundlicher, lebenslustiger Herr, war seit mehreren Jahren, es konnten wohl über die

zwanzig seyn, in furchtbar tiefe, an Wahnsinn gränzende Melancholie versenkt. Ohne Sonsitz zu verlassen, sollte sein Aufenthalt einer Einöde gleichen, in der das düstre Stillschweigen der lebensmüden Trauer herrscht. Nur seine vertrautesten Räthe und die nothwendigste Dienerschaft mocht er sehen und selbst diese durften es nicht wagen zu sprechen, wenn der Fürst sie nicht angeredet. In einer dicht verschlossenen Kutsche fuhr er daher und niemand durfte auch nur durch eine Gebehrde merken lassen, daß er den Fürsten in der Kutsche wisse.

Über die Ursache dieser Melancholie gab es nur dumpfe Gerüchte. So viel war gewiß, daß damals, als die Gemahlinn des Fürsten den Erbprinzen geboren und das ganze Land von freudigem Jubel ertönte, wenige Monate nachher Mutter und Kind verschwanden auf unbegreifliche Weise. Manche meinten, Gemahlinn und Sohn wären als Opfer einer unerhörten Cabale entführt worden, andere behaupteten dagegen, der Fürst habe beide verstoßen. Diese bezogen sich, um ihre Behauptung zu unterstützen, auf den Umstand, daß zu dersel-

ben Zeit der Graf von Törny, erster Minister und entschiedener Liebling des Fürsten, vom Hofe entfernt worden, und es scheine gewiß, daß der Fürst ein verbrecherisches Verhältniß zwischen der Fürstinn und dem Grafen entdeckt und an der Ächtheit des gebornen Sohnes gezweifelt.

Alle, die die Fürstinn näher gekannt, waren aber im Innersten überzeugt, daß bei der reinsten unbeflecktesten Tugend, wie sie die Fürstinn bewährt, ein solcher Fehltritt ganz undenkbar, ganz unmöglich sey.

Niemand in Sonsitz durfte bei harter Ahndung auch nur ein Wort über das Verschwinden der Fürstinn äußern. Aufpasser lauerten überall und plötzliche Verhaftungen derer, die nur irgendwo anders als innerhalb ihres Zimmers davon gesprochen, zeigten, wie man ohne es zu ahnen, belauscht, behorcht wurde. Eben so durfte auch über den Fürsten, über seinen Kummer, über sein ganzes Thun und Treiben kein Wort gesprochen werden und dieser tyrannische Zwang war die ärgste Bedrängniß der Bewohner einer kleinen Residenz, die eben

nichts lieber im Munde führen als den Fürsten und den Hof. —

Des Fürsten liebster Aufenthalt war ein kleines, dicht vor den Thoren von Sonsitz gelegenes Landhaus mit einem weitläuftigen eingehegten Park.

In den düstern wildverwachsenen Gängen dieses Parks wandelte eines Tages der Fürst, sich ganz hingebend dem zerstörenden Gram, der in seiner Brust wühlte, als er plötzlich ganz unfern ein seltsames Geräusch vernahm. — Unartikulirte Töne — ein Ächzen — Stöhnen, dazwischen wieder ein widriges Quicken — Grunzen — und dann wie in erstickter Wuth dumpf ausgestoßene Schimpfwörter. — Erzürnt, wer es gewagt, dem strengsten Verbot entgegen einzudringen in den Park, trat der Fürst schnell aus dem Gebüsch und es bot sich ihm ein Schauspiel dar, das den griesgramigsten Smelfungus zum Lachen hätte reizen können. — Zwei Männer, der eine lang und knochendürr, wie die Hektik selbst, der andere ein kleines glaues Fallstafflein in den schmuckesten Sontagskleidern des idealen Spießbürgers angethan,

waren in heftigsten Faustkampf begriffen. Der Große säbelte mit den langen Armen, die mit den geballten Fäusten mächtigen Streitkolben nicht unähnlich, so unbarmherzig auf den Kleinen los, daß jeder fernere Widerstand unnütz und nichts anders rathsam schien, als schnelle Flucht. Doch Muth im Herzen wollte der Kleine, gleich den Parthern noch fliehend fechten. Da krallte sich aber der Große fest in das Haupthaar des Gegners. Schlechte Intention! — Die Perücke blieb ihm in der Hand, der Kleine nützte strategisch die Puderwolke, die ihn einhüllte, dukte schnell nieder und unterlief mit vorgestreckten Fäusten so behende und geschickt den Großen, daß dieser mit einem gellenden Schrei rücklings überstürzte. Nun warf sich der Kleine auf den Großen, enterte sich fest, die linke Hand mit gebogenen Fingern zweckmäßig als Enterhacken brauchend, in der Halsbinde des Gegners und arbeitete mit den Knieen und der rechten Faust so schonungslos auf den Großen ein, daß dieser, kirschblau im ganzen Antlitz, gräßliche Laute ausstieß. Doch plötzlich fuhr nun der Große dem Kleinen mit

den spitzen Knochenfingern so gewaltig in die Seiten und gab mit der letzten Kraft der Verzweiflung sich selbst einen solchen Schwung, daß der Kleine in die Höhe geschleudert wurde wie ein Ball und niederstürzte, dicht vor dem Fürsten.

„Hunde!“ rief der Fürst mit der Stimme eines ergrimmten Löwen, „Hunde, welch ein Satan hat euch eingelassen? was wollt ihr?«

Man kann denken, mit welchem Entsetzen die beiden ergrimmten Gymnastiker sich aufrafften vom Boden, wie sie nun gleich armen verlornen Sündern, bebend, zitternd, keines Worts, keines Lauts mächtig vor dem erzürnten Fürsten standen.

„Fort,“ rief der Fürst, „fort, auf der Stelle, hinauspeitschen lasse ich euch, wenn ihr noch einen Augenblick weilt.

Da fiel der Große nieder auf die Knie und brüllte ganz Verzweiflung: „Durchlauchtigster Fürst — gnädigster Landesherr — Gerechtigkeit — Blut für Blut!“ —

Das Wort Gerechtigkeit, war noch eins von den wenigen, das stark anschlug an des Fürsten Ohr. Er faßte den Großen stark ins Auge und sprach gemäßigter: „Was ist's, sprecht,

aber nehmt euch in Acht vor allen dummen Worten und macht's kurz.“

— Vielleicht hat es der geneigte Leser schon geahnt, daß die beiden tapfern Kämpfer niemand anders waren als die beiden berühmten Gastwirthe zum goldnen Bock und zum silbernen Lamm aus Hohenflüh. In dem immer höher gesteigerten Groll gegen einander, waren sie zu dem wahnsinnigen Entschluß gekommen, da ihnen der hochweise Rath nicht genügte, dem Fürsten selbst allen Tort zu klagen, den jeder vom andern erlitten zu haben glaubte, und der Zufall ließ es geschehen, daß beide in demselben Augenblick zusammen trafen vor dem äußersten Gatterthor des Parks, das ein einfältiger Gärtnerbursche ihnen öffnete. Beide können fernerhin sehr schicklich mit ihren Schildnamen bezeichnet werden! —

Also! — der goldne Bock, ermuthigt durch des Fürsten ruhigere Frage wollte eben beginnen, als ihn vielleicht in Gefolge des feindlichen Enterns ein solch fürchterliches krächzendes Husten überfiel, daß er kein Wort hervorzubringen vermochte.

Diesen verderblichen Zufall nutzte augenblicklich das silberne Lamm und stellte mit nicht geringer Beredtsamkeit dem Fürsten all die Unbild vor, die ihm der goldne Bock zufüge, der alle Gäste anlocke, indem er alle nur mögliche Hanswürste, Marktschreier, Wahrsager und anderes Gesindel bei sich aufnehme. Er beschrieb die weise Frau mit dem Raben, er sprach von ihren schnöden Künsten, von ihren Orakelsprüchen, mit denen sie die Leute hinters Licht führe. Das schien die Aufmerksamkeit des Fürsten zu fesseln. Er ließ sich die Gestalt der Frau von Kopf bis zu Fuß beschreiben, er fragte, wann sie gekommen, wo sie geblieben. Das Lamm meinte, er seiner Seits halte das Weib für nichts anders, als für eine betrügerische halbwahnsinnige Zigeunerinn, die ein hochweiser Rath zu Hohenflüh hätte sogleich festnehmen lassen sollen.

Der Fürst heftete den funkelnden durchbohrenden Blick auf das arme Lamm, das, als hätt' es in die Sonne geschaut, sogleich ausbrach in ein heftiges Niesen.

Dies nützte sofort der goldne Bock, der

sich indessen vom Husten erholt und nur auf den Moment gelauert hatte, dem Lamm die Rede abzuschneiden. Der Bock berichtete in süß und sanft tönenden Worten, daß alles, was das Lamm von der Aufnahme schädlichen polizeiwidrigen Gesindels berichtet, die schändlichste Verläumdung sey. Insonderheit rühmte der Bock die weise Frau, von der die gescheutesten brillantsten Herren, die größten Genies von Hohenflüh, die er täglich an seiner Tafel zu bewirthen die Ehre, behaupteten, sie sey ein überirdisches Wesen und höher zu achten, als die ausgebildetste Somnambüle. Ach, gar arg ging es aber zu bei dem silbernen Lamm. Einen artigen, schönen, jungen Herrn habe das silberne Lamm von ihm weggelockt, als er nach Hohenflüh zurückgekehrt und gleich in der folgenden Nacht sey er auf seinem Zimmer mörderisch angefallen und durch einen Pistolenschuß verwundet worden, so daß er hoffnungslos darnieder läge.

Jede fernere Rücksicht, jede Ehrfurcht vor dem Fürsten in der Wuth vergessend, brach das silberne Lamm los und schrie: derjenige, wel-

cher behaupte, daß der junge Herr George Haberland auf seinem Zimmer angefallen und verwundet worden, sey der niederträchtigste Spitzbube und abgefeimteste Hallunkenkerl, der jemals Beinschellen getragen und die Gassen gekehrt. Vielmehr habe wohllöbliche Polizei in Hohenflüh ermittelt, daß er in selbiger Nacht vor das Neudorfer Thor spaziert, daß dort ein Wagen gehalten, aus dem eine weibliche Stimme gerufen: „rette Natalien," daß darauf der junge Herr in den Wagen gesprungen. — „Wer war das Weib im Wagen?" fragte der Fürst mit strengem Ton.

„Man sagt," stotterte der goldne Bock, um nur wieder zum Wort zu kommen, »man sagt, die weise Frau habe" —

Die Rede blieb dem goldnen Bock in der Kehle stecken vor dem furchtbaren Blick des Fürsten, und, als dieser ihm ein tödtendes „Nun? was weiter?" zurief, fiel das silberne Lamm, das gerade außer der Richtung jener Strahlen im Schatten stand, leise stammelnd ein: „Ja, die weise Frau und der Herr Maler George Haberland — Im Walde hat er

den Schuß erhalten, das weiß ja die ganze Stadt — aus dem Walde haben sie ihn geholt und zu mir gebracht am frühen Morgen — er liegt noch bei mir — wird aber wohl genesen, denn die Pflege bei mir — und der fremde Herr Graf — ja der Herr Graf Hektor von Zelies“ —

„Was? wer?“ rief der Fürst auf, daß das silberne Lämmlein ein paar Schritte zurückprallte. „Genug,“ sprach dann der Fürst weiter mit rauhem gebieterischen Ton, „genug! packt euch Beide fort augenblicklich. — Der wird den mehrsten Zuspruch haben, der seine Gäste am besten bedient! — Hör' ich noch das mindeste von einem Gezänk unter euch, so soll der Rath euch die Schilder von den Häusern reißen und Euch fortbringen lassen aus den Thoren von Hohenflüh!“

Nach diesem kurzen kräftigen Bescheid ließ der Fürst die beiden Wirthe stehen, und verlor sich schnell ins Gebüsch.

Der Zorn des Fürsten hatte die aufgebrachten Gemüther besänftigt. Im Innersten zerknirscht schauten sich beide, das silberne Lämm-

lein und der goldne Bock, wehmüthig an, Thränen entquollen den verdüsterten Augen und mit dem gleichzeitigen Ausruf: „O Gevatter!“ fielen sie sich in die Arme. Während der goldne Bock das silberne Lamm fest einklammernd und über dasselbe weggebeugt häufige Schmerzestropfen ins Gras fallen ließ, schluchzte dieses vor herber Wehmuth leise an der Brust des versöhnten Gegners. Es war ein erhabener Moment!

Die zwei herbeieilenden fürstlichen Jäger schienen aber dergleichen pathetische Scenen nicht sonderlich zu lieben, denn ohne Weiteres packten sie den goldnen Bock sowohl als das silberne Lamm, wie man zu sagen pflegt, beim Fittig und warfen beide ziemlich unsanft zum Gatterthor hinaus.

Drittes Kapitel.

Bin ich hin und hergezogen,
Über Wiese, Flur und Feld
Hat manch Hoffen mich betrogen,
Ist mir manche Lust entflogen
In der bunten lauten Welt.

Was nur stillt dies bange Sehnen,
Was den Schmerz in dieser Brust!
Bittre Qualen! herbe Thränen!
Leeres Trachten! — falsches Wähnen!
Flieht mich ewig jede Lust?

Darf ich noch zu hoffen wagen,
Dämmert noch mein Lebensstern?
Soll' ich's länger dulden, tragen
Wird mein Schmerz mir selbst nicht sagen,
Ob sie nah ist, ob sie fern?

Sie die ist mein innig Leben,
Sie die ist mein ganzes Glück,
Süßen Träumen hingegeben,
Schaut mit wonnigem Erbeben
Sie mein Liebetrunkner Blick.

Doch in Nacht ist bald verschwunden
Der Geliebten Lichtgestalt!
Kann ich nimmer mehr gesunden?
Freundes Trost, Balsam den Wunden
Ist auch der für mich verhallt?

Der Kupferstecher Berthold hatte sich, während er dies Lied, das sein Freund der Mahler George Haberland gedichtet, leise vor sich

sang, auf einer Anhöhe unter einem großen Baum gelagert und war bemüht, eine Parthie des Dorfs, das vor ihm im Thale lag, getreu nach der Natur in sein Mahlerbuch hineinzuzeichnen.

Bei den letzten Versen schossen ihm aber die Thränen aus den Augen. Er gedachte lebhaft seines Freundes, den er oft durch ein lustiges Wort oder durch ein heitres Kunstgespräch aus der düstren trostlosen Stimmung gerissen, in die er seit einiger Zeit versunken und den nun ein unerklärliches Unheil von ihm getrennt. „Nein," rief er endlich, indem er schnell seine Geräthschaften zusammenpackte und hastig aufsprang, „nein, noch ist Freundes Trost nicht verhallt für dich, mein George! — Fort dich aufzusuchen und nicht eher dich zu verlassen, bis ich dich im Schoße der Ruhe sehe und des Glücks." —

Er eilte zurück in das Dorf, das er vor wenigen Stunden verlassen und wollte dann weiter fort nach Hohenflüh.

Es war gerade Sonntag, der Abend fing an einzubrechen, die Landleute eilten nach der

Schenke. Da zog ein seltsam gekleideter Mensch durch's Dorf einen lustigen Marsch auf der Papagenopfeife blasend, die ihm aus dem Busen hervorragte und dazu derb die Trommel schlagend, die er umgehängt. Ihm folgte ein altes Zigeuner-Weib, die tapfer auf dem Triangel klingelte. Hintenher schritt langsam und bedächtig ein stattlicher Esel mit zwei vollgepackten Körben belastet, auf denen zwei kleine poßirliche Äffchen hin und her hüpften und sich herum balgten. Zuweilen ließ der Mensch vom Blasen ab und begann einen seltsamen kreischenden Gesang, in den das Zigeunerweib, sich aus ihrer niedergebeugten Stellung ein wenig aufrichtend, mit gellenden Tönen einstimmte. Begleitete nun der Esel den Gesang mit seinen klagenden Naturlauten, quickten die Äffchen dazu, so gab es einen angenehmen lustigen Chor, wie man sich ihn wohl genügend denken mag.

Bertholds ganze Aufmerksamkeit fesselte der junge Mensch, denn jung war er, das war sichtlich, unerachtet er sein Antlitz mit allerlei Farben häßlich beschmiert und durch eine große

Doktorperücke, auf der ein kleines winziges Tressenhütlein saß, auf widrige Weise entstellt hatte. Dazu trug er einen abgeschabten rothen Sammtrock mit großen goldstoffnen Aufschlägen, einen offnen Hamletskragen, schwarzseidne Unterkleider nach der letzten Mode, auf den Schuhen große bunte Bandschleifen und ein zierliches Ritterschwert an der Seite.

Er schnitt die tollsten Gesichter und sprang hin und her in den lustigsten Capriolen, so daß das Bauernvolk übermäßig lachte, doch Bertholden erschien das ganze Wesen wie der unheimliche Spuck des Wahnsinns und überdem regte der tolle Mensch, wenn er ihn genau ins Auge faßte, in ihm Empfindungen auf, die er sich selbst nicht zu erklären wußte.

Der Mensch blieb endlich in der Mitte eines Rasenplatzes vor der Schenke stehen und schlug auf seiner Trommel einen langen starken Wirbel. Auf dies Zeichen schloß das Landvolk einen großen Kreis und der Mensch verkündete, daß er jetzt gleich vor dem verehrungswürdigen Publikum ein Schauspiel aufzuführen gedenke, wie es die höchsten Poten-

taken und Herrschaften nicht schöner und herrlicher geschaut.

Die Zigeunerinn ging nun im Kreise umher und bot unter närrischen Redensarten und Gebehrden bald Korallenschnüre, Bänder, Heiligenbildchen u. a. zum Kauf aus, bald wahrsagte sie dieser, jener Dirne aus der Hand und trieb ihr von Bräutigam und Hochzeit und Kindtaufe sprechend das Blut in die Wangen, während die andern kicherten und lachten.

Der junge Mensch hatte indessen die Körbe ausgepackt, ein kleines Gerüste gebaut und mit kleinen bunten Teppichen behängt. Berthold sah die Vorbereitungen zum Puppenspiel, das denn auch nach gewöhnlicher italienischer Art erfolgte. Pulcinell war von besonderer Aktivität und hielt sich tapfer, indem er sich aus den bedrohlichsten Gefahren mit Gewandheit rettete und über seine Feinde stets die Oberhand gewann.

Das Spiel schien geendet, als plötzlich der Puppenspieler sein, zur furchtbaren Fratze, verzerrtes Antlitz emporhob in den Raum der Puppen und mit todtstarren Augen gerade hin

in den Kreis blickte. Pulcinell von der einen Seite, der Doktor von der andern schienen über die Erscheinung des Riesenhaupts sehr erschrocken, dann erholten sie sich aber, beschauten sorglich mit Gläsern das Antlitz, betasteten Nase, Mund, die Stirn, zu der sie kaum hinauflangen konnten, und begannen einen sehr tiefsinnigen gelehrten Streit über die Beschaffenheit des Haupts und auf welchem Rumpf es sitzen könne oder ob überhaupt ein Rumpf als dazu gehörig anzunehmen. Der Doktor stellte die aberwitzigsten Hypothesen auf, Pulcinell zeigte aber dagegen viel Menschenverstand und hatte die lustigsten Einfälle. Darin wurden sie zuletzt einig, daß, da sie keinen zum Kopf gehörigen Körper wahrnehmen könnten, es auch keinen gäbe, nur meinte der Doktor, die Natur habe sich, als sie diesen Giganten ausgesprochen, einer rethorischen Figur, einer Synekdoche bedient, nach der ein Theil das Ganze bezeichnet. Pulcinell behauptete dagegen, daß das Haupt ein Unglücklicher sey, dem vor vielem Denken und tollen Gedanken der Rumpf abhanden gekommen und der nun bei dem

gänzlichen Mangel an Fäusten sich gegen Ohrfeigen, Nasenstüber u. dgl. nicht anders wehren könne als durch Schimpfen.

Berthold merkte bald, daß hier nicht der Scherz galt, der ein schaulustiges Volk ergötzen kann, sondern daß der finstre Geist einer Ironie spucke, die dem mit sich selbst entzweiten Innern entsteigt. Das konnte sein frohes freundliches Gemüth nicht ertragen, er begab sich weg nach der Schenke und ließ sich an einem einsamen Plätzchen hinter derselben ein mäßiges Abendbrot auftragen.

Bald vernahm er aus der Ferne Trommel, Pfeife und Triangel. Die Landleute strömten nach der Schenke, das Spiel war geendet.

In dem Augenblick, als Berthold fortwandern wollte, stürzte mit dem lauten Ausruf, „Berthold — herzgeliebter Bruder!« jener tolle Puppenspieler herbei. Er riß die Perücke vom Haupt, wischte schnell die Farben vom Antlitz.

„— Wie? — George! — ist es möglich?“ So stammelte Berthold mühsam, beinahe zur Bildsäule erstarrt. „Was ist dir,

kennst du mich denn nicht?“ So fragte George Haberland voll Erstaunen. Berthold erklärte nun, daß, wenn er nicht an Gespenster glauben wolle, er freilich nicht zweifeln könne, seinen Freund vor sich zu sehen, wie dies aber möglich wäre, das könne er durchaus nicht enträthseln.

„Warst du,« so sprach Berthold weiter, „warst du nicht unserer Abrede gemäß nach Hohenflüh gekommen? — traf ich dich nicht dort, begegnete dir nicht Seltsames mit einem geheimnißvollen Weibe im Gasthof zum goldnen Bock? Wollten Unbekannte dich nicht dazu gebrauchen, ein Frauenzimmer entführen zu helfen, die du selbst Natalie nanntest? Wurdest du nicht im Walde durch einen Pistolenschuß schwer verwundet? — hab ich nicht von dir Abschied genommen mit schwerem Herzen, da du entkräftet, todtwund auf dem Lager lagst? — Sprachst du nicht von einem unerklärlichen Ereigniß, — von einem Grafen Hektor von Zelies?“ —

„Halt ein, du durchbohrst mein Innres mit glühenden Dolchen!“ so rief George im wilden Schmerz.

„Ja," fuhr er dann ruhiger fort, „ja Bruder Berthold, es ist nur zu gewiß, es gibt ein zweites Ich, einen Doppeltgänger, der mich verfolgt, der mich um mein Leben betrügen, der mir Natalie rauben wird!"

In voller Trostlosigkeit verstummt, sank George auf die Rasenbank.

Berthold setzte sich neben ihm hin und sang leise, indem er sanft des Freundes Hand drückte:

Freundes Trost, Balsam der Wunden
Ist noch nicht für dich verhallt!

„Ich," sprach George, indem er sich die Thränen wegtrocknete, die ihm aus den Augen strömten, „ich verstehe dich ganz, mein geliebter Bruder Berthold! — Es ist Unrecht, daß ich dir nicht schon längst meine ganze Brust erschloß, nicht schon längst dir alles, alles sagte. — Daß ich in Liebe bin, konntest du längst ahnen. Die Geschichte dieser Liebe — sie ist so einfältig, so abgedroschen, daß du sie in jedem abgeschmackten Roman nachlesen kannst. — Ich bin Mahler und so ist nichts mehr in der hergebrachten Ordnung, als daß ich mich in

ein schönes junges Frauenzimmer, die ich abkonterfeie, sterblich verliebe. So ist es mir denn auch wirklich gegangen, als ich während meines Aufenthalts in Straßburg meine Proviantbäckerei — du weißt, daß ich darunter das Portraitmahlen verstehe — mehr trieb als jemals. Ich bekam den Ruf eines außerordentlichen Portraitisten, der die Gesichter recht aus dem Spiegel stehle in der schönsten Miniatur und so geschah es, daß eine alte Dame, die eine Pensionsanstalt hatte, sich an mich wandte, und mich ersuchte, ein Fräulein, das bei ihr, zu mahlen für den entfernten Vater. Ich sah, ich mahlte Natalien — o ihr ewigen Mächte, das Geschick meines Lebens war entschieden! — Nun nicht wahr, Bruder Berthold, da ist nichts besonders daran? — Doch höre, manches mag doch bemerkenswerth seyn. — Laß es mich dir sagen, daß mich seit meiner frühen Knabenzeit in Ahnungen und Träumen das Bild eines himmlischen Weibes umschwebte, dem all mein Sehnen, all mein Lieben zugewandt. Die rohesten Versuche des mahlerischen Knaben zeigen dies Bild eben so als die vollendeteren Ge-

mälde des reifenden Künstlers. — Natalie sie war es! — Das ist wunderbar, Bertholdl — Auch mag ich dir sagen, daß derselbe Funke, der mich entzündet, auch in Nataliens Brust gefallen, daß wir uns verstohlen sahen. — O zerronnenes Glück der Liebe! — Nataliens Vater, Graf Hektor von Zelies war gekommen, das Bildlein der Tochrer hatte ihm ausnehmend gefallen, ich wurde eingeladen, ihn auch zu malen. Als der Graf mich sah, gerieth er in eine seltsame Bewegung, ich möchte sagen Bestürzung. Er fragte mich mit auffallender Ängstlichkeit über alle meine Lebensverhältnisse aus, und schrie dann mehr als er sprach, indem seine Augen glühten, er wolle nicht gemalt seyn, aber ich sey ein wackrer Künstler, müsse nach Italien und das auf der Stelle, er wolle mir Geld geben, wenn ich dessen bedürfe!“ —

„Ich fort? — ich mich trennen von Natalien? — Nun es giebt Leitern, bestechliche Zofen — wir sahen uns verstohlen. Sie lag in meinen Armen, als der Graf eintrat. — „Ha, meine Ahnung — er ist reif!“ — so schrie der Graf wüthend auf und stürzte auf

mich los mit gezogenem Stilet. Ohne daß sein Stoß mich treffen konnte, rannte ich ihn über den Haufen und entfloh. — Spurlos war er andern Tages mit Natalien verschwunden!“ —

„Es begab sich, daß ich auf die alte Zigeunerinn stieß, die du heute bei mir gesehen. Sie schwatzte mir solch' abenteuerliche Prophezeihungen vor, daß ich gar nicht darauf achten sondern meinen Weg fortsetzen wollte. Da sprach sie mit einem Ton, der mein Innerstes durchdrang: George, mein Herzenskind, hast du Natalien vergessen? — Mag es nun Hexerei geben oder nicht, genug, die Alte wußte um meinen Liebesbund, wußte genau, wie sich alles begeben, betheuerte mir, daß ich durch sie zu Nataliens Besitz gelangen solle und gab mir auf, mich zu einer bestimmten Zeit in Hohenflüh einzufinden, wo ich sie, wiewohl in einer ganz andern Gestalt finden werde. — Nun Berthold, laß mich nicht alles weitläuftig erzählen — mir brennt die Brust — ein Wagen rollt auf mich zu — hält — die Reiter kommen näher — Jesus ruft eine Stimme im Wagen — es ist Nataliens Stimme. — Eile —

elle, ruft eine andre Stimme — die Reiter biegen seitwärts ein. — Die Gefahr ist vorüber, spreche ich, und steige in den Wagen — in dem Augenblick fällt ein Schuß, fort geht es! — Meine Ahnung hat mich nicht betrogen, es ist Natalie, es ist die alte Zigeunerinn — Sie hat Wort gehalten." — „Glücklicher George!" sprach Berthold.

„Glücklicher?" wiederholte George, indem er eine wilde Lache aufschlug, „ha! noch im Walde holten uns Polizeisoldaten ein. Ich sprang aus dem Wagen, die Zigeunerinn mir nach, packte mich mit Riesenkraft und schleppte mich ins finstre Dickicht. — Natalie war verloren. — Ich war in Wuth, die Zigeunerinn wußte mich zu besänftigen, mich zu überzeugen, daß kein Widerstand möglich, und daß noch keine Hoffnung verloren. Ich vertraue ihr blindlings und wie du uns hier siehst, das ist ihr Plan, ihr Rath, um der Verfolgung eines mordsüchtigen Feindes zu entgehen." —

In dem Augenblick trat die alte Zigeunerinn hinzu und sprach mit krächzender Stimme:

„George, schon leuchtet der Nachtwurm, wir müssen fort über die Berge.“

Da wollte es Berthold bedünken, die Alte treibe leeres loses Gaukelspiel mit Georgen, den sie an sich gelockt, um durch ihn mit jenen Possen mehr Geld zu gewinnen.

Zornig wandte er sich zur Alten, erklärte, daß er als Georgs bester innigster Freund es nicht länger zugeben werde, daß er schnöder Landstreicherei und niedrigen Possen sein Kunstleben opfre, mit ihm solle er nach Italien und fragte dann, was sie überhaupt für ein Recht habe auf den ihm verbundenen Freund.

Da erhob sich die Alte, die Züge des Antlitzes schienen sich zu veredeln, aus den Augen strahlte ein dunkles Feuer, plötzlich war ihr ganzes Wesen die Würde und Hoheit selbst, sie sprach mit fester volltönender Stimme: „Du fragst, was für ein Recht ich habe auf diesen Jüngling? — Ich kenne dich wohl, du bist der Kupferstecher Berthold — Du bist sein Freund, aber ich — o ihr ewigen Mächte! — ich bin — seine Mutter!

Damit faßte sie Georgen in ihre Arme

und drückte ihn stürmisch an ihre Brust. Doch plötzlich überfiel sie ein krampfhaftes Zittern, sie stieß Georgen von sich mit abgewandtem Gesicht, sie ließ sich erschöpft, halbohnmächtig auf die Rasenbank, sie wimmerte, indem sie sich mit dem weiten Mantel, den sie umgeworfen, das Antlitz verhüllte: „Starre mich nicht so an George mit seinen Augen — warum wirfst du mir immer und ewig mein Verbrechen vor? — Du mußt fort — fort!“ —

»Mutter!“ rief George, indem er der Zigeunerinn zu Füßen stürzte. Diese schloß ihn nochmals heftig in ihre Arme, indem sie keines Wortes mächtig aus tiefer Brust aufseufzte. Sie schien in Schlaf zu versinken. Doch bald erhob sie sich mühsam, sprach wieder ganz Zigeunerinn mit krächzender Stimme: „George, schon leuchtet der Nachtwurm, wir müssen fort über die Berge!« und schritt langsam fort.

George warf sich sprachlos an die Brust des Freundes, dem auch das bis zum Entsetzen gesteigerte Erstaunen die Zunge band.

Bald vernahm Berthold das Trommeln, Pfeifen, Klingeln, den schauerlichen Gesang,

das Geschrei des Esels und das Quicken der Affen und den Jubel des nachziehenden Landvolks bis alles dumpf verhallte in der weiten Ferne.

Viertes Kapitel.

Förster, welche am frühen Morgen den Wald durchstrichen, fanden den jungen Deodatus Schwendy ohnmächtig in seinem Blute liegend. Der Branntwein, den sie in Jagdflaschen bei sich führten, that gute Dienste, ihn ins Leben zurückzurufen, sie verbanden, so gut sie es vermochten, die Brustwunde, packten ihn auf einen Wagen und brachten ihn nach Hohenflüh in das Wirthshaus zum silbernen Lamm.

Der Schuß hatte nur die Brust stark gestreift ohne daß die Kugel eingedrungen war, der Wundarzt erklärte daher, daß an Lebensgefahr nicht zu denken, wiewohl der Schreck und die Kälte der Nacht den erschöpften Zustand herbeigeführt, in dem sich Deodatus befand. Kräftige Mittel würden aber auch diesen bald heben.

Hätte Deodatus nicht den Schmerz der Wunde gefühlt, das ganze unerklärliche Ereigniß wäre ihm nichts gewesen als ein Traum. Es schien ihm gewiß, daß jenes Geheimniß, von dem der Vater in dunklen Worten gesprochen, sich zu enthüllen begann, daß aber irgend ein feindliches Wesen dazwischen getreten, und seine Hoffnung vernichtet. Dieses feindliche Wesen, wer konnte es anders seyn, als der Maler George Haberland, der ihm so durchaus ähnlich, daß er überall mit ihm verwechselt worden.

„Und wie,“ sprach er zu sich selbst, „wenn jene Natalie, jener schöne Liebestraum, der in süßen Ahnungen durch mein Leben ging, nur ihm angehörte, meinem unbekannten Doppeltgänger, meinem zweiten Ich, wenn er sie mir geraubt, wenn all mein Sehnen, all mein Hoffen ewig unerfüllt bliebe?

Deodatus verlor sich in trübe Gedanken, immer dichtere Schleier schienen seine Zukunft zu verhüllen, jede Ahnung war dahin, er sah ein, daß er nur auf den Zufall hoffen dürfte, der ihm vielleicht Geheimnisse erschließen konnte,

welche gar verhängnißvoll, gar gefährlich seyn müßten, da sein Vater, der alte Amadeus Schwendy es selbst nicht gewagt, sie ihm zu offenbaren. —

— Der Wundarzt hatte den kranken Deodatus eben verlassen, er befand sich allein, als die Thüre leise geöffnet wurde und ein großer in einen Mantel gehüllter Mann hineintrat. Als er den Mantel zurückschlug, erkannte Deodatus in ihm augenblicklich jenen Fremden wieder, den er im Gasthause zum goldnen Bock auf dem Flur getroffen und er errieth, daß es derselbe seyn mußte, der ihm das unerklärliche Billet geschrieben, nähmlich der Graf Hektor von Zelies. Es war dem so.

Der Graf schien sich Mühe zu geben, den finstern stechenden Blick, der ihm eigen, zu mildern, er zwang sich sogar zu einiger Freundlichkeit.

»Wahrscheinlich,« so begann er, »wahrscheinlich erstaunen sie mich hier zu sehen, Herr Haberland, noch mehr werden sie erstaunen, wenn ich ihnen erkläre, daß ich hier bin, um ihnen Frieden, Versöhnung anzubieten, im Fall sie gewisse Bedingungen« —

Deodatus unterbrach den Grafen, indem er mit Heftigkeit versicherte, daß er keineswegs der Maler George Haberland sey, daß hier ein unglücklicher Irrthum vorwalten müsse, der ihn in ein Labyrinth unerklärlicher Ereignisse stürzen zu wollen scheine. Starr schaute der Graf ihm ins Gesicht und sprach dann mit einem Blick, aus dem ein wenig der Teufel lächelte. „Sie haben, mein Herr Schwendy oder mein Herr Haberland oder wie sie sich sonst zu nennen belieben mögen, Natalien entführen wollen?“ —

„Natalie, o Natalie!« seufzte Deodatus tief aus der Seele.

„Hoho,“ sprach der Graf mit dem bittersten Ingrimm, „Sie lieben Natalien wohl sehr?«

„Mehr,« erwiederte Deodatus, indem er vor Schwäche zurücksank auf sein Lager, »mehr als mein Leben. — Sie wird mein werden, sie muß mein werden, in meinem Innersten glüht die Hoffnung, das Verlangen!“ —

„Welche unerhörte Frechheit,“ fuhr der Graf auf im flammenden Zorn, „he warum traf“ — plötzlich innehaltend, seinen Zorn mit

Gewalt niederkämpfend, sprach der Graf, nachdem er einige Augenblicke geschwiegen, mit erkünstelter Ruhe: „Verdanken sie ihrem Zustande, daß ich sie schone, unter andern Umständen würde ich Rechte geltend machen, die sie vernichten könnten. Aber ich verlange nun, daß sie mir augenblicklich sagen, wie es geschehen konnte, daß sie Natalien sahen hier in Hohenflüh?“

Der Ton, in dem der Graf sprach, erfüllte den Deodatus Schwendy mit dem tiefsten Unwillen. Sich trotz seiner Schwäche ermannend, richtete er sich auf und sprach mit festem männlichen Ton: „Es kann nur das Recht der Unverschämtheit seyn, das Sie geltend machen zu können glauben, wenn Sie in mein Zimmer dringen, wenn Sie mich mit Fragen belästigen, die ich nicht beantworten kann. Sie sind mir völlig unbekannt, niemals hatte ich mit Ihnen etwas zu schaffen, und diese Natalie, von der sie sprechen, wissen sie denn, daß diese das Himmelsbild ist, das in meinem Herzen lebt? — Weder in Hohenflüh noch sonst irgendwo sahen meine leiblichen Augen die —

doch es ist Frevel, zu ihnen von Geheimnissen zu reden, die ich bewahre tief in meiner innersten Brust!“

Der Graf schien in Staunen und Zweifel zu gerathen, er lispelte kaum hörbar: „Niemals hätten sie Natalien gesehen? — Und als sie sie malten? — Wie wenn dieser Haberland — dieser Schwendy“ —

„Genug,“ rief Deodatus, „genug! — Entfernen Sie Sich, nichts habe ich zu schaffen mit dem finstern Geist, den ein wahnsinniger Irrthum hinter mir hertreibt und der mich angriff auf den Tod! — Es giebt Gesetze, welche schützen gegen hinterlistigen Meuchelmord — Sie verstehen mich Herr Graf!“ —

Deodatus zog stark die Glocke. —

Der Graf biß die Zähne zusammen und maß den Deodatus mit furchtbarem Blick.

„Hüte dich,“ sprach er dann, „hüte dich, Knabe! Du hast ein unglückliches Gesicht — hüte dich, daß dein Gesicht nicht noch einem andern mißfalle als mir.“ —

Die Thüre ging auf und hereintrat der kleine alte etwas zu dicke Herr mit der gold-

nen Dose, den der geneigte Leser als Mitglied des hochweisen Rathes an der Wirthstafel im goldnen Bock gesehen und sehr klug raisonniren gehört hat.

Der Graf entfernte sich mit einer drohenden Bewegung gegen Deodatus zur Thüre heraus und zwar so wild und heftig, daß der kleine Rathsherr und seine Begleitung darob etwas erstaunt und verblüfft schienen.

Dem Rathsherrn folgte nähmlich ein ganz kleines winziges verwachsenes Männlein, der einen großen Stoß Papier unter dem Arm trug und hinterher traten zwei Rathsdiener hinein, die sich sofort als Wachen an der Thüre postirten.

Der Rathsherr grüßte den Deodatus mit ernster Amtsmiene, das Männlein rückte mit Mühe einen Tisch vor das Bett, legte die Papiere darauf, holte ein Schreibzeug aus der Tasche, erkletterte den ebenfalls mit Mühe herangerückten Stuhl und setzte sich in schreibfertige Positur, während der Rathsherr sich auch auf einen Stuhl dicht vor dem Bette niedergelassen hatte und ihn mit weit aufgerissenen Augen anstarrte.

Deodatus wartete ungedulbig, was aus dem allem nun endlich werden sollte. Endlich begann der Rathsherr pathetisch: „Mein Herr Haberland oder mein Herr Schwendy, denn Sie mein Herr, der Sie da vor mir im Bette liegen, belieben zwei diverse Namen zu führen, unerachtet das ein Luxus ist, den keine tüchtige Obrigkeit dulden darf. — Nun! — ich hoffe, Sie werden, da der hochweise Rath schon von Allem auf das genaueste unterrichtet ist, nicht durch unnütze Lügen, Ränke und Schwänke ihren Arrest verzögern. Denn arretirt sind sie in diesem Augenblick, wie sie aus der Postirung jener treuen ehrlichen Rathswächter mit mehrerem ersehen werden.“

Deodatus fragte verwundert, welches Verbrechens man ihn denn anklage, und welches Recht man habe, ihn als durchreisenden Fremden zu verhaften.

Da hielt ihm aber der Rathsherr vor, daß er wider das erst neuerdings emanirte Duell-Mandat des gnädigsten Herrn Fürsten auf das schrecklichste gesündigt, indem er sich wirklich im Walde duellirt, welches denn schon

die Pistolen, die man in seiner Rocktasche gefunden, hinlänglich bewiesen. Er möge daher nur ohne weiteres den frechen Mitduellanten, so wie die etwanigen Sekundanten nennen und hübsch erzählen, wie sich alles begeben von Anfang an.

Dagegen versicherte nun Deodatus sehr ruhig und fest, daß hier nicht von einem Duell, sondern von einem meuchelmörderischen Angriff auf seine Person die Rede. Ein Ereigniß, das ihm selbst unerklärlich, und das einem hochweisen Rath noch viel unerklärlicher seyn werde, habe ihn ganz ohne seinen vorbedachten Willen in den Wald geführt. Die gefährliche Drohung eines ihm ganz unbekannten Verfolgers, sey die Ursache, warum er sich bewaffnet und der hochweise Rath würde viel besser thun, seine Pflicht für Ruhe und Ordnung zu sorgen, viel besser erfüllen, wenn er, statt auf eine grundlose Vermuthung hin Arrest und Untersuchung zu verfügen, jenem Meuchelmörder nachforschte.

Dabei blieb Deodatus stehen, unerachtet der Rathsherr noch hin und her fragte und bezog, als dieser mehr von seinen Lebensverhältnissen wissen wollte, sich lediglich auf seinen

Paß, der, so lange nicht ein gegründeter Verdacht der Falschheit vorhanden, dem hochweisen Rath genügen müsse.

Der Rathsherr wischte sich den Angstschweis von der Stirne. Der Kleine hatte schon einmal übers andre den grandiosen Gänsekiel in das Tintenfäßlein getunkt und wieder ausgespritzt, schreibbegehrliche Blicke auf den Rathsherrn werfend. Der schien aber vergebens nach Worten zu trachten. Da schrieb der kleine Keck und las mit krächzender Stimme:

„Aktum Hohenflüh den — Auf Befehl eines hiesigen hochweisen Raths hatte sich der unterschriebene Deputirte“ —

„Recht,“ rief der Rathsherr, „recht liebster Droßelkopf, recht himmlischer Aktuar, der unterschriebene Deputirte hatte sich — der unterschriebene Deputirte — das bin ich — ich hatte mich“ —

Es war im Rath des Himmels beschlossen, daß der unterschriebene Deputirte sein Werk nicht vollenden, nicht unterschreiben, Deodatus vielmehr von dem unseligen Zuspruch befreit werden sollte.

Hinein trat nähmlich ein Offizier von der Leibgarde des Fürsten in Begleitung des Wirths, den er, als er Deodatus erblickte, fragte, ob das wirklich der junge Mann sey, der im Walde verwundet worden. Als der Wirth es bejaht, näherte sich der Offizier dem Lager des Deodatus und erklärte mit bescheidner Artigkeit, daß er Befehl habe, den Herrn George Haberland sogleich zum Fürsten nach Sonsitz zu bringen. Er hoffe, daß sein Zustand kein Hinderniß in den Weg legen würde; übrigens seyen alle Vorkehrungen getroffen, daß die Fahrt ihm durchaus nicht nachtheilig seyn könne, und werde auch übrigens der Leibchirurgus des Fürsten beständig an seiner Seite seyn.

Der Rathsherr auf einmal des Auftrags enthoben, der ihm Angstschweis ausgepreßt, näherte sich, vollen Sonnenschein im Antlitz, dem Offizier und fragte mit submisser Verbeugung, ob er vielleicht den Arrestanten schließen lassen solle, größerer Sicherheit halber. Der Offizier blickte ihn aber ganz verwundert an und fragte dann seiner Seits, ob der gestrenge Herr Rathsherr wahnsinnig sey, was er denn für

einen Arrestanten meine? Der Fürst wolle den Herrn Haberland selbst sprechen, um alle Umstände eines Ereignisses zu erfahren, das seinen Zorn gereizt. Nicht begreifen könne der Fürst, wie in seinem Lande und vorzüglich ganz in der Nähe von Hohenflüh noch ein verruchter Meuchelmörder sein Wesen treiben dürfe, und werde deshalb die Obrigkeit, der die Sorge für die Sicherheit der Bürger obliege, zur schweren Verantwortung ziehen.

Man kann denken, wie dies dem dicken Rathsherrn in alle Glieder fuhr, der kleine Schreiber purzelte aber so fort vom Stuhle herab und wimmerte unten: er sey nichts als ein armer höchst unglücklicher Aktuarius, dem es ganz schrecklich ergangen seyn würde, wenn er jemals die Zweifel laut werden lassen, die er schon längst gegen die Weisheit des hochweisen Raths im Innern gehegt. —

Deodatus betheuerte, um jedem Irrthum vorzubeugen, daß er nicht der Mahler Haberland sey, mit dem er nur große Ähnlichkeit haben müsse, vielmehr wie er hinlänglich auf

die glaubhafteste Art nachweisen könne, Deodatus Schwendy heiße und aus der Schweiz hergereiset sey. Der Offizier versicherte dagegen, daß es hier auf den Namen gar nicht ankomme, da der Fürst nur eben den jungen Mann zu sprechen verlange, der im Walde verwundet worden. Nun erklärte Deodatus, daß er denn in jedem Fall der sey, den der Fürst gemeint und daß er, da die Wunde nicht im mindesten bedeutend, sich stark genug fühle, mitzugehen nach Sonsitz. Der Leibchirurgus des Fürsten bestätigte dies, Deodatus wurde sogleich in den bequemsten Reisewagen des Fürsten gepackt und fort ging es nach Sonsitz.

Ganz Hohenflüh war in Bewegung, als Deodatus durch die Straßen fuhr und des Verwunderns kein Ende, da es unerhört, daß der Fürst einen Fremden nach Sonsitz holen lassen. Eben so, ja noch mehr verwunderten sich aber die Hohenflüher als sie die beiden seit vielen Jahren tödtlich entzweiten Gevattern und Wirthe zum goldnen Bock und zum silbernen Lamm erblickten, wie sie mitten auf der Straße, auf dem sogenannten breiten Stein freundlich mit

einander konversirten, ja zutraulich sich in die Ohren zischelten.

Der geneigte Leser weiß bereits, wodurch der goldne Bock und das silberne Lamm versöhnt wurden, einen noch wirkungsvolleren Grund dieser augenblicklichen Versöhnung fanden beide aber jetzt in der gemeinschaftlichen brennenden, verzehrenden Neugierde, wer wohl der Fremde seyn könne, dem das Außerordentlichste geschehn. —

Fünftes Kapitel.

Auf den Schwingen des Sturms war das tobende Gewitter schnell entflohn über die Berge und nur noch aus weiter Ferne zürnte murmelnd der Donner. Die sinkende Sonne blickte feurig durch die dunklen Büsche, die tausend blinkende Krystalltropfen abschüttelnd sich wollüstig badeten in den Wogen der lauen Abendluft. — Auf einem von babylonischen Weiden umschlossenen Platz in jenem Park bei Sonsitz, den der geneigte Leser schon kennt, stand der Fürst mit über einander geschlagenen Armen

wie eingewurzelt und blickte hinauf in das Azur des wolkenlosen Himmels, als wolle er verschwundene Hoffnungen, ein in Gram und Schmerz verlornes Leben herab erflehen. — Da wurde in dem Gebüsch der Gardeoffizier sichtbar, den der Fürst nach Hohenflüh geschickt. Ungeduldig winkte er ihn heran und befahl den jungen Menschen, dessen Ankunft der Offizier ihm meldete, sogleich vor ihn zu bringen und sollte man sich dazu eines Tragsessels bedienen. — Es geschah wie der Fürst geboten.

So wie der Fürst den Deodatus ins Auge faßte, schien er auf das heftigste bewegt, unwillkührlich entflohen ihm die Worte: „O Gott! — meine Ahnung! — ja — er ist es!“

Deodatus erhob sich langsam und wollte sich dem Fürsten nähern in ehrfurchtsvoller Stellung. „Bleiben Sie“ — rief der Fürst, „bleiben Sie, Sie sind schwach, ermattet, ihre Wunde ist vielleicht gefährlicher als Sie glauben — meine Neugierde soll Ihnen auf keine Weise nachtheilig seyn. — Man bringe zwei Lehnsessel.« —

Alles dieses sprach der Fürst mit halber

Stimme, abgebrochen, man merkte, daß er mit Gewalt des Sturms mächtig werden wollte, der in seinem Innern tobte.

Als die Lehnsessel herbeigebracht, als sich auf Geheiß des Fürsten Deodatus in den einen hineingesetzt, als alles sich schon entfernt hatte, ging der Fürst noch immer mit starken Schritten auf und ab. Dann blieb er vor Deodatus stehen und in dem Blick, mit dem er ihn anschaute, lag der lebendigste Ausdruck des herzzerreißendsten Schmerzes, der tiefsten Wehmuth, dann war es, als ginge alles wieder unter in der Gluth eines schnell auflodernden Zorns. — Eine unsichtbare Macht schien sich feindlich zu erheben zwischen ihm und Deodatus, und voll Entsetzen, ja voll Abscheu prallte er zurück und schritt wieder heftiger auf und ab, indem er nur halbverstohlen hinblickte nach dem Jüngling, dessen Staunen mit jeder Sekunde stieg, der gar nicht wußte, wie sich ein Auftritt enden werde, der ihm die Brust zuschnürte.

Der Fürst schien sich an Deodatus Anblick gewöhnen zu müssen, er rückte endlich den Lehnsessel halb abwärts von Deodatus und ließ sich

ganz erschöpft darauf nieder. Dann sprach er mit gedämpfter, beinahe weicher Stimme: „Sie sind fremd, mein Herr, Sie betraten als Reisender mein Land. — Was gehen den fremden Fürsten, dessen Ländchen ich durchreise, meine Lebensverhältnisse an? So können Sie fragen — aber Ihnen selbst unbekannt, gibt es vielleicht gewisse Verhältnisse, gewisse geheimnißvolle Beziehungen — doch — genug. — Nehmen Sie mein fürstliches Wort, daß mich nicht leere kindische Neugierde treibt, auch sonst keine unlautere Absicht, aber — ich will, ich muß Alles wissen!“

Die letzten Worte sprach der Fürst im Zorn entflammt heftig auffahrend von dem Lehnsessel. Doch bald sich besinnend, sich zusammenfassend, ließ er sich aufs neue nieder und sprach so weich wie vorher: „Schenken Sie mir Ihr ganzes Vertrauen, junger Mann, verschweigen Sie mir keines Ihrer Lebensverhältnisse, sagen Sie mir insbesondere, woher und wie Sie nach Hohenflüh kamen, in welcher Art, das was Ihnen in Hohenflüh begegnete, mit früheren Ereignissen in Bezug stand. Vorzüglich wünschte

ich genau zu wissen, wie es mit der weisen Frau“ —

Der Fürst stockte, dann fuhr er fort — wie sich selbst beschwichtigend: „Es ist tolles, wahnsinniges Zeug — aber eine Ausgeburt der Hölle ist dies Blendwerk oder — nun — sprechen Sie, junger Mann, sprechen Sie frei, kein Geheimniß, keine Lü“ —

Eben wollte der Fürst wieder heftig auffahren, er besann sich schnell und sprach das Wort nicht aus, das er auf der Zunge hatte.

Aus der tiefen Bewegung, die der Fürst zu unterdrücken sich vergebens mühte, konnte Deodatus wohl abnehmen, daß es sich hier um Geheimnisse handle, in die der Fürst selbst verflochten und die ihm auf diese oder jene Weise bedrohlich seyn müßten.

Deodatus seiner Seits, fand gar keinen Grund, nicht so aufrichtig zu seyn, wie es der Fürst verlangte und begann von seinem Vater, von seinen Knaben- und Jünglingsjahren, von seinem einsamen Aufenthalt in der Schweiz zu erzählen. Er gedachte ferner, wie ihn der Vater nach Hohenflüh geschickt und ihm in ge-

heimnißvollen Worten angedeutet, daß dort der Wendepunkt seines ganzen Lebens eintreten, daß er selbst zu einer That sich angeregt fühlen werde, die über sein Schicksal entscheiden würde. Getreu erzählte er nun weiter alles, was sich mit ihm, mit der weisen Frau, mit dem fremden Grafen in Hohenflüh begeben.

Mehrmals äußerte der Fürst das lebhafteste Erstaunen, ja er fuhr auf, wie im jähen Schreck, als Deodatus die Namen Natalie — Graf Hektor von Zelies nannte.

Deodatus hatte seine Erzählung geendet, der Fürst schwieg mit niedergebeugtem Haupt in tiefes Nachdenken versunken, dann erhob er sich, stürzte los auf Deodatus und rief: „Ha der Verruchte, dieses Herz sollte die Kugel durchbohren, die letzte Hoffnung wollte er tödten, Dich vernichten — Dich mein“ —

Ein Thränenstrom erstickte des Fürsten Worte, er schloß ganz Wehmuth und Schmerz den Deodatus in seine Arme, drückte ihn heftig an seine Brust.

Doch plötzlich prallte wie vorher der Fürst voll Entsetzen zurück und rief, indem er die

geballte Faust emporstreckte: „Fort, fort Schlange, die sich einnisten will in meiner Brust — fort! Du teuflisches Trugbild, Du sollst meine Hoffnung nicht tödten, Du sollst mir mein Leben nicht verstören!“

Da rief eine ferne, seltsam dumpfe Stimme:

„Die Hoffnung ist der Tod, das Leben dunkler Mächte grauses Spiel!“ und krächzend flatterte ein schwarzer Rabe auf und hinein ins Gebüsch.

Sinnlos stürzte der Fürst zu Boden. Deodatus zu schwach ihm beizustehen, rief laut um Hülfe. Der Leibarzt fand den Fürsten vom Schlage getroffen und in dem bedenklichsten Zustande. Deodatus wußte selbst nicht, welches unnennbar schmerzhafte Gefühl des tiefsten Mitleids seine Brust durchdrang, er kniete nieder bei der Tragbahre, auf die man den Fürsten gelegt, er küßte seine welk herabgesunkene Hand und benetzte sie mit heißen Thränen. Der Fürst kam zu sich, die wie zum Tode erstarrten Augen hatten wieder Sehkraft. Er erblickte Deodatus, winkte ihm fort und rief mit bebenden Lippen kaum verständlich: „Weg — weg!“ —

Deodatus tief erschüttert von dem Auftritt, der in das Innerste seines Lebens zu dringen schien, fühlte sich der Ohnmacht nahe und auch seinen Zustand fand der Leibarzt so bedenklich, daß es nicht rathsam, ihn zurückzubringen nach Hohenflüh.

Habe auch, meinte der Leibarzt, der Fürst den Willen geäußert, daß der junge Mann sich wegbegeben solle, so könne er doch fürs erste in einem entfernten Flügel des Landhauses untergebracht werden, und es sey gar nicht zu befürchten, daß der Fürst, der wohl in langer Zeit nicht aus dem Zimmer kommen dürfte, seinen Aufenthalt im Landhause erfahren sollte. Deodatus, in der That so erschöpft, daß er keines Willens, keines Widerspruchs fähig, ließ es sich gefallen, im Landhause des Fürsten zu bleiben.

War es schon sonst im Landhause still und traurig, so herrschte jetzt bei der Krankheit des Fürsten das Schweigen des Grabes und Deodatus gewahrte nur dann, wenn ein Diener ihn mit den nöthigen Bedürfnissen versorgte oder der Wundarzt ihn besuchte, daß noch au-

ßer ihm Menschen im Landhause befindlich. Diese klösterliche Einsamkeit that indessen dem von allen Seiten bestürmten Deodatus wohl und er hielt eben das Landhaus des Fürsten für ein Asyl, in das er sich vor dem bedrohlichen Geheimniß, das ihn umgarnen wolle, gerettet.

Dazu kam, daß durch die schmucklose aber freundliche bequeme Einrichtung der beiden kleinen Zimmer, die er bewohnte, vorzüglich aber durch die herrliche Aussicht, die er genoß, sein Aufenthalt jenen Reiz wohlthuender Behaglichkeit erhielt, der das verdüstertste Gemüth aufzuheitern vermag. Er übersah den schönsten Theil des Parks, an dessen Ende auf einem Hügel die malerischen Ruinen eines alten Schlosses lagen. Hinter diesen stiegen die blauen Spitzen des fernen Gebirges empor. —

Deodatus nutzte sogleich die Zeit, als er ruhiger geworden und als ihm der Wundarzt dergleichen Beschäftigung erlaubte, um seinem alten Vater alles ausführlich zu schreiben, was sich alles mit ihm begeben bis zum letzten Augenblick. Er beschwor ihn, nicht länger zu

schweigen über das, was ihm in Hohenflüh bevorgestanden und ihn so in den Stand zu setzen, seine eigne Lage ganz zu übersehen und sich gegen die Arglist unbekannter Feinde zu rüsten. —

Von dem alten verfallenen Schloß, dessen Ruinen Deodatus aus seinen Fenstern erblickte, stand noch ein kleiner Theil des Hauptgebäudes ziemlich unversehrt da. Dieser Theil schloß sich mit einem herausgebauten Erker, der, da an der andern Seite die Hauptmauer eingestürzt, frei und luftig heraushing wie ein Schwalbennest. Eben dieser Erker war, wie sich Deodatus durch ein Fernrohr überzeugte, mit Gesträuch, das sich aus den Mauerritzen hervorgedrängt, bewachsen und eben dieses Gesträuch bildete ein Laubdach, welches sich ganz hübsch ausnahm. Deodatus meinte, daß es dort recht wohnlich seyn müsse, wiewohl jetzt es unmöglich schien, hinaufzugelangen, da die Treppen eingestürzt. Um so mehr mußte daher Deodatus erstaunen, als er in einer Nacht, da er noch zum Fenster hinausschaute, ganz deutlich ein Licht in jenem Erker bemerkte, das erst nach einer Stunde wieder verschwand. Nicht

allein in dieser, sondern auch in den folgenden Nächten gewahrte Deodatus das Licht und man kann denken, daß der in unerklärliche Geheimnisse verflochtene Jüngling auch hier wieder ein verhängnißvolles Abenteuer vermuthete.

Er theilte seine Beobachtung dem Wundarzte mit, der meinte aber, das Erscheinen des Lichts in dem Erker könne seinen natürlichen einfachen Grund haben: Eben in dem unversehrten Theil des Hauptgebäudes und zwar im Erdgeschoß, wären einige Zimmer für den Förster eingerichtet, der die Aufsicht habe über den fürstlichen Park, könne nun, wie er sich bei dem Beschauen der Ruinen oftmals überzeugt, auch nicht wohl oder wenigstens nicht ohne Gefahr der Erker bestiegen werden, so sey es doch möglich, daß vielleicht die Jägerbursche das Schwalbennest dort oben erklettert, um ihr Wesen ungestört zu treiben.

Deodatus war mit dieser Erklärung durchaus nicht zufrieden, er ahnte lebhaft irgend ein Abenteuer, das sich in den Ruinen des Schlosses verborgen.

Der Arzt verstattete ihm endlich, in der

Dämmerung den Park zu durchwandern, wobei er aber mit Behutsamkeit jeden Ort vermeiden mußte, der aus den Fenstern des Zimmers, in dem der kranke Fürst befindlich, übersehen werden konnte. Der Fürst war nähmlich so weit hergestellt, daß er am Fenster zu sitzen und hinauszuschauen vermochte, seinem Scharfblick wäre Deodatus nicht entgangen und fort hätte dieser müssen ohne Widerrede. Wenigstens glaubte der Leibarzt bei der Art, wie der Fürst damals mit dem Ausdruck des Abscheues den Jüngling von sich fortrückte, dies voraussetzen zu müssen.

Deodatus wanderte, als ihm der Arzt Freiheit gegeben, sogleich nach dem verfallnen Schloß. Er traf auf den Förster, der über seine Erscheinung sehr verwundert that und, als Deodatus ihm des breiteren sagte, wie er hergekommen und wie sich dann alles begeben, ganz unverholen meinte, daß die Herren, die ihn ohne Vorwissen des Fürsten einquartirt hätten ins Landhaus, ein gewagtes Spiel spielten. Erführe nähmlich der Fürst etwas davon, so könne es seyn, daß er fürs erste den jun-

gen Herrn zum Tempel hinauswerfen ließe und alle seine Beschützer hinterher.

Deodatus wünschte den innern, noch unversehrten Theil des Schlosses zu sehen, der Förster versicherte dagegen trocken, daß dies nicht wohl angehe, da jeden Augenblick irgend eine morsche Decke oder sonst ein Stück Mauer einstürzen könne, überdem sey aber die Treppe so verfallen, daß kein sichrer Tritt möglich und man jeden Augenblick Gefahr laufe, den Hals zu brechen. Als nun aber Deodatus dem Förster bemerkte, daß er oftmals Licht im Erker erblickte, da entgegnete dieser im groben barschen Ton, daß das ein einfältiger Irrthum seyn müsse und daß der junge Herr auch übrigens wohl thun werde, sich um nichts anderes zu kümmern, als um sich selbst und auch nicht auf Beobachtungen auszugehen. Er könne dem Himmel danken, daß er, der Förster, Mitleiden mit ihm habe und nicht gleich hinginge und dem Fürsten rein heraussage, wie man gegen seinen strengsten Befehl gehandelt.

Deodatus gewahrte wohl, daß der Förster unter dieser Grobheit ein gewisses verlegenes

Wesen zu verstecken sich mühte. Bestätigt fand aber Deodatus die Vermuthung, daß ein Geheimniß hier verborgen, als er, über den Schloßhof schreitend, in einem ziemlich verborgenen Winkel des Gemäuers eine schmale hölzerne Freitreppe gewahrte, die neuerbaut und eben in den obern Stock des Hauptgebäudes zu führen schien.

Sechstes Kapitel.

Des Fürsten Krankheit, die immer bedenklicher wurde, erregte nicht geringe Bestürzung, nicht geringe Besorgniß. Schon früher erfuhr nähmlich der geneigte Leser, daß die Gemahlinn des Fürsten nebst dem Kinde, das sie geboren, auf unbegreifliche Weise verschwand. Der Fürst war daher ohne Erben und sein Nachfolger auf dem Thron ein jüngerer Bruder, der sich durch sein übermüthiges Betragen, durch lasterhafte Neigungen jeder Art, denen er auf freche Weise fröhnte, dem Hof und dem Volk verhaßt gemacht hatte. Ein dumpfes Gerücht klagte ihn des frevenlichsten Verraths an dem Fürsten an

und fand darin die Ursache, daß er sich aus dem Lande entfernen müssen, ohne daß jemand seinen jetzigen verborgenen Aufenthalt kannte.

Die Hohenflüher zerbrachen sich weidlich die Köpfe, wie es denn nun gehen würde, wenn der Fürst gestorben. Sie zitterten vor dem tirannischen Bruder und wünschten, er läge, wie es schon einmal geheissen, wirklich in dem tiefen Grunde des Meers.

An der Wirthstafel im goldnen Bock war nun eben von diesen Dingen stark die Rede, jeder sagte seine Meinung und der bekannte Rathsherr urtheilte, ein hochweiser Rath könne ja bei der Regierung der Stadt auch ein wenig die Regierung des Landes mit übernehmen, bis sich das weitere finde. Ein alter Mann, der in sich gekehrt, so lange geschwiegen, sprach nun mit dem Ton der tiefsten Rührung: „Welch ein herbes Ungemach trifft unser armes Land; den besten Fürsten erfaßt irgend ein unerhörtes Verhängniß und raubt ihm alles Lebensglück, alle Ruhe der Seele, bis er dem entsetzlichen Schmerz erliegt! Wir haben von dem Nachfolger alles zu fürchten und der einzige Mann,

der feststehen, wie ein Fels im Meer, der unser Hort, unser Heil seyn würde, dieser einzige Mann ist dahin!“ —

Jeder wußte, daß der Alte keinen andern meinte, als den Grafen von Törny, der bald, nach dem die Fürstinn verschwunden, sich vom Hofe entfernte.

Graf Törny war in jeder Hinsicht ein ausgezeichneter Mensch. Mit dem schärfsten Verstande, mit der freien Genialität, die den festen Takt gibt, nur das Richtige zu wollen und die Kraft es zu vollbringen verband er das edelste Gemüth, den regsten Sinn für alles Gute und Schöne. Er war der Beschützer des Unterdrückten, der rastlose Verfolger des Unterdrückers. So mußte es kommen, daß der Graf nicht allein die Liebe des Fürsten sondern auch die Liebe des Volks gewann und nur ein sehr kleiner Theil wagte es, dem Gerücht Glauben beizumessen, das ihm als schuldbar darstellte und das, man wußte es, der Bruder des Fürsten, der den Grafen in der tiefsten Seele haßte, auszustreuen sich bemüht hatte. —

Mit einem Munde rief alles an der Wirths-

tafel: „Graf Törny! — unser edler Graf Törny! O wäre er noch bei uns in dieser Zeit der Bedrängniß!" —

Man trank auf des Grafen Wohl. Wurde nun weiter von des Fürsten bedenklicher Krankheit gesprochen, die ihn in das Grab bringen könne, so war es natürlich, daß man des jungen Mannes gedachte, in dessen Gegenwart den Fürsten der böse Zufall getroffen hatte.

Der kluge Rathsherr witterte die abscheulichsten Dinge. Es sey gewiß, meinte er, daß der junge Mensch, der thöricht genug gewesen, den hochweisen Rath durch zwei diverse Namen über seine Person täuschen zu wollen, ein Spitzbube im höhern Styl gewesen, der Arges im Sinn getragen.

Nicht umsonst habe der Fürst ihn nach Sonsitz und heraus nach dem Landhause bringen lassen, um ihn selbst über allerlei höllische Anschläge zu befragen, und die Artigkeit des Offiziers, der bequeme Wagen, der Leibarzt, alles sey nur Maske gewesen, um den Verbrecher lustig zu erhalten und guter Dinge, damit er alles gleich gestehe. Gewiß würde es

dem Fürsten gelungen seyn, alles heraus zu bringen, wenn ihm nicht die kalte nasse Abendluft den Schlagfluß zugezogen und der junge Mensch nicht die Verwirrung beuutzt hätte, um schnell zu entfliehen. Er wünschte nur, daß der Taugenichts sich wieder sehen lasse in Hohenflüh, da solle er nicht zum zweiten Mal der Gerechtigkeit des hochweiseu Raths entrinnen. — Eben hatte der Rathsherr dieß gesprochen, als der junge Mann, von dem die Rede, hereintrat, stillschweigend und ernst die Gesellschaft grüßte und sich an die Tafel setzte.

„Schönstens willkommen, bester Herr Haberland," sprach der Wirth, der des Rathsherrn böse Meinung gar nicht theilen konnte, „schönstens willkommen! — Nun! — Sie dürfen gewiß keine Scheu tragen, sich in Hohenflüh sehen zu lassen?" Der junge Mann schien über des Wirths Anrede sehr befremdet, da setzte sich der kleine dicke Rathsherr in Positur und begann sehr pathetisch: „Mein Herr, ich erkläre Ihnen hiermit" — da faßte ihn aber der junge Mann mit einem scharfen durchdringenden Blick so fest ins Auge, daß er verstummte und un-

willkührlich mit einer Verbeugung hinausstotterte: „Ganz gehorsamster Diener!“ —

Vielleicht hat der geneigte Leser auch schon die Bemerkung gemacht, daß es Leute gibt, die, faßt man sie scharf ins Auge, sogleich wie im Gefühl schuldiger Demuth, zu grüßen pflegen.

Der junge Mann aß und trank nun, ohne ein Wort zu reden. Auf der ganzen Gesellschaft lag ein schwüles erwartungsvolles Stillschweigen.

Der Alte, der vorhin gesprochen, redete endlich den jungen Menschen an, indem er ihn fragte, ob die Brustwunde, die er im Walde bei Hohenflüh erhalten, schon wieder ganz geheilt sey. Der junge Mann erwiederte, daß man sich in seiner Person irren müsse, da er nie in der Brust verwundet worden.

„Ich verstehe,“ fuhr der alte Mann, schlau lächelnd fort, „ich verstehe, Herr Haberland, Sie sind wieder völlig hergestellt und wollen von dem unangenehmen Vorfall nicht ferner reden. — Aber da Sie gegenwärtig waren, als unsern guten Fürsten der Schlag traf, so werden Sie uns am besten sagen können, wie sich

alles begab und was man von dem Zustande des Fürsten zu hoffen oder zu fürchten hat.“

Der junge Mensch erwiederte, daß derselbe Irrthum auch hier im Spiele seyn müsse, da er nie in Sonsitz gewesen, nie den Fürsten Remigius gesehen habe. Indessen sey ihm die Krankheit des Fürsten bekannt geworden und er wünsche Näheres darüber zu erfahren.

„Vielleicht,“ meinte der Alte, „wolle oder dürfe der Herr Haberland von seinem Aufenthalt bei dem Fürsten nicht viel sprechen, vielleicht habe auch das Gerücht vieles von dem entstellt, was sich in Sonsitz begeben, so viel sey aber gewiß, daß der Fürst den jungen Mann, der hier verwundet worden und für den er den Herrn Haberland nun einmal halten müsse, nach Sonsitz herausholen lassen und daß ihn bei einem einsamen Gespräch mit diesem jungen Manne im Park der Schlag getroffen. Entfernte Diener hatten auch eine seltsame dumpfe Stimme rufen gehört:“

„Die Hoffnung ist der Tod, das Leben dunkler Mächte grauses Spiel!“

Der junge Mensch seufzte tief auf, wech-

felte die Farbe, alles verrieth die tiefste innere Bewegung. Er stürzte schnell einige Gläser Wein hinunter, bestellte eine zweite Flasche und entfernte sich aus dem Zimmer. Die Tafel war geendet, der junge Mensch kam nicht wieder. Der Portier hatte ihn schnell dem Neudorfer Thor zueilen gesehen. Die Bezahlung für das Couvert lag auf dem Teller.

Nun gerieth der Rathsherr in gewaltigen Amtseifer, sprach von Nachsetzen, Steckbriefen rc. Der Alte erinnerte ihn aber an einen großen Vorfall, der ihm, als er bei ähnlichem Anlaß eine unzeitige Thätigkeit bewiesen, eine tüchtige Nase von der Landesbehörde zugezogen und meinte, es möchte wohl besser seyn, sich um den jungen Mann gar nicht weiter zu kümmern und die Sache ruhen zu lassen.

Die ganze Gesellschaft stimmte dieser Meinung bei und der Rathsherr ließ wirklich die Sache ruhen. —

Während sich dies in Hohenflüh begab, war Haberlands Doppeltgänger, der junge Deodatus Schwendy, in einen neuen Zauberkreis bedrohlicher Abenteuer gerathen.

Mit magischer Gewalt hatte es ihn immer hingezogen nach dem verfallenen Schlosse.

Als er einst, da es schon dämmerte, vor dem geheimnißvollen Erker stand und mit einer Sehnsucht, die er selbst nicht zu deuten wußte, hinaufblickte nach den erblindeten Fenstern, war es ihm, als gewahre er eine weiße Gestalt und in demselben Augenblick fiel auch ein Stein zu seinen Füßen nieder. Er hob ihn auf und löste das Papier los, mit dem er umwickelt. Er fand folgende Worte mit Bleistift kaum leserlich hingekritzelt:

„Georg! — mein Georg! — ist es möglich? täuscht mich nicht mein aufgeregter Sinn? Du hier! — o ihr ewigen Himmelsmächte! — In diesen verfallenen Mauern liegt der Vater wie im Hinterhalt — ach! nur Böses brütend! Fliehe, fliehe Georg! ehe des Vaters Zorn Dich erreicht! doch nein — bleibe noch! — Ich muß Dich sehen — und ein einziger Augenblick seliger Wonne, dann fliehen! — bis Mitternacht ist der Vater abwesend. Komme! — über den Schloßhof — die hölzerne Treppe! doch

nein, es ist nicht möglich. Des Försters Leute — schlafen sie auch, die wachen Hunde fallen Dich an! Auf der Südseite steht noch eine Treppe, die nach den Zimmern führt, doch ist sie morsch und verfallen — Du darfst es nicht wagen, aber ich komme herab! — O Georg, was vermag alle Arglist der Hölle gegen ein liebendes Herz. Natalie ist Dein — Dein auf ewig!" —

„Sie ist es," rief Deodatus ganz außer sich, „es ist kein Zweifel mehr, ja sie ist es, der Traum des Knaben, die glühende Sehnsucht des Jünglings! — Hin zu ihr — um sie nie wieder zu lassen, aufgehen, lichtvoll aufgehen soll des Vaters dunkles Geheimniß! — Aber! — bin ich es denn? — bin ich der George?" —

Wie ein tödtender Krampf erfaßte den armen Deodatus der Gedanke, daß ja nicht er, daß es jener unbekannte Doppeltgänger sey, den Natalie liebe, den sie wiedergefunden zu haben glaube. Und doch, so sprach das glühende Verlangen der Liebe aus dem Innern heraus, und doch, kann nicht eben jener Doppeltgänger

der seyn, der sie täuscht, kann ich nicht der seyn, dem sie angehört, mit dem sie geheimnißvolle Bande verknüpfen? Hin zu ihr! — So wie die Nacht eingebrochen, schlich Deodatus hinaus aus seinen Zimmern. Im Park, unfern des Landhauses hörte er Stimmen flüstern, schnell duckte er sich nieder ins Gebüsch. Da schritten zwei, in Mäntel gehüllte, Männer dicht bei ihm vorüber. „Also,„ sprach der eine, „also noch lange könnte es dauern mit dem Fürsten, meinte heute der Leibarzt? „So ist es, gnädigster Herr,„ erwiederte der andere. „Nun,„ fuhr der erste fort, „so muß man zu andern Mitteln„ — die Worte wurden undeutlich. Deodatus richtete sich in die Höhe, dem Sprechenden fiel der volle Glanz der leuchtenden Mondesstrahlen ins Gesicht, Deodatus erkannte mit Entsetzen den Grafen Hektor von Zelies. —

Erbebend vor dem Gedanken, daß der Hölle schwarze Ausgeburt, daß der Mord hier im Finstern lauere, zu gleicher Zeit mit unwiderstehlicher Gewalt fortgetrieben von glühender Sehnsucht, von dürstendem Verlangen schlich

Deodatus fort. Im Mondlicht fand er die verfallne Treppe an der Südseite, doch wollte er verzweifeln, als er kaum einige Stufen hinaufgeklettert, die Unmöglichkeit einsah, in der tiefen Finsterniß, die ihn nun umgab, weiter fortzukommen. Doch plötzlich leuchtete ein fernes Licht aus dem innern Gebäude ihm entgegen. Er kletterte nicht ohne Gefahr vollends die Treppe herauf, kam in einen hohen weiten Saal. — In blendendem Liebreiz, in hoher Anmuth stand das holde Wunder seiner Träume vor ihm. „Natalie!„ rief Deodatus und stürzte dem herrlichen Frauenbilde zu Füßen. Doch mit süßem Wohllaut lispelte Natalie: „Mein George!„ und schloß den Jüngling in ihre Arme. Keine Worte — nur Blick, nur Kuß, die Sprache heißer stürmischer Liebesgluth. Da rief Deodatus im Wahnsinn tödtender Angst inbrünstiger Wonne: „Mein — mein bist Du Natalie! — glaube an mein Ich — ich weiß, mein Doppeltgänger hat Dir die Brust zerspalten wollen, aber er traf mich — es war nur eine Kugel, die Wunde ist geheilt und mein Ich lebt. — Natalie, sage mir nur, ob du an

mein Ich glaubest, sonst erfaßt mich der Tod vor Deinen Augen? — Ich heiße auch nicht George, aber doch bin ich selbst mein Ich und kein anderer.„ —

„Weh mir,„ rief Natalie, sich aus des Jünglings Armen loswindend, „George, was sprichst Du? — Doch nein, nein! — ein bedrohliches Verhängniß hat Deine Sinne aufgeregt! — Sey ruhig, sey ganz mein George!„

Natalie breitete die Arme aus und Deodatus umfing sie, drückte sie an die Brust, indem er laut rief: „Ja Natalie, ich bin es, ich bin der, den Du liebst. — Wer will es wagen, wer vermag es, mich aus diesem Himmel voll Seligkeit zu reißen! — Natalie — laß uns fliehen, laß uns fliehen — fort — daß mein Doppeltgänger Dich nicht erreiche — fürchte nichts — es ist mein Ich, das ihn tödtet!„ —

In dem Augenblick ließen sich dumpfe Tritte hören und: „Natalie, Natalie!„ erscholl es durch die hohen Gemächer! —

„Fort,„ rief Natalie, indem sie den Jüngling nach der Treppe drängte und ihm die Lampe, die sie mitgebracht, in die Hand gab,

„fort, sonst sind wir verloren, der Vater ist gekommen. — Morgen um diese Zeit, komme wieder, ich werde Dir folgen.„ —

Halb sinnlos kletterte Deodatus die Treppe herab, es war ein Wunder zu nennen, daß er nicht hinstürzte über die verfallenen Stufen. Unten löschte er die Lampe aus und warf sie ins Gebüsch. Kaum war er einige Schritte fortgegangen, als er hinterwärts von zwei Männern gepackt wurde, die mit ihm schnell davon rannten, ihn in den Wagen hoben, der vor dem Gatterthor stand und mit ihm davon fuhren im sausenden Gallopp.

Eine gute Stunde mochte Deodatus gefahren seyn, als der Wagen still hielt im dicksten Walde vor einer Köhlerhütte. Männer mit Fackeln traten aus der Hütte, man bat den Jüngling auszusteigen, er that es. Ein alter stattlicher Herr kam schnell heran und mit dem Ausruf: „Mein Vater!„ stürzte ihm Deodatus an die Brust.

„Aus den Schlingen,„ sprach der alte Amadeus Schwendy, „aus den Schlingen der Arglist und Boßheit habe ich Dich gerettet, dem

Morde habe ich Dich entrissen, mein theurer Sohn! Bald enthüllt sich nun das Verborgene, bald tagt nun das herauf, was Du in Deiner Brust nicht zu ahnen vermagst.„ —

Siebentes Kapitel.

Am frühsten Morgen erwachte der Fürst aus tiefem ruhigen Schlummer. Er schien erquickt, die Krankheit gebrochen, mit Ungeduld verlangte er den Leibarzt. Nicht in geringe Verwunderung gerieth dieser, als der Fürst ihm in dem mildesten Ton befahl, den Jüngling, den er, wie er sehr gut wisse, im Landhause verborgen, sogleich zur Stelle zu bringen.

Der Leibarzt wollte sein Verfahren, mit dem Zustande des Jünglings, der Ruhe und die sorgsamste ärztliche Behandlung erfordert, entschuldigen, der Fürst unterbrach ihn aber mit der Versicherung, daß es keiner Entschuldigung bedürfe, da er, der Leibarzt, ihm ohne es zu ahnen, die größte Wohlthat erzeigt. Übrigens sey ihm gestern erst der Aufenthalt des Jünglings durch den Förster verrathen worden. —

Deodatus war nun aber spurlos verschwunden und als der Fürst dieß erfuhr, gerieth er in sichtliche Bewegung. Mit dem schmerzlichsten Ton wiederholte er mehrmals: „Warum entfloh er — warum entfloh er? — Wußte er nicht, daß jede Bethörung weicht im Tode?„ —

Auf Befehl des Fürsten kam der Präsident des Staatsraths, außerdem aber noch der Präsident der obersten Justizkammer mit zwei Räthen. Die Thüren wurden sogleich verschlossen, man konnte vermuthen, daß der Fürst teſtire.

Am folgenden Morgen verkündete der dumpfe Ton der Glocken den Sonsitzern den Tod des Fürsten, der in der Nacht nach einem wiederholten Anfall des Schlags sanft und ruhig entschlummert war.

Der Staatsrath, die obersten Behörden, versammelten sich im Schloß, der letzte Wille des Fürsten sollte eröffnet werden, da man mit Recht vermuthen konnte, daß bei dem Mangel eines Thronfolgers darin Bestimmungen enthalten seyn würden, wie wenigstens augenblicklich die Verwaltung des Staats fortgesetzt werden solle.

Der feierliche Akt sollte beginnen, als plötzlich, wie durch einen Zauberschlag hervorgerufen, der verschollene jüngere Bruder des Fürsten hineintrat und erklärte, daß er nun als regierender Fürst allein zu gebieten habe und daß jede Verfügung des Fürsten, die des Bruders Rechte auf den Thron auch nur im mindesten schmälern, unwirksam seyn und bleiben müsse. Mit der Eröffnung des Testaments habe es daher Zeit. —

Allen war die unerwartete Erscheinung des Fürsten Isidor ein unerklärliches Räthsel, denn niemand wußte, daß Fürst Isidor, durch das Alter, überdem aber noch durch falsches Haar, durch Schminke entstellt und auf diese Weise unerkannt im Lande hauste, daß er in den letzten Tagen in jenem verfallenen Schloß auf den Tod des Fürsten lauerte.

Gleich, nachdem er das Fürstenthum Reutlingen verlassen, hatte er den Namen eines Grafen Hektor von Zelies angenommen und überhaupt jede Spur, wo er geblieben, geschickt zu vertilgen gewußt. —

Der Präsident des Staatsraths, ein ehr=

würdiger Greis, versicherte, dem Fürsten Isidor fest ins Auge blickend, daß, bevor nicht der letzte Wille des Fürsten Remigius eröffnet, er den Bruder nicht für zur Thronfolge berechtigt halten könne. Gewisse Geheimnisse würden vielleicht kund werden und die Dinge sich anders gestalten.

Die letzten Worte sprach der Präsident mit erhöhter starker Stimme und man sah den Fürsten Isidor plötzlich erblassen.

Die Eröffnung des Testaments geschah nun mit den gewöhnlichen Förmlichkeiten und alle, den Fürsten Isidor ausgenommen, geriethen über den Inhalt in das frohste freudigste Erstaunen. Der Fürst hatte erklärt, wie er erst auf dem Todbette das heillose Unrecht eingesehen, das er der tugendhaften Gemahlinn angethan, die er, auf den bloßen Verdacht der Untreue hin, den ihm ein arglistiger Bösewicht beizubringen gewußt, sammt dem Kinde, das sie ihm geboren, verstoßen und in ein fernes ödes Gränzschloß einsperren lassen, aus dem sie entflohen, ohne daß es möglich gewesen, auch nur die mindeste Spur weiter von ihr zu er-

forschen. Den Sohn, Dank sey es der himmlischen Macht, habe er gefunden, denn die innerste Überzeugung sage es ihm, daß der Jüngling, der unter dem Namen Deodatus Schwendy zu ihm gebracht worden, kein anderer sey, als eben sein Sohn, den er in satanischer Verblendung von sich geworfen. Jeden Zweifel, der über die Identität dieses Jünglings und seines Sohnes entstehen könne, werde der Graf von Törny heben können, der den Sohn gerettet und erzogen und der unter dem Namen Amadeus Schwendy in tiefer Verborgenheit auf einem Landhause bei Luzern wohne. — Daß übrigens der böse Verdacht, den er gehegt gegen die Rechtmäßigkeit der Geburt seines Sohnes durchaus nichts vermögen könne, verstehe sich von selbst. — Den Rest des Testaments füllten Ausbrüche der tiefsten Reue, Betheuerungen, daß aller Argwohn vertilgt sey aus seiner Brust und an den Sohn und künftigen Herrscher gerichtete kräftige väterliche Worte.

Fürst Isidor sah ringsumher mit lächelndem Hohn und meinte dann, daß das alles auf einer Vision des sterbenden Fürsten beruhen

könne und daß er durchaus nicht geneigt sey, wohlerworbene Rechte wahnsinnigen Phantasien aufzuopfern. Wenigstens sey der vermeintliche Thronerbe nicht da und es werde sehr darauf ankommen, was der Graf von Törny sagen, und wie es ihm gelingen möchte, jene Umstände, die der Fürst angeführt, so glaubhaft ins Klare zu stellen, daß kein Zweifel gegen den Jüngling, der plötzlich als Thronerbe vom Himmel gefallen und der vielleicht ein Abenteurer, aufkommen könne. Zur Zeit werde er daher sogleich den Thron besteigen.

Kaum hatte Fürst Isidor diese Worte gesprochen, als in voller Würde, reich gekleidet, den funkelnden Stern auf der Brust, der alte Amadeus Schwendy oder vielmehr der Graf von Törny hineintrat und an seiner Hand den jungen Menschen führte, der so lange für seinen Sohn Deodatus Schwendy gegolten. Aller Blicke waren auf den Jüngling gerichtet, alle riefen wie aus einem Munde: „Es ist der Fürst, es ist der Fürst!“

Noch waren aber die Wunder des Tages nicht erschöpft, denn so wie Graf Törny die

Lippen geöffnet zum sprechen, so unterbrach ihn der Jubel des Volks, der sich unten auf der Straße vernehmen ließ. „Es lebe die Fürstinn — es lebe die Fürstinn!“ so tönte es herauf, und bald trat eine hohe majestätische Frau in den Saal, der ein Jüngling folgte.

„Ist es möglich,“ rief der Graf von Törny ganz außer sich, „ist es kein Traum? — die Fürstinn — ja es ist die Fürstinn, die wir verloren glaubten! — Glückseliger Tag, segensreicher Augenblick, Mutter, Sohn, sie sind gefunden!“ — So rief die ganze Versammlung.

„Ja,“ sprach die Fürstinn, „ja, der Tod eines unglücklichen Gemahls gibt Euch, Ihr Treuergebenen, Eure Fürstinn wieder, doch noch mehr! erblickt den Sohn, den sie gebar, erblickt Euern Fürsten, Euern Landesherrn!“

Damit führte sie den Jüngliug, der ihr gefolgt mitten in den Saal. Ihm trat rasch der Jüngling, der mit dem Grafen von Törny gekommen, entgegen und beide, sich nicht nur gleichend? nein, einer des andern Doppeltgänger in Antlitz, Wuchs, Gebehrde ꝛc. blieben

vor Entsetzen erstarrt in den Boden festgewurzelt stehen! —. —

Es möchte hier der Ort seyn, dem geneigten Leser zu sagen, wie sich alles begab am Hofe des Fürsten Remigius.

Fürst Remigius war mit dem Grafen von Törny aufgewachsen, beide sich gleich an hohem Geist und edlem Gemüth fühlten sich eng verkettet und so geschah es, daß, als der Fürst den Thron bestieg, der Freund, den er innig im Herzen trug, den er nicht lassen konnte, der erste nach ihm wurde im Staat. Daß der Graf sich in seiner Stellung überall Vertrauen und Liebe gewann, hat der geneigte Leser bereits erfahren.

Beide, der Fürst und Graf von Törny waren, als sie einen benachbarten Hof besuchten, zu gleicher Zeit in Liebe gekommen und der Zufall wollte, daß Prinzessinn Angela, welche der Fürst, und Gräfinn Pauline, die der Graf gewählt, eben so von Kindheit an in Lieb' und Freundschaft verbunden waren, als sie selbst. Sie feierten beide ihre Vermählung an einem und demselben Tage und nichts in der Welt

schien ein Glück verstören zu können, das in ihrem tiefen Innern begründet.

Ein dunkles Verhängniß wollte es anders! —

Je länger die Fürstinn den Grafen Törny sah, je mehr sich ihr sein ganzes inneres Wesen glanzvoll entfaltete, desto stärker, desto wunderbarer fühlte sie sich hingezogen zu dem herrlichen Mann. Die reinste Himmelstugend, die vorwurffreieste Treue selbst, gewahrte die Fürstinn endlich mit Entsetzen, daß die flammendste Liebesgluth sie verzehre. Sie dachte, sie empfand nur ihn, Todesöde war in ihrer Brust, wenn sie ihn nicht sah, alle Wonnen des Himmels stiegen herab, wenn er kam, wenn er sprach! — Trennung, Flucht war nicht möglich und doch der furchtbare Zustand, in dem sie mit der glühendsten Leidenschaft, mit den qualvollsten Vorwürfen rang, nicht zu ertragen. Es schien oft, als wolle sie ihre Liebe und mit dieser ihr Leben aushauchen in den Busen der Freundinn. Krampfhaft schloß sie in Thränen gebadet die Gräfinn in die Arme und sprach mit herzzerschneidendem Ton: „Du

Selige, Dir glänzt ein Paradies, aber meine Hoffnung ist der Tod!" —

Die Gräfinn, weit entfernt zu ahnen, was im Innern der Fürstinn vorging, fühlte sich doch von dem namenlosen Schmerz der Fürstinn so tief ergriffen, daß sie mit ihr klagte und weinte und sich auch den Tod wünschte, so daß der Graf über die plötzliche Melancholie der sonst heitern unbefangenen Frau nicht wenig in Verlegenheit gerieth.

An beiden, an der Fürstinn und an der Gräfinn, hatte man schon in ihrer frühe= ren Jugend zu Zeiten eine an Hysterismus gränzende Überspannung bemerkt, mit so grö= ßerem Recht glaubten daher die Ärzte, alle seltsamen Ausbrüche eines krankhaften Überreit= zes, die vorzüglich bei der Fürstinn jedem Beobachter auffallen mußten, dem Zustande zuschreiben zu müssen, in dem sich beide Frauen befanden. Beide waren in guter Hoff= nung.

Ein seltnes Spiel des Zufalls — oder mag es ein wunderbares Verhängniß genannt werden — fügte es, daß beide, die Fürstinn und

die Gräfinn in derselben Stunde, ja in demselben Augenblick von Söhnen entbunden wurden. — Noch mehr! Mit jeder Woche, mit jedem Tage offenbarte sich deutlicher eine solche Ähnlichkeit, ja eine solche völlige Gleichheit beider Kinder, daß es ganz unmöglich, sie von einander zu unterscheiden. Beide trugen in ihren kindischen Gesichtern aber schon deutlich die Züge des Grafen von Törny. Konnte hier noch ein Irrthum, eine Täuschung statt finden, so entschied der ganz ausgezeichnete Bau des Schädels so wie ein kleines, wie die Mondessichel geformtes Mahl auf der linken Schläfe jene Ähnlichkeit ganz und gar.

Das feindliche Mißtrauen, der böse Argwohn, der jederzeit in einem verderbten Herzen zu wohnen pflegt, hatte dem Fürsten Isidor das Geheimniß der Fürstinn verrathen. Er war bemüht gewesen, das Gift dem Fürsten einzuflößen, das er gesogen, doch der Fürst wies ihn mit Verachtung zurück. Jetzt war der Zeitpunkt da, der dem Fürsten Isidor gelegen schien, seinen Angriff auf den Grafen Törny und auf die Fürstinn, die er beide tödtlich haßte, da sie

überall seiner bösen Einwirkung entgegenstanden, zu erneuern.

Der Fürst wankte, doch nimmermehr hätte jene bloße Ähnlichkeit des Kindes mit dem Grafen Törny den Fürsten zu irgend einem entsetzlichen Entschluß gebracht, hätte das Betragen der Fürstinn nicht den Ausschlag gegeben.

Keine Ruhe fand die Fürstinn, wie von dem tiefsten Schmerz, ja von namenloser Qual zerrissen, durchjammerte sie die Tage, die Nächte. Bald bedeckte sie das Kind mit den zärtlichsten Küssen, bald gab sie es mit abgewandtem Gesicht, mit dem Ausdruck des tiefsten Abscheus zurück. „Gerechter Gott, so hart strafst du das Verbrechen!“ diesen Ausruf der Fürstinn hatten mehrere gehört und auf nichts anders konnte dies deuten, als auf eine verbrecherische That, der nun die bitterste Reue folgte.

Mehrere Monate vergingen, endlich kam der Fürst zum Entschluß. In der Nacht ließ er Mutter und Kind nach einem öden entfernten Gränzschloß bringen und verwies den Grafen Törny vom Hofe. Aber auch der Bruder, dessen Anblick dem Fürsten unerträglich, mußte fort. —

Nur der Geist hatte gesündigt, irdische Begierde keinen Theil daran, fest stand die Treue, aber auch jene Sünde des Geistes galt der Fürstinn als ein strafwürdiges Verbrechen, das nur die tiefste Reue zu sühnen vermochte.

Der Aufenthalt in dem öden Schlosse, die strenge Bewachung, alles trug dazu bei, den krampfhaften Zustand, in dem sich die Fürstinn befand, beinahe bis zum Wahnsinne zu steigern.

Da begab es sich, daß eines Tages mit Spiel und Gesang ein Zigeunertrupp daher zog und sich hinlagerte dicht vor den Mauern des Schlosses.

Der Fürstinn war es, als fielen plötzlich dichte Schleier und sie vermöge hinauszublicken in ein helles buntes Leben. Eine unaussprechliche Sehnsucht erfaßte ihre Brust. — „Hinaus — hinaus ins Freie! — Nehmt mich auf — nehmt mich auf!“ — so rief sie, indem sie die Arme ausstreckte durch das geöffnete Fenster. Ein Zigeunerweib schien sie zu verstehen, denn freundlich winkte sie ihr zu, und blitzschnell hatte ein Zigeunerbube die Mauer erklettert. Die Fürstinn nahm ihr Kind, rannte

herab, die Pforte war offen, der Zigeunerbube schaffte geschickt das Kind herüber. Trostlos stand die Fürstinn vor der Mauer, die sie nicht zu erklettern vermochte. Doch alsbald senkte sich eine Strickleiter herab, wenige Sekunden und sie war in Freiheit. —

Mit Jubel empfing sie die Zigeunerhorde, die ihrem Glauben gemäß in der vornehmen Frau, die dem Gefängnisse entflohen, einen Glücksstern fanden, der ihnen aufgegangen. „Hoho,“ sprach ein altes Zigeunerweib, „seht ihr denn nicht, wie die Fürsten Kron' auf ihrem Haupte funkelt? — solch ein Glanz kann nie verbleichen.“

Das wilde nomadische Herumstreifen der Zigeuner, ihr Treiben dunkler Wissenschaft, geheimnißvoller Kunst war der Fürstinn wohlthätig, denn indem ihre, beinahe bis zum wirklichen Wahnsinn gesteigerte Überspannung frei ins Leben treten konnte, wurde sie versöhnt mit dem Leben. Das Kind wußten die Zigeuner geschickt unterzubringen bei einem alten frommen Landpriester. Es ist kaum nöthig zu sagen, daß es die Fürstinn war, die, als sie ru-

higer geworden und des wilden Lebens satt, sich von der Horde getrennt hatte, auftrat als weise Frau mit dem Raben u. s. w. und eben so ist es nun erklärt, warum Fürst Isidor den Maler Georg Haberland und den jungen Deodatus Schwendy für eine und dieselbe Person und zwar für den jungen Fürsten haltend, sich den auf jede Weise vom Halse zu schaffen suchte, der allein ihm jede Hoffnung auf den Thron vereiteln konnte.

Wunderbar ist es, daß beide, Haberland und Schwendy, das geliebte Wesen längst träumten, das ihnen dann in vollem Leben entgegentrat; wunderbar, daß eben dieses Wesen Natalie, die Tochter des Fürsten Isidors war, welche beide, der Graf von Törny und die Fürstinn als auserwählt ansahen, in der Verbindung mit dem Fürsten das dunkle Verhängniß, das bis dahin gewaltet, aufzuhalten, daß beide daher alle Mittel, die ihnen zu Gebothe standen aufbietend, dahin strebten, ein Paar zu vereinen, welches, wie sie wähnten, eine geheimnißvolle Verkettung der Dinge für einander bestimmt hatte.

Man weiß, wie nun alle Pläne scheiterten, weil die Doppeltgänger auf ihren Wegen sich durchkreuzten, man weiß auch, wie, als der Fürst tödtlich erkrankt, sich alle die, welche sein Gebot vertrieben hatte, sich wieder sammelten in seiner Nähe.

Achtes Kapitel.

Also! — vor Entsetzen erstarrt, in den Boden festgewurzelt standen die beiden Doppeltgänger sich gegenüber. Eine dumpfe Gewitterschwüle lag auf der ganzen Versammlung, jeder fragte im Herzen: „Wer von beiden ist der Fürst?"

Der Graf von Törny brach zuerst das Stillschweigen, indem er dem Jüngling, der der Fürstinn gefolgt entgegen trat und wie in schmerzlicher Wonne rief: „Mein Sohn!" —

Da blitzten die Augen der Fürstinn in strahlendem Feuer und sie sprach mit niederschmetternder Hoheit: „Dein Sohn, Graf Törny? — Und wer ist der, der neben Dir steht?

— Der Räuber eines Throns, der diesem gebührt, der an meiner Brust gelegen?“

Fürst Isidorus wandte sich an die Versammlung und meinte, daß da über die Person des jungen Fürsten und Thronfolgers vollkommen Ungewißheit herrsche, so sey es natürlich, daß weder der eine noch der andere der beiden Prätendenten den Thron besteigen könne, vielmehr werde es darauf ankommen, wer von beiden seine rechtmäßige Geburt am besten und glaubhaftesten ausführen werde.

Einer solchen Ausführung, versicherte der Graf von Törny, bedürfe es ganz und gar nicht, da er im Stande sey, in wenigen Minuten die Versammlung davon zu überzeugen, daß sein Zögling, der Sohn des verstorbenen Fürsten Remigius, mithin dessen rechtmäßiger Thronfolger sey.

Das, was der Graf von Törny der Versammlung jetzt vortrug, bestand in folgendem:

Zu sehr war die vertrauteste Dienerschaft des Fürsten Remigius dem Grafen ergeben, als daß dieser nicht von dem Entschluß des Fürsten unterrichtet seyn, ja nicht den Augenblick hätte

wissen sollen, der zur Fortschaffung der Fürstinn und ihres Kindes bestimmt worden. Der Graf übersah die Gefahr in die der Thronerbe gerieth, die Verwirrung, die vielleicht künftig die Änhlichkeit des Kindes mit dem seinigen veranlassen, das Unglück, welches nach dem Tode des Fürsten einbrechen konnte. Er beschloß allem vorzubeugen.

Es gelang ihm in später Nacht in Begleitung zweier vertrauter Räthe, des Vorstehers des geheimen Archivs, des Leibdoktors, des Wundarztes und eines alten Kammerdieners in das Vorzimmer der Fürstinn zu gelangen. Die alte, ebenfalls ins Vertrauen gezogene Wärterinn brachte das Kind herbei, während die Fürstinn eingeschlummert, diesem, das in einem durch narkotische Mittel hervorgebrachten Schlaf lag, wurde nun von dem Wundarzt ein kleines Zeichen auf die linke Brust gebrannt, dann nahm es der Graf Törny und übergab der Wärterinn sein eignes Kind. Über den ganzen Hergang wurde ein genauer Akt aufgenommen und derselbe, dem eine Abbildung des eingebrannten Zeichens beigefügt, von allen gegen-

wärtigen Personen unterschrieben und besiegelt dem Archivarius übergeben zur Aufbewahrung im geheimen fürstlichen Archiv.

So geschah es, daß der Sohn des Grafen Törny mit der Fürstinn fortgebracht und der junge Fürst von dem Grafen von Törny auferzogen wurde, für seinen Sohn geltend.

Die Gräfinn niedergebeugt von Gram, trostlos über das heillose Geschick ihrer Herzensfreundinn starb bald nach ihrer Ankunft in der Schweiz.

Von den Personen, die damals bei dem Akt gegenwärtig gewesen waren, lebte noch der Wundarzt, der Archivarius, die Wärterinn und der Kammerdiener, auf Graf Törnys Veranstaltung hatten sie sich alle eingefunden auf dem Schlosse.

Der Archivarius brachte nun den Akt herbei, der im Beiseyn der vorhin genannten Personen geöffnet und von dem Präsidenten des Staatsraths laut verlesen wurde.

Der junge Fürst entblößte die Brust, das Zeichen wurde gefunden, jeder Zweifel war gehoben und heiße Segenswünsche ertönten aus der Brust der treusten Vasallen.

Mit dem Ausdruck des tiefsten Ingrimms hatte sich Fürst Isidor entfernt, während der Akt verlesen wurde. — Als nun die Fürstinn sich allein befand mit dem Grafen von Törny und den beiden Jünglingen, da war es, als wollte ihre Brust zerspringen, nicht mehr vermögend, den Sturm der mannigfachsten Gefühle zu bergen. Ungestüm warf sie sich an die Brust des Grafen und rief wie ganz aufgelöst in schmerzlicher Wonne: „O Törny! Dein Kind, Deinen Sohn hast Du verstoßen, um den zu retten, der unter diesem Herzen lag! — Aber ich bringe ihn Dir wieder, den Verlornen! — O Törny, wir gehören nicht mehr der Erde an, kein irdischer Gram hat hinfort Macht über uns! — Laß uns die Ruhe, die Seligkeit des Himmels genießen! — Über uns schwebt sein versöhnter Geist! — Doch was vergaß ich! — sie harrt, sie harrt, die selige Braut!« —

Damit ging die Fürstinn in ein Nebenzimmer und kam zurück mit der bräutlich geschmückten Natalie. Keines Wortes mächtig, hatten sich bis jetzt die Jünglinge angestarrt

mit Blicken, in denen sich ein unheimliches Grauen abspiegelte. In dem Augenblick, als die Jünglinge Natalien erblickten, schien ein zündender Blitzstrahl sie zu beleben; mit dem lauten Ausruf: »Natalie!« stürzten sie beide los auf das holde Engelskind. Aber auch Natalien faßte tiefes Entsetzen, als sie die beiden Jünglinge gewahrte, ein Doppeltbild des Geliebten, den sie im Herzen getragen.

»Ha,« rief nun wild der junge Törny, „ha! Fürst, bist Du, Du der Hölle entstiegener Doppeltgänger, der mir mein Ich gestohlen, der mir Natalien zu rauben, der mir das Leben aus der zerfleischten Brust zu reißen trachtet? — Eitler, wahnsinniger Gedanke! Sie ist m.in, mein!“

Darauf der junge Fürst: „Was drängst Du Dich in mein Ich? — Was habe ich mit Dir zu schaffen, daß Du mich äffst mit meinem Antlitz, mit meiner Gestalt! — Fort! hinweg — mein ist Natalie!“ —

„Entscheide Natalie!« schrie nun Törny, „sprich — schwurst Du nicht Treue mir tausendmal in jenen seligen Stunden, als ich Dich

malte, als„ — »Ha,“ unterbrach ihn der Fürst, „gedenke jener Stunde in dem verfallnen Schloß, als Du mir folgen wolltest“ — und nun riefen beide wild durch einander, „entscheide Natalie, entscheide, und dann einer wieder zum andern: „Laß sehen, wem es gelingt, sich den Doppeltgänger vom Halse zu schaffen — bluten, bluten sollst Du, bist Du kein satanisches Trugbild der Hölle!“ —

Da rief Natalie im Jammerton trostloser Verzweiflung: „Gerechter Gott, wer ist es, wer von beiden, den ich liebe! — Ist dies Herz zerspalten und kann doch leben? — Gerechter Gott — laß mich sterben, sterben in diesem Augenblick“ — Thränen erstickten ihre Stimme — Dann beugte sie das Haupt, hielt beide Hände vors Gesicht, es war, als ob sie hinein schauen wollte in ihre eigne innerste Brust. Dann sank sie nieder auf die Knie, erhob den thränenschweren Blick, die gefalteten Hände, wie brünstig betend und sprach leise, mit dem Ton der innigsten herzdurchbohrendsten Wehmuth: „Entsaget!“

»Es ist,“ sprach die Fürstinn mit ver-

klärter Begeisterung, „es ist der Engel des ewigen Lichts selbst, der zu Euch spricht.“

Noch starrten sich die Jünglinge an, wilde Flammen im Blick — da quoll plötzlich ein Thränenstrom ihnen aus den Augen, sie fielen sich in die Arme, sie drückten sich an die Brust, sie stammelten: „Ja! — entsagen — entsagen — vergib — vergib mir Bruder“ — dann der Fürst zum jungen Törny: „Um meinetwillen verstieß Dich der Vater — um meinetwillen hast Du gelitten — ja ich entsage!“ — Dann der junge Törny zum Fürsten: „Was ist meine Entsagung gegen die Deine! — Ja Du, Du warst es, Du der Fürst des Landes, dem die Prinzessinn bestimmt.“ —

„Habe Dank,“ rief Natalie, „habe Dank, o ewige Macht des Himmels, es ist vorüber!“ — Dann drückte sie den Abschiedskuß auf die Stirne beider Jünglinge und entfernte sich wankend auf der Fürstinn Arm gestützt! —

„Ich verliere Dich aufs neue,« sprach der Graf von Törny mit tiefem Schmerz, als der Sohn fort wollte. „Vater,« rief dieser, „Vater, laß mir Zeit, laß mir Freiheit, daß ich

nicht untergehe, daß dieses zerrißene Herz gesunde!“ — Damit umarmte er schweigend nochmals den Fürsten, den Vater und eilte schnell davon. — —

Natalie begab sich in ein weit entferntes Fräuleinstift, dessen Äbtissinn sie wurde. Die Fürstinn, in ihren letzten Hoffnungen getäuscht, ließ das Gränzschloß, in dem sie sonst gefangen, bequem einrichten und wählte es zu ihrem einsamen Aufenthalt. Graf Törny blieb bei dem Fürsten. Beide sahen es gern, daß Fürst Isidor wieder außer Landes gegangen.

Ganz Hohenflüh war berauscht in Jubel und Freude. Die Tischlerzunft, unterstützt von würdigem Zimmerleuten, kletterte an der stattlichen Ehrenpforte, jede Gefahr verhöhnend, hin und her und klopften und hämmerten rüstig darauf los, während die Maler, jeden Augenblick des Losstreichens gewärtig, in den Farbentöpfen rührten und die Gärtnerbursche unabsehbare Kränze flochten von Taxus und buntleuchtenden Blumen. Die Waisenknaben standen

schon in die Sonntagskleider gepreßt auf dem Markt, die Schuljugend plärrte: „Heil Dir im Siegerkranz, als Vorübung, dazwischen schrie dann und wann eine Trompete, wie die Heiserkeit ausräuspernd und der ganze Mädchenflor gutdenkender Bürger, prangte in neugewaschenen Kleidern, während Bürgermeisters Tinchen allein in weißen knisternden Atlas angethan, Schweißtropfen vergoß, da der junge Candidat, der zu Hohenflüh der Dichter von Profeßion, nicht nachließ, ihr die in Versen abgefaßte Anrede an den Fürsten einzustudiren und dabei keinen einzigen deklamatorischen Effekt vernachläßigt haben wollte.

Arm in Arm gingen die beiden versöhnten Wirthe zum goldnen Bock und zum silbernen Lamm die Straße auf und ab, beide sich sonnend in dem Gedanken, daß sie den gnädigsten Landesherrn bewirthet, beide behaglich hinaufschauend zu dem gewaltigen: Vivat Princeps! das eben über ihren Hausthüren eingeölt wurde, um Abends bei der Illumination mächtig zu flammen. — Man erwartete den Fürsten in wenigen Stunden. —

In Reisekleidern, Reisebündel und Mappe auf dem Rücken, schlich der Maler George Haberland (kein anderer wollte der junge Graf Törny zur Zeit seyn) durch das Neudorfer Thor. — »Ha,« rief ihm Berthold entgegen, »herrlich getroffen! — Glück auf Bruder George! — Ich weiß alles! — Gott sey gedankt, daß Du kein regierender Fürst bist, da wäre freilich Alles vorbei gewesen. Aus dem Grafen mache ich mir ganz und gar nichts, denn ich weiß, Du bist und bleibst Künstler. Und die, die Du liebst? — Sie ist kein irdisches Wesen, sie lebt nicht auf der Erde, aber in Dir selbst als hohes reines Ideal Deiner Kunst, das Dich entzündet, das aus Deinen Werken die Liebe aushaucht, die über den Sternen thront.« —

„Ha Bruder Berthold," rief George, indem seine Augen aufstrahlten in himmlischem Feuer, „ha Bruder Berthold, Du hast Recht, sie — sie selbst ist die Kunst, in der mein ganzes Wesen athmet. — Nichts habe ich verloren, und will mich abgewendet vom Himmlischen, irdischer Schmerz erfassen, mich

niederbeugen — Du — Dein unwandelbar heiteres Gemüth.« —

Freundes Trost Balsam den Wunden,
Ist noch nicht für mich verhallt! —

Die Jünglinge zogen weiter fort über die Berge! —

Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

S. 529

X.

Gedichte.

Der Donau-Strom.

Erster Gesang.

Entstehung.

1.

Was zieht dich hin, nach Ostens Strahlen-
Thoren?
Bist du gefolgt des Erdballs Äther-Schwingen,
Die von des Weltgeists Rathschluß auserkohren,
Der Sonn' entgegen durch das All zu dringen?
Ward'st du am Anbeginn des Lichts geboren?
Vernahmst du's, wie die Donnerworte klingen,
Als er mit leisem Odem sprach: „Es werde!"
Als sich zu schaukeln sanft begann die Erde?

2.

Bist du ein Kind der schweren Morgenträume,
In denen sich die Erd' im Bett gewendet,
Und Luft und Feu'r entbrannt als Schöpfungskeime,
Weil Funken aus dem Mittelpunkt gesendet
Der Erdgeist, durch die dunkeln, weiten Räume,
Daß sich der innern Gluthen Brausen endet?
Laß schau'n mich, Donaustrom, die heil'gen Zeichen,
Daß Ursprung ich, und Wandlung mag vergleichen.

3.

Laß schau'n mich deiner zarten Kindheit Wiege,
Du silbernblauer Wasserspiegel, brausend!
Laß schau'n mich, wie ein Bach an Bach sich schmiege,
Nach deinem Bett voll Sehnsucht mächtig sausend!
Ich ahn' es, daß ein Geist im Tiefen liege,
Der, im Granit und feuchten Kiesel hausend,
Die Quellen lockt hinab zu seinen Tiefen,
Die ahnungslos auf hohen Felsen schliefen!

4.

Ins ferne schwarze Meer hinaus sich dehnen
Des Riesengeistes Adern, weit und mächtig,
Weil sie nach seinem Pulsschlag heiß sich sehnen,
Und nach dem Wogen-Sturm, so furchtbar prächtig,
Um da an Himmelswolken sich zu lehnen;
— Denn Erdenwasser rinnen so bedächtig —
Um an der Dardanellen Felsen-Thore
Zu brüllen Gottes Lob im Wellen-Chore.

5.

Du Sohn der Erde, Sohn der Himmels-Lüfte!
Du Felsenkind, das Wiesen Blumen nähren!
Erzeugter du, der blauen Nebeldüfte!
Gewiegter, unterm Baldachin der Sphären!
Der Tropfenweis das Mark der Felsenklüfte
Noch saugt, weil drinn die Elemente gähren,
Der dann im Sonnenstrahle trinkt Erfrischung,
Und läutert seiner Kräfte rohe Mischung!

6.

Du bist die Thräne aus des Schöpfers Augen,
Du bist der Leib des Hauchs aus seinem Munde,
Aus dem die Millionen Blumen saugen
Die Bürgschaft von der Elemente Bunde,
Wenn sie voll heisser Liebessehnsucht hauchen
Der heimlichen Begattung heil'ge Kunde;
Wenn Baum und Blüthe sich mit Himmelsküssen,
Im Wolkenbette freundlich froh begrüßen!

7.

Du Herzblut aus des Erdballs Adern rinnend,
Das mit dem Thau der Sterne sich vermählet,
Daß Licht und Kraft in Liebe sich gewinnend
Des Lebenstriebrads Federkräfte stählet,
Und daß das Feuer, nur Zerstörung sinnend
Des Schaffens heil'gen Urzweck nicht verfehlet,
Dich staun' ich an im schönen Donaubette!
Dich will ich preisen, Glied der heilgen Kette!

8.

Sey mir gegrüßt, du Fürst der schnellen Fluten!
Du prächt'ger Sonnentrotzer, sey willkommen!
Sey mir gegrüßt, Du Sohn der Erdengluten!
Wie oft wohl bist du deinen Weg geschwommen?
Du sah'st, wie fest der Erde Felsen ruhten,
Und doch hat deine Eil' nicht abgenommen!
Von deinem kühnen Lauf will nun ich singen,
Hinan! hinan! zum Ursprung laß mich dringen!

Namen.

9.

Wohl gaben deines schönen Ufers Söhne
Dir viel der Namen in der Zeiten Gange;
Als ob der Scythen Mund dein Bett verhöhne,
So schien's, denn Sumpffluß nannten sie dich lange,
Dann Todesfluß mit Grauen, und als Döne
Begrüßen Dich die Deutschen im Gesange,
Wenn durch die Eichenwälder hallten wieder
Des Nachts, beim Mondenglanz der Barden Lieder!

10.

Dann Thon=Au, von dem Bett, dem aufgewühlten,
Wenn's scheint als wären Millionen Fische
Entbrannt, die so im Erdenschlamme spühlten,
Daß sie sich labten an der Quellen Frische,
Als ob nicht weich genug ihr Bett sie fühlten,
Daß gelb der feuchte Flaum recht schön sich mische,
In dem Erzeugung und Verwesung waltet,
In dem aus Tod sich Leben neu gestaltet.

11.

Dann Tannen=Au, die in dem dunkeln Raume
Des Tannenschattens ward erzeugt und rauschet,
Nun hin an grüner Auen Blumen=Saume; —
Dann Ton=Au, weil die Au dem Tone lauschet,
Der säuselnd aufsteigt aus dem Wellenschaume,
Und so ward oft dein Name noch vertauschet;
Zweinamig Romas Adler selbst dich kannten,
Die Ister und Danubius dich nannten!

12.

So auch verwandelt sich wohl manche Kunde,
Denn mächtig ist die Zeit in ihrem Walten
Die ob dem großen weiten Erdenrunde
Hinbreitet ihres dunkeln Mantels Falten,
Drinn Klänge sich verbergen, die von Munde
Zu Munde schallen, neu sich oft gestalten; —
Doch zwei der Namen sind dir nun geblieben,
Die heute noch der Donau Völker lieben.

Erste Quelle.

13.

Wer zeigt mir nun des Isters heil'ge Wiege?
Wer führt mich zu der Donau erster Quelle,
Auf daß ich meine Zweifel schnell besiege,
Daß auch des Ursprungs Dunkel sich erhelle,
Daß ich vom Schloß der Fürstenberger fliege,
Hin zu des Schwarzwalds hochgeweihter Stelle?
Mein Auge! — darauf gründ' ich meinen Glauben!
Den soll mir auch die Macht der Zeit nicht rauben!

14.

Dort auf des Schwarzwalds hohen Fichtenkronen
Da schau' ich einen weißen Nebelschleier!
Dort muß der Geist des Donaustromes wohnen!
Denn drob in Himmelshöhen schwebt ein Reiher!
Von den Propheten, die in Lüften thronen,
Da hört des Menschen Ohr die Wahrheit freier!
Horch, wie er girrt! — Seht, wie er her sich lenket,
Wie er gen Donaueschingen sich schwenket!

15.

Des Reihers Auge kennt des Stromes Gänge,
Es kennt gewiß genau des Ursprungs Becken
Und wenn er tief im Felsenspalt entspränge,
Meinst du, sein Auge würd' ihn nicht entdecken?
So sieh nur, wie er mißt die Breit und Länge!
Drum pflegt er so die Fittige zu strecken;
Und einem Wasserspiegel bleibt ergeben
Der Reiher gern, in seinem Himmelsleben.

16.

So streicht er dann hinan des Schwarzwalds-Schatten,
Da ist gefaßt in einen Binsen-Rahmen
Der Donau Ursprung, grüne Wiesen-Matten
Umkränzen ihn; doch noch verhehlt den Namen
Bescheiden sie; drob viele Zweifel hatten,
Die sie durch tausend Jahr' zu suchen kamen;
Denn aller Völker Zungen, alle Stege
Benannten sie nicht Donau, sondern Brege.

17.

Was lallet ihr, was streitet ihr, ihr Thoren
Ob ihres Ursprungs Beckens wahrer Stelle?
Die Donau wird im Brege-Bach geboren!
In Schwarzwalds Höhen träufelt ihre Quelle
Vor aus der Erde, zu dem Licht erkohren!
Schöpft nur den Ätherthau, wie rein, wie helle!
Die Ströme stammen von der Berge Gipfel,
Ihr hoher Ursprung gleicht des Baumes Wipfel.

18.

So wie der Baum sich in dem Erdschoos kühlet,
Mit großen Wurzeln klammernd, an dem Festen,
Und in dem Wipfel Ätherwonne fühlet
Und Himmels Odem saugt mit seinen Ästen,
So streckt der Wellenbaum, der vor mir spühlet
Die Wurzeln seines Stammes her von Westen
Gen Osten, nach des schwarzen Meeres Grunde,
Und steht mit seinem Element im Bunde.

19.

Und seine Krone ruht auf Berges Höhen,
Und sauget ein des Äthers reine Lüfte,
Und säuselt in des Westwinds lindem Wehen,
Und trinkt des Bergesrückens Kräuter-Düfte,
Und tausend Zweige von dem Stamm ausgehen,
Die trinken fromm den Thau der Felsenklüfte,
Auf daß der Silberbaum in vollen Säften
Recht strotze, und die Zweige blüh'n in Kräften!

Zufluß.

20.

Doch wie des Zufalls Macht der Welt zum Heile
Oft große Werke baut durch schwache Hände,
Auf daß sie Kräfte durch das All vertheile
Und auf geweihten Wegen weiter sende,
Daß jede sicher auch ihr Ziel ereile,
Und sich nach allen Seiten segnend wende —
So will ich Euch ein seltnes Beispiel zeigen,
Vor dem des Menschen Geist sich fromm muß neigen.

21.

Dort auf des Schwarzwalds Höh', auf öden Stegen
Hat Menschenhand ein kleines Haus erbaut,
Da theilet sich des Himmels heil'ger Segen
An seinem Dach, das in die Wolken schauet;
Von beiden Seiten strömt herab der Regen
Wenn er aus Wetterwolken niederthauet.
Auf daß zwei großen Strömen Nahrung werde
Die alle Zungen nennen auf der Erde.

22.

Denn dieses Dach läßt seine Tropfen rinnen
Gen Westen nach dem Rhein, dem Rebenflusse,
Den andern Theil die Donau muß gewinnen,
Der stürzt gen Osten nun herab im Gusse;
Es scheinet daß des Himmels Wolken seinen;
Wie jeder Strom sich labt am Himmels-Kusse;
So wieget dieses Dachs gerechte Wage
Das Heil den Strömen zu, daß keiner klage,

23.

Wenn nun der Donner rollt in fernen Gauen,
Und Blitze durch die dunkeln Himmel flammen,
Dann fühlen beide Thäler frohes Grauen,
Sie wissen, daß von Einem her sie stammen,
Der wird's bald lassen auf sie niederthauen!
Die Wetterwolken rufen sich zusammen,
Die werden halb den jungen Rheinstrom tränken,
Und halb sich in die Donauwiese senken! —

Des Baches Kindheit.

24.

Da rinnst du nun, du zartes Bächlein, munter
Aus deiner Tannenwälder dunkeln Räumen,
Die holden Wiesen-Blumen blühen bunter,
Die dir dein Bett mit farb'gen Streifen säumen,
Doch weilst du nicht, du stürzest froh hinunter!
Meinst du der Jugend Wonnen zu verträumen?
Versäume nicht der Kindheit zarte Spiele!
Laß mich sie schau'n, zu schöner Dichtung Ziele!

25.

Die Lilie schien am Ursprung dich zu hemmen,
Ein kleiner Stein im Laufe dich zu stören,
Als wollt' er kühn sich dir entgegenstemmen,
Dem Riesenkind, das soll dem Mann gehören;
Doch läßt dein rascher Muth sich nimmer dämmen,
Du sehnst dich fort zu den Delphinen-Chören
Du ahnest schon die Schwungkraft deiner Wellen,
Wenn sie im Sturme peitscht die Dardanellen.

26.

Durch grünes Schilf, durch schwankes Rohr nun hüpfend.
Mit braunen Wurzeln an den Erlen spielend,
Schnell um das Felsstück, das im Weg liegt schlüpfend,
Dann zornig, Höhlen in das Ufer wühlend;
Hier durch den Zaun — zwei Gärten eng verknüpfend —
Dringst du nun in des Nußbaums Schatten kühlend,
Vergißmeinnicht am Ufer zu durchkräuseln,
Sanft durch die Krausemünze hinzusäuseln.

27.

Der Wasserkäfer hüpft auf deinen Wellen,
Und schwimmt zur Beute Mücken sich zu fangen
Bald auf dem Rücken, scheint sich todt zu stellen,
Und stillt so seines Hungers heiß Verlangen.
Gleich Pfeilen drüber hin die Schwalben schnellen
Die hoch herab sich aus dem Äther schwangen,
Die streifen schnappend, mit dem Fittig leise,
Und ziehen Furchen in dem Wellen-Gleise.

28.

Ein Holzspan schwimmt, kaum Spannenlang
hernieder,
Den sich zwei Fliegen nun zum Schiff erwählen;
Sie freut die Fahrt, sie summen ihre Lieder.
— Der Schiffe Sinnbild, die du bald wirst zählen.
Rings um den Span nun schwimmen Fischlein
wieder,
Die darnach schnappen, und ihn scheu verfehlen;
Und mitten durch seh' ich ein Mäuschen schwimmen,
Und an des Ufers Wurzeln hochan klimmen.

29.

Und blau und golden seh' den Grund ich flimmern,
Wenn drinn sich spiegeln hell die Sonnenstrahlen;
Und roth und silbern seh' ichs wieder schimmern,
Sind's Diamanten, die das Flußbett malen,
Daß es geschmückt, gleich eines Königs Zimmern,
Wie mit smaragdnen golden-grünen Schalen?
Und wie sich Himmels Ätherblau verdunkelt,
Wird schwarz wie Nacht, was kaum erst hell ge-
funkelt.

30.

Und wie es rieselt, hier wo's Bett sich senket,
Und wie es plätschert, bildend Silberperlen,
Und wie das Bächlein schäumend, schnell sich
schwenket,
Hier um das Veilchen-Ufer, hin durch Erlen,
Die freudig säuseln, weil die Fluth sie tränket,
Und weil sie's fühlen, wie die kleinen Schmerlen,
Mit Blitzeseil durch ihre Wurzeln jagen,
Und stumm sie mußten's in Geduld ertragen.

31.

Was hör ich! welch Geschrei hör ich erklingen?
Dort, dort, der Hirt treibt seine Schäflein munter,
Die ihm der treue Hund mit tausend Sprüngen
Zusammenbringt, und bellend jagt hinunter
Von Ufers Rand hinüber sie zu bringen;
Weil jenseit's lacht die Wies' an Blumen bunter,
Er pfeift — die Donaubrück ist schnell geschlagen —
Die Hoerde darf den Sprung schon drüber wagen.

Spiele.

32.

Zwei wangenrothe Knäblein muthig waden
Hinein, um bunte Kiesel sich zu sammeln.
Die in des Hemdchens Faltenwurf sie laden,
Damit sie wollen dir den Weg verrammeln,
Und dann in der erzwung'nen Tiefe baden,
Wie sie voraus in lauter Freude stammeln,
Weil du ein Kind, mit Kindern Spiel treibest,
Und einen Augenblick in Fesseln bleibest.

33.

Du junges Bächlein, lerne jetzt dich schmiegen
Der zarten Knabenhand, laß dich bezähmen!
Bald wirst durch Bayern du, durch Östreich fliegen,
Wo mächt'ge Dämme deine Stromwuth lähmen!
Dann weißt du's, daß der Menschen Hände siegen,
Bisweilen durch die Kunst, daß sich bequemen
Die Elemente doch in ihrem Walten,
Wenn weise Hände sie im Zaume halten!

34.

Du stellst dich fromm, als wolltest still du stehen,
Und ringelst dich in schönen Schlangenkreisen,
Es scheint, du wollest wieder rückwärts gehen!
Kein Erdengott wird diesen Weg dir weisen!
Du schäum'st, daß du dich mußt im Kreise drehen,
Und wühlst, den kleinen Strom-Wall zu zerreissen;
Der Knaben Hand schuf mir des Wirbels Bildniß,
Die Phantasie des Strudels Schauer-Wildniß.

35.

Und wie sie froh nun in der Tiefe springen
Nun sie die Wehr von Kieseln sich erbaut;
Sie sehn die Wellen bis ans Knie schon dringen,
Weil an dem kleinen Damm die Fluth sich stauet;
Und wie um einen Stein voll Muth sie ringen,
Den beider Aug' zugleich am Grund erschauet;
So bricht indeß das Wasser seine Fessel,
Schnell strömt es ab, schon seh'n sie leer den Kessel.

36.

Laut nun zwei Mägdlein sie zu Hülfe rufen,
Weil sie zu Stand den Bau gern bringen wollen;
Die steigen froh herab am Rand die Stufen,
Schnell sieht man mühsam, Steine her sie rollen;
Die schmählen, daß den Bau so leicht sie schufen,
Da sie auf Festigkeit doch denken sollen;
Die Mägdlein tragen zu, die Knaben mauern
Den kleinen Damm, als sollt' er ewig dauern.

37.

Doch auf dem Steg steht hold wie eine Rose,
Die Schwabenjungfrau, hoch in Fülle prangend,
Sich labend an der Knäblein Scherz-Gekose.
Voll Sehnsucht nach der schönen Zeit verlangend,
In der sie wiegen kann auf ihrem Schooße,
Ihr eignes, an dem weißen Busen hangend.
Hoch aufgeschürzt steht sie in ihrer Fülle,
Der Zephir flattert in der leichten Hülle.

38.

Und wie du Bächlein unter ihr hin eilest,
Und trägst ihr Abbild in den Spiegelwellen,
Und wie du wirbelnd unterm Steg verweilest,
Froh wartend, daß den Knäblein sich gesellen
Die Jungfrau möchte, wie du froh dich theilest,
Als du von ihrem Fußtritt fühlst dich schwellen,
Als in die Fluth herab vom Steg sie steiget,
Der weiße runde Arm sich nieder neiget!

39.

Und plätschernd wirft sie nun den Thau nach oben,
— Bis an das Knie gehorsam folgt die Welle —
Am runden Waden, sittsam aufgehoben,
Da möcht' es nicht verlassen seine Stelle!
Und wie's die Marmorfülle rund umwoben,
Da senkt's hinab, zum Knöchel, sich mit Schnelle!
Du Welle, kaum zu Daseyns Lust genesen,
So wohl, so wohl ist dir noch nie gewesen!

40.

Wie Perlen träufelts nun am Fuß hernieder,
Nicht wahr, das freut dich höchlich Brege-Flüßchen?
Du drücktest auf den Reiz der andern Glieder
Viel lieber noch manch freundlich Schmeichel-
Küßchen?
Geduld! in dunkler Nacht, da kommt sie wieder
Getrippelt, auf dem nackten runden Füßchen!
Da wirft sie weg die Hülle voll Vertrauen,
Da kannst du sie beim Mondenglanz beschauen!

41.

Da seh ich plötzlich meinen Reiher wieder
Der mir gezeiget hat des Ursprungsbecken,
Er stürzt herab als wollt' er seine Glieder
Auch badend, in den Silberfluthen strecken;
Gerade in die Wellen stürzt er nieder,
Die eben durften ihren Fuß bedecken;
Jetzt schwirrt er ob dem Haupt der Jungfrau leise
Hinweg, und dreht sich dreimal hoch im Kreise.

Die Mühle.

42.

Fort! fort von hier. Auch meine Pulse schlagen!
Das Thal ist einsam und so liebesschaurig!
Du holde Fluth wollst mich von dannen tragen,
Sonst neid' ich dir dein Glück, und werde traurig!
Bei jener Mühl', am Hügel will ich's wagen, —
Dort jene schöne Müllerinn belaur' ich.
Der Mühlknapp munter Nachts zu jeder Stunde,
Ist mit der Jungfrau wohl geheim im Bunde.

43.

Was steht sie denn so lang auf schwankem Stege?
Warum zerzupft sie Blumen in den Händen?
Was schaut sie bald auf's Rad, bald nach dem
Wege?
Und unruhvoll seh ich ihr Haupt sich wenden,
Nun zupft am Halstuch sie, auf daß sie's lege
In schön're Falten, an den beiden Enden;
Und fester schließt sich an, die seidne Hülle,
Und wölbt sich sträubend sanft, rund um die Fülle.

44.

Warum nur streut sie langsam in die Welle
Die Blumenblätter? Gibt sie wohl ein Zeichen
Dem treuen Buhlen? sendet sie so schnelle
Verschwiegne Bothen, daß sie ihn erreichen?
Sie sagen ihm, daß zur gewohnten Stelle
Sie einen Augenblick sich konnte schleichen! —
Ja, wird der Mühlknapp erst die Blätter sehen
Im Mühlgang schwimmen, wird er's schon verstehen!

45.

Dann weiß er's schon, die Mutter sitzt und spinnet
Am Rocken, und schläft ein wohl auch mitunter,
Drum Töchterlein schnell eine List ersinnet,
Schleicht durch die Hinterthür zum Steg hinunter,
Auf daß sie einen Augenblick gewinnet,
Und sagt ihm leis: heut Nacht, da bleib ich munter!
Seht! da springt er heraus zur Mühl, behende!
Sie lispeln leis und drücken sich die Hände.

46.

Er ist hinein, sein Thürlein ist verriegelt!
Das Mägdlein eilt vergnügt vom schwanken Stege
Wie? Und ihr habt mit keinem Kuß versiegelt
Die wen'gen Worte? dieß macht Argwohn rege!
Ihr habt gewiß nur eure Lust gezügelt,
Bis Vater sich und Mutter schlafen lege!
Ich will doch seh'n, ich muß die Nacht erwarten.
Da kömmt der alte Vater her schon durch den Garten.

47.

Er schließt sein Thor, den Riegel hör ich klirren,
Den Hofhund macht er los, von seiner Kette!
Schon dämmerts, und die Fledermäuse schwirren
Hoch in der Luft, verlassend ihre Stätte;
Den Tauber hör' ich hoch im Baume girren,
Er zürnt dem Weibchen noch des Nachts im Bette;
Das Haus wird still, die Räder sind im Gange,
So geht auch's Zeitrad fort im ew'gen Drange!

48.

Jetzt werden nun sie sitzen bei dem Mahle,
Und vor des Müllers finsterm Blick verstummet
Das Wort in jedem Mund, es geht die Schale
Mit Speisen rings im Kreis, der Kater brummet
Am Fuß der Jungfrau streichelnd. Im Pokale
Des Alten glänzt der Wein, die Wanduhr summet
Und schlägt die neunte Stund', indeß umstricken
Zwei Herzen sich in heimlich süßen Blicken.

49.

Ich seh's im Geist, wie ernst der Mühlknapp sitzet,
Und Antwort gibt mit Ja und Nein dem Alten,
Indeß nach ihm des Mägdleins Auge blitzet,
— Ach wer verräth der Liebe heimlich Walten? —
Die Mutter, auf die Hand das Haupt gestützet,
Drückt mit dem Finger glatt des Tischtuchs Falten;
Der Alte winkt, und nun sie alle scheiden,
Doch der Vereinung Stunde schlägt den Beiden!

50.

Nun wird es still! Noch eine Thüre knarren
Hör' ich; wie bin zu lauschen heut ich lüstern!
Den Hofhund, hör ich dort im Erdreich scharren,
Still! Still! Dort hör ich was im Hofe flüstern!
Es regt sich was dort auf des Daches Sparren!
Mir war's, als hört' ich so ein leises Knistern!
Das Roß im Stalle wiehert selbst im Traume,
Sonst regt sich nichts in Hofes ganzem Raume!

51.

Jetzt lösch das Lämpchen aus! die Alten gehen
Nun schlafen! fort von hier! auf jener Seite
Des Hauses, bei den Rädern will ich stehen,
Wo sie die Blumen in den Mühlbach streute,
Dort wird gewiß, ich ahn' es, was geschehen!
Bei jenem Fensterlein, am Gang, wird heute
Gewiß ein heimlich Fädchen fein gesponnen,
Was endlich doch wird schau'n das Licht der Sonnen!

52.

Hier donnerts recht, die Räder drehn sich alle,
Drinn hämmert noch der Knapp an seinem Steine!
Er schärft ihn erst, ich hör es an dem Schalle,
Der Knapp ist brav, er führt sein Werk alleine,
Die Jungfrau freut sich bei dem dumpfen Halle,
Sie weiß, daß nun ihr Liebling bald erscheine;
Sind sie nur Beid' erst mit einander richtig,
Der Knapp ist längst zum Meister worden tüchtig.

53.

Da öffnet sich das Fensterlein ganz sachte
Da oben auf dem Gang, das Mägdlein schauet
Heraus im Mondschein, wie ich mir's schon dachte,
Weil in der Einsamkeit dem Kindlein grauet.
Der Meister, der den Plan zum Hause machte,
Hat Stufen für der Liebe Glück gebauet.
Die Stiege führt gerad hinan zum Gange! —
Ei, da besönn' ich selber mich nicht lange!

54.

Jetzt knarrt die Thür, der Mühlknapp kommt
geschlichen,
Sie dehn't den Hals, ob sie auch recht gesehen?
Und schnell ist sie vom Fensterlein gewichen,
Als wollt' sie ihre Sehnsucht nicht gestehen.
Und wie ein Fuchs im Walde kommt gestrichen,
Steigt er die Trepp' hinan schnell auf den Zehen.
Mir klopft das Herz, doch für Euch halt ich Wache,
Ihr lieben Zwei, als wär es meine Sache.

55.

Nun plätschre Fluth! daß Niemand flüstern höret!
Nun sause Rad mit deinen großen Schwingen!
S'ist Mitternacht! daß Niemand wird gestöret,
Wenn still du stehst, wird auf der Vater springen.
Mach liebes Bächlein, daß die Fluth sich mehret!
Es muß recht donnernd in das Ohr ihm dringen,
Steht still die Mühle, kann kein Müller schlafen!
Stehst still du Donau, wird dich Erdgeist strafen.

56.

Nun klappre Radwerks-Dreischlag, donnre brausend!
Er ist gewandt durchs Fensterlein gestiegen
Nun schlingt Euch Wasser, durch die Schaufeln
sausend!
Ihr seht's, wie Lieb' ob allem Zwang kann siegen!
Für zwei, so unter einem Dache hausend,
Da bricht das Schloß, das Gitter läßt sich biegen;
Denn Liebesblick durchdringet alle Falten! —
Und Liebeswort durchklinget alle Spalten.

57.

Ich muß hier fort, kann hier nicht länger säumen,
Denn wie ich mir das Fensterlein betrachte,
Seh' ich doch nichts, von seinen innern Räumen,
Wo Lieb' schon manche Nacht zum Tage machte.
Sie schlummern halb, sie wachen halb in Träumen,
Sie fragt, wie er den langen Tag hinbrachte?
Ihr habt gut plaudern, denn die Räder rauschen,
Wer kann der Liebe hold Geschwätz belauschen?

Der Mond.

58.

Der stille Mond, wie mild er nieder blinket!
Wie er der halben Welt durchs Fenster schauet!
Wie er der schönen Jungfrau Beifall winket,
Weil ihr vor seinem Angesicht nicht grauet;
Wie er aufs seidne Polster niedersinket
Wie dem Verschwiegnen jede sich vertrauet!
Was magst du schau'n? Was könntest du mir sagen?
Dürft' ich nur einmal dich recht ernsthaft fragen.

59.

Du kennst die schönen Müllermädchen alle,
Die an dem großen Donaustrome wohnen;
Belauschest sie des Nachts in dunkler Halle,
Und siehst, ob sie mit Treu den Buhlen lohnen;
Und horchst ihr Lispeln bei der Räder Schalle,
Und wirst doch ewig ihr Geheimniß schonen;
Denn nur die Sonne, die verräth es gerne,
Weil sie dich neidet und die lieben Sterne!

60.

Ach, deine Lust, von schwarzen Meeres Strande
Bis auf des Schwarzwalds hohe Nacht zu blicken,
Und knüpfen sehn die stillen heil'gen Bande,
Wie sie sich Paar und Paar die Hände drücken;
Und horchen, wie vom nahen Ehestande
Sie sich erzählen, um sich drein zu schicken;
O Mond! du bist der Vormund aller Mädchen!
Du spinnst zum Brautbett Nachts das feine Fädchen!

61.

Komm! Leite mich am Donau-Ufer weiter!
Du gehst des Nachts ja mit dem Wandler gerne,
Und lächelst ihm auf seinem Wege heiter!
Du zeigest ihm die schönsten nur der Sterne!
Im Wasserbett — das schon sich dehn't hier breiter —
Da schau' ich sie, im Spiegel ew'ger Ferne!
Da spiegelt sich der Himmelswagen drinnen!
Wird nie das vierte Rad mehr Glanz gewinnen?

62.

Dort unten spiegeln hell sich die Palläste
Der Könige in deinem Sichel-Strahle,
Dort prangt auf Felsenhöhn die Ritter-Veste,
Und neigt ihr Bild herab zum Wellenthale,
Auf das sie ehemal'ger Hoheit Reste
Doch als ein Schaukelbild in Wogen male;
Da spiegelt sich von Östreichs Riesendome
Das hohe Kreuz im tiefen Donau-Strome.

63.

Hier seh ich nun das Bächlein an sich schwellen,
Weil überall her Silberadern fließen,
Die vor aus naher Anhöh'n Busen quellen,
Und in das holde Schaukelbett sich gießen.
Wie's rieselt, wie sich's drängt an manchen Stellen!
Wenn sich des Ufers Mauern brechen ließen,
Dann würde Wies' und Garten traurend sehen
Die Blumen-Pracht mit einmal untergehen.

Abfall.

64.

Drum muß der Mensch das Ufer wohl bewahren,
Durch Dammes Kraft des Wassers Andrang steuern,
Nicht Weidenzaumes Netz Verflechtung sparen,
Mit blanker Schaufel oft den Damm erneuern,
Und Erdreich her zum Bollwerk fleißig fahren,
Und wo die Wellen an dem Ufer scheuern,
Da muß die Säge schlanke Tannen spalten,
Damit die wilde Kraft im Zaum zu halten.

65.

Doch wenn sich auf die schwarzen Wolken thürmen,
Wenn übern Berg daher das Wetter gehet,
Und wenn die Winde brausend niederstürmen,
Und die Natur bang in Erwartung stehet,
Wer wird des Bächleins Ufer dann noch schirmen,
Wenn sich die Wasserhose wirbelnd drehet,
Und unter Blitz und Donners lautem Schalle,
Sie niederstürzt mit furchtbar'm Wasserschwalle.

66.

Wenns mit der Wurzel aus die Reben spühlet,
Und reißt heraus den Pfirsichbaum, den schlanken,
Und durch die Furchen mächtig fort sich wühlet,
Zerreißt den Zaun, zertrümmert alle Schranken,
Mit keinem Kraut und Pflanz' Erbarmen fühlet,
Und mit sich fortschleppt rosig blüh'nde Ranken,
Und niederstürzt zum Bach mit wilden Fluthen,
Als wollt' es löschen aus, des Erdreichs Gluthen.

67.

Und wenn's den Steg aus seinem Grunde hebet,
Und hoch schon bis zum Rand des Ufers schwillet,
Und wenn das Schilf, das schwanke Rohr erbebet,
Und hoch heran der Wasserwirbel quillet,
Wenn dann der Rand des Damms schon ängst-
lich bebet,
Weil nichts der Fluthen mächt'gen Zustrom
stillet —
Da bauten klug ein Thor des Menschen Hände
Durch das sich ab der Schwall der Wasser wende.

68.

Er spaltete mit scharfem Zahn des Stahles
Den mächt'gen Eichbaum; so die Pfosten glättend,
Verwebt er rammelnd sie durch Kraft des Pfahles,
Mit Eisenbändern innig sie verkettend,
Und baut' ein Thor, ganz hoch am Rand des
Thales,
Durch das der Bach sich stürzt. Die Ufer rettend
Gibt er die Tiefe Preiß der Wuth der Wellen,
Daß nie zu hoch an kann das Bächlein schwellen.

69.

Wohin nun soll die Fluth des Abfalls rinnen? —
Sie wird ja in ein eignes Bett geleitet,
Auf daß das Thal soll Feuchtigkeit gewinnen,
Und Fruchtbarkeit sich überall verbreitet;
Drum muß der Mensch den Schlangenweg ersinnen,
Auf dem die Fluth dann später wieder gleitet
Sanft in den Bach, den sie zuvor verlassen;
Denn er muß wieder in den Arm sie fassen!

70.

Woher o Mensch! wohl nahmst du den Gedanken?
Hat dich's Natur die Meisterinn gelehret,
Die jeder Kraft gebaut die eignen Schranken,
Doch wenn der innern Gluthen Drang sich mehret,
Und schon das Gleichgewicht beginnt zu wanken,
Dann ist der Ausbruch auch nicht mehr verwehret!
Dann öffnet sie dem Überfluß die Riegel,
Und lenkt ihn doch zum Heil, mit sanftem Zügel.

71.

So kocht die Gluth in hoher Wolken Saume
Und bricht in Blitzen aus, sich abzukühlen;
So kocht der See im unterird'schen Raume,
Der Überfluß muß durch Granit sich wühlen;
Er bricht durchs Felsbett, siedend, wild im Schaume
Daß badend drinn die Kranken froh sich fühlen
Von ihrem Schmerz erleichtert. — So verwendet
Natur die Kraft, daß sie ihr Werk vollendet.

72.

So bricht der Überfluß an Gluth der Erde
Hervor in Pflanz und Blüth und Baum und
Zweigen,
Strömt aus in goldner süßer Frucht Beschwerde,
Daß sich die Wipfel gern gen Boden neigen;
Das Gras erwartet still die frohe Heerde,
Des Baumes Blatt gehört dem Herbst zu eigen,
Es muß bei Winters Schnee den Boden decken,
Daß drunter schläft der Keim, den Lenz wird wecken.

73.

So strömt die Kraft hinaus, und macht die Runde,
Und geht, durch tausend Adern wohl des Lebens,
Und hinterläßt des Daseyns hohe Kunde,
Verwandelnd sich, in keiner Form vergebens!
Beschieden ist zur Wiederkehr die Stunde,
Zum Urquell, jeglicher! — Die Gluth des Strebens
Gebiert sich immer neu durch die Vermischung,
Des Weltgeists Mund haucht an sie mit Erfrischung.

74.

So bist auch du ein Abfall nur der Kräfte,
Du Donau, die im Mark der Erde sieden!
So bist auch du ein Adern=Gang der Säfte,
Die von des Urgeists Weisheit sind beschieden,
Daß strömend aus, dem heiligen Geschäfte
Der Welterhaltung sie sich weih'n in Frieden!
So rennen wie ein Rad sie um die Erde,
Nicht wissend, wo ihr Stillestand seyn werde.

Abend.

75.

Nun trage fort, mein Fuß, mich an den Ranken,
Die um die Erlen innig sich gewunden!
Ich schau es, wie sich um den Stamm, den schlanken
Des Hopfens hellgrün bittres Blatt gebunde ;
Nun braucht der Zweig im Sturme nicht zu wanken,
Der Zarte hat sein Ruhebett gefunden!
So will denn alles nur auf Liebe deuten,
Wo ich am Brege-Ufer hin mag schreiten?

76.

Hier murmelt laut die Fluth, hier will ich weilen,
Hier dicht am Haselbusch streck' ich mich nieder,
Husch! Husch! Was hör ich durch das Laubwerk eilen?
Und in den Wellen plätschert jetzt es wieder!
Ein Sänger aus dem Bach, er wollte theilen
Die Lust der Erdenwandler; seine Glieder
Sind gleich geweicht für's Land, wie für die Wellen,
Der Vögel Abbild, die in Lüfte schnellen!

77.

Nun quackt er seinen Hymnus zu den Sternen,
Nun er im rechten Elemente schwimmet,
Und plötzlich Philomele aus dem fernen
Gehäge laut ihr Liebeslied anstimmet,
Daß das geliebte Weibchen ruh'n soll lernen
Im Neste, das von Liebesfunken glimmet;
Denn diese zwei sich's haben still geschworen:
„Wir sind, zu tragen Freud und Leid, geboren!“

78.

Nun flöte, schmachte, lisple, scherz! in Tönen.
Nun schwirre, seufze, trillre Liebelechzend!
Des Raben Sehnsucht wird auch Freude krönen,
Auf schlanker Tanne, hoch im Forste krächzend!
Der Frosch wird die Geliebte bald versöhnen,
Am Abfall dort ob seiner Untreu ächzend!
Denn was sich liebt, versteht sich Nachts auch schweigend,
Die Bäume reden, sich zusammen neigend.

79.

Horch! Horch! Wie's plätschert in den Silberfluthen,
In denen sich des Mondes Scheibe spiegelt!
Hat denn ein Traum die Fischlein, die da ruhten,
Erschreckend sie, zu schnellem Schwung beflügelt?
Hat auch vielleicht das Paar der Liebes-Gluthen
Geheim begegnen jetzt im Nu besiegelt?
Kann Leben denn nicht schlummern in den Nächten?
Muß da die Lieb' ob heil'ger Opfer rechten?

80.

Hier will ich ruh'n auf grünem moos'gen Saume,
Des Ufers! Ach! wie schön ruht sichs im Freien!
Dann hör' ich das Geplätscher oft im Traume,
In das die Frösch' und Grillen lustig schreien.
Hier unterm Schnee vom blüh'nden Apfelbaume,
Hier will ich mich der holden Mainacht weihen!
Wer eine Mainacht schläft im Blüthenbette,
Der seufzt: „Wenn ich doch stets geruht so hätte!“

Traumgesicht.

81.

Was ahnet mir? Welch seltne Vorgefühle!
Still! hört' ichs nicht im nahen Busche rauschen?
Mir war's, als ob ein Hauch die Wangen kühle,
Doch seh ich nichts! Wer könnte mich belauschen?
Es scheint, daß stark die Fluth am Ufer spühle,
Ich mag die schöne Ruh'statt nicht vertauschen.
Schon fühl' ich, süßen Schlaf dich, du drückst nieder
Die Wimpern leis', und lähmst mir sanft die
Glieder.

82.

Wie still! — Wie schön! Wie warm — die
Nacht! — Die Sterne! —
Fort! Fort! Wer hält mit feuchtem Arm umfangen
Die Brust mir? — Horch! — Was hör ich aus
der Ferne?
Des Wasserfalles Orgeln laut erklangen!
Ihr Arme, wiegt mich sanft! So schaukl' ich gerne!
Wer fächelt mir mit Schilfrohr um die Wangen?
Still! Stört mich nicht! Drückt mir die Au-
genlieder
So fest nicht zu! — Das Rauschen weckt mich
wieder.

83.

Ha! Sieh! Ein Eisenthor, und mächt'ge Riesen
Von Fischen tragen hoch der Wölbung Bogen!
Ha! Wie die Kiefern Wasserströme bliesen,
Da rauschten schnell die Flügel, aufgezogen,
Als ob sie mich hinein zu gehen hießen,
So breiteten sie nun, von blauen Wogen
Mir einen Teppich auf, mit ihren Schweifen,
Der war durchwebt mit grün und goldnen Streifen.

84.

Und plötzlich war mit einem einz'gen Hauche
Von Goldsand, eine Insel hergeblasen,
Der strömte vor aus ihrem Riesenbauche,
An dessen Schuppen tausend Muscheln saßen,
Und auf der Goldsand-Insel wuchs zum Strauche
Ein Krausemünzen-Zweig und blauer Rasen
War, wie im Nu, darauf emporgeschossen,
Durch den die gold'nen Fischlein lustig flossen.

85.

Und drüber schritt ich hin, nicht ohne Zagen,
Weil mir mein Fuß vor dem Versinken bebte,
Da zogen sechs Libellen einen Wagen,
Gebaut von einer Lilie, welcher schwebte
In Spinnwebrädern, die, mit Gold beschlagen,
Von Glühwurms-Fittigen, die Kraft belebte,
Daß in der Luft und auf dem Wasserrande
So schnell sie rollten, wie auf goldnem Sande.

86.

Und auf des Lilienwagens schönstem Blatte
Da saß der Donau-Geist auf seinem Throne,
Wie er sich eben erst verwandelt hatte,
Ein Tropfen Thau, und seine Demant-Krone
Verdunkelte das Lilien-Weiß, das matte,
Des Wagens und man sah' daß drinnen wohne,
Der wahre Sohn der reinsten Himmelsgluthen,
Der wahre Geist von alten Erdenfluthen.

87.

Vor einem zweiten Thor von Flammen-Spiegeln
Da hielt das Sechsgespann, der Wagen plötzlich;
Da rollte laut der Donner in den Riegeln
Und Angeln, jeder Kraft sonst unverletzlich;
Denn nur, wenn Licht und Fluth den Bund versiegeln,
Dann wirkt der Elemente Kraft entsetzlich;
Drum war auch die Verwandlung schnell begonnen,
Und wie im Nu des Geists Gestalt zerronnen.

88.

Die Gluth der Flammenspiegel drang wie Pfeile,
Bis zu des Demant-Tropfens feuchtem Dunkel
Da war's gescheh'n, verwandelt war in Eile,
Der Demantstrahlen zauberisch Gefunkel;
Ich sah's, wie sich's in Blatt und Zweige theile,
Und ward zu einer blühenden Ranunkel,
Und schnell entstand daraus, kaum zu gewahren,
Ein Knäblein schön, mit langen gelben Haaren.

89.

Die reichten nieder, zu den zarten Lenden
So zart gebaut, wie Tuberosen-Blüthen;
Und eine Schaale hielt er in den Händen,
Aus der drei blaue Irrlicht-Flammen glühten;
Und plötzlich schien er sich zu mir zu wenden,
Als Feuerflammen seine Augen sprühten;
Da sprach er — ha! Noch jetzt ergreift mich Grauen! —
„Du bist noch nicht geweiht mein Reich zu schauen!"

90.

Horch! Horch! Da klangs wie nächtlich Blätter-
Säuseln!
Wenn hell der Mond durchstrahlt die dunkeln Erlen!
Horch! Horch! Wie Baches sanftes Wellenkräuseln
Wenn plätschernd auf der Fläche hüpfen Schmerlen!
Wie wenn des Schilfrohrs schlanke Stäbe geißeln
Den Bach, daß auf der Fläche wachsen Perlen!
Es klang wie Bienen-Sang, so hold, so leise,
Der Donner rollte fern im Wellengleise.

91.

Und schnell war ich erwacht von meinem Traume,
Und staunend seh' ich mich an Ufers Rande;
Hier schlief ich ein, hier unterm Apfelbaume,
Hier, an der Berge Blumenreichem Strande,
Kaum kenn' ich wieder mich in diesem Raume,
Mich dünkt; ich war in einem Wunderlande;
Was diese Nacht mein Auge hat gesehen,
Vermag ich wachend, kaum mir zu gestehen!

Morgen.

92.

Frisch auf denn! Ha! s'ist Morgen! Ja, schon
strahlet
Des Lebensauges Wimper halb gehoben!
Sein erster Purpurwink im Bach sich malet,
Der noch vom Nebelschleier sanft umwoben;
Ein jedes Blatt mit Thränen fromm bezahlet
Die Huld der Sonne, die sie wärmt von oben,
Wie sie mit Liebesgluth den Bach begrüßet,
Den sie vom Fuß zu Haupt, auf einmal küsset.

93.

Sey mir gegrüßt du ew'ges Meer der Flammen!
Sey mir gegrüßt du Brennpunkt aller Funken!
Du kennst die Gluthen nicht, die von dir stammen,
So mein't die Welt im Anschau'n wonnetrunken;
Doch fließen nicht zwei Tropfen froh zusammen,
Wenn Gluthkraft nicht aus dir herabgesunken;
Drum rennt der Flüsse König dir entgegen,
Und schließt in seine Arme deinen Segen.

Schiffahrt.

94.

Zum erstenmal seh' ich das kühne Wagen,
Das Erdenwallers freier Geist ersonnen!
Hier kann dein zarter Arm den Kahn schon tragen,
Mit Pfeilesschnelle kömmt er hergeronnen!
Ein schwaches Bild von der Palläste Jagen,
Die rinnen in den Spiegel aller Sonnen.
O Schifflein schwanke nur! Du läßt mich ahnen
Des Lebensschiffleins Fahrt auf seinen Bahnen.

95.

Ha! Wie's ein einz'ger Zug des Ruders lenket!
Wie's plötzlich scheint ans Ufer hinzustoßen!
Ha, wie's beim zweiten Zug sich wieder schwenket,
Als wär es nur zum Schein dorthin geflossen!
Und nun des Baches Fall sich schneller senket,
Nun wird es mit dem Schwall hinabgegossen!
Könnt ich so klug mein Lebensschifflein leiten!
Laß, Schiffer, deine Kunst mich heimlich deuten!

96.

So soll ich denn am Lebensruder lauern,
Und stets die Klippen fürchten unter Wellen?
Daß nicht zerschellt mein Schiff an Felsen-Mauern,
Soll stets ich bang seyn auf den Silberwellen?
Bei frohem Wellen-Tanze soll ich trauern,
Ach, da wird sicherlich mein Schiff zerschellen;
Denn, wo die Wellen hüpfen wie vor Freude,
Da wird dem Schiffer bang vor großem Leide!

97.

Nur, wo so furchtbar still die Wellen schleichen,
Und so geheimnißvoll im Kreis' sich drehen,
Und wo die Ruder nicht den Grund erreichen,
Und ich des Bodens Tiefe nicht kann sehen,
Von dieser Bahn nur soll ich ab nicht weichen,
Und nie mein Ruder müßig lassen stehen?
Denn wer sich sicher träumt in seinem Schiffe,
Der wird zertrümmert bald am Felsen-Riffe!

98.

So soll ich wandeln denn den Weg, den krummen,
Nie auf mein Ziel gerade hin mich wenden,
Und meine Bahn durch lauter List vermummen,
Und durch mein Steuern die am Ufer blenden,
Und bei der Wahrheit heil'gem Ruf verstummen,
Und drehn mein lauschend Ohr nach allen Enden?
Könnt' ich's an deinem Beispiel, Rudrer, sehen! —
Wie schwer ist's, ach, die rechte Straße gehen.

Wetter.

99.

So schling dich fort nun, Brege, sanft gebogen,
So nimm mit Liebe auf die feuchten Strahlen!
Der Berge Geister sind dir hold gewogen,
Sie schütten aus, der Felshöhn heil'ge Schalen,
Und sanft hinab wird all' die Fluth gezogen,
Die als Tribut die Wolken fromm bezahlen! —
Bald jagt ihr Wogen fort in ganzen Heeren,
Im Donaubett, voll Sehnsucht nach den Meeren!

100.

So rennt, so eilt, so stürzt, so fliegt hinunter!
Ihr müßt, ein Rad, mit um den Erdball rennen.
Die Fischlein spielen drinnen froh und munter,
Weil eure weite Reise sie nicht kennen!
Taucht dann im großen Wasserbecken unter,
Weil euch, verklärend, Sonnenstrahlen brennen,
Dann steigt ihr aus dem Meer von Gluth gehoben,
Im Thau, in duft'gen Wolken, froh nach Oben!

101.

Wenn dann die Winde mächtig an euch hauchen,
Vermählen plötzlich sich die Feuergeister,
Weil sie von Nebelduft ein Brautbett brauchen,
Und sich umarmen in den Wolken dreister;
Wenn dann von Stickluft all die Thäler rauchen,
Muß Eines werden ob dem Andern Meister;
Und dann entbrennen hell des Himmels Flammen,
Die wieder aus dem Schoos der Wasser stammen.

102.

Ha! Sieh, der Wolken grause Nacht-Gestalten
Mit schwarzem Mantel durch die Himmel schreiten,
Ha, wie sie schütteln Blitze aus den Falten,
Und zischend auf das ganze Thal hinbreiten!
Und aus des Hügelkranzes höchsten Spalten
Da seh ich krachend einen niedergleiten;
Und wie im Zickzack er die Luft durchrennet,
Gewahr ich, wie er schnell in zwei' sich trennet.

103.

Und einer stürzt sich auf die Hügelkrone,
Die mitten in dem Thal sich sanft erhebet,
Darauf, als wie auf alter Vorzeit Throne,
Der Fürstenberger Burg erhaben schwebet,
Da streift der Strahl hinab, daß er verschone
Den Horst, der auf den alten Mauern bebet,
Und stürzt im Hof sich in ein Wasserbecken,
Als möcht' er durstig an der Quelle lecken.

104.

Da girrt der Reiher, in der Luft sich schwenkend,
Und plötzlich breitet er den Fittig stehend,
Sein Aug auf einen Punkt im Wasser lenkend,
Und hält sich, gegen Wettersturm sanft wehend,
Den spitzen Schnabel gierig abwärts senkend,
Des Schwanzes kurze Federn nieder drehend;
Und plötzlich gab's von Unten ihm ein Zeichen,
Er sollte tausend Schritte stromab weichen.

105.

Und girrend schrie' er, unter Flügel-Schlagen,
Und flog dreimal im Kreis, am Wolkensaume,
Nun sah ich tausend Schritt hinab ihn jagen
Und plötzlich kehrt er um, zum ersten Raume,
Als ob etwas vergessen er, zu fragen,
Und abwärts blickt er wieder zu dem Schaume
Der Sturm-gejagten Wellen, frisch und munter
Nun taucht er auf die Fluthen sich hinunter.

106.

Und wie mein Auge folgt dem andern Strahle,
Seh ich ihn stürzen nieder auf die Wellen
Der Brege — die sich schlängelt hin im Thale —
Und über jene Brücke seitwärts schnellen,
Und dann verschwinden schnell beim zweiten Male,
Als er sich nahte den Crystallenquellen,
Die aus dem hohen Wasserbecken rinnen,
Dort unter jener Burg bemoosten Zinnen.

107.

Und aus der Fluth erhob im Farbenschimmer
Sich eine Wassersäule furchtbar brausend,
Hellstrahlend in der Fluthen Silberflimmer,
In Millionen Tropfen niedersausend;
Auch die verschwand im Nu! Ich sah sie nimmer.
Doch auf der Fluth erblickt ich wohl viel Tausend
Von Ringeln, nach der Silbertropfen Falle,
Und labte mich an ihrem Säusel-Schalle.

108.

Und kaum war dieser holde Ton verklungen
So webte sich ein weißer Nebelschleier,
Schnell in der Luft. Ich fühlte mich umrungen
Von holder Nacht! — Wohl hob mein Geist sich freier,
Doch waren meine Sinne ganz bezwungen,
Von Traum-Begeisterung. — Sieh! Da stand der Reiher,
Hoch in den Lüften, über jener Stelle,
Wo sich zur Wassersäule hob des Baches Quelle.

Der Donaugeist.

109.

Und plötzlich schwang sich aus der Wellen Tiefe
Ein Knabe, hold wie Engel nur uns nahen,
Das Auge offen, als ob nie es schliefe,
Die Ärme hebend, liebreich zu umfahen;
Die Lippe hold bewegt, als ob sie riefe:
Den Himmel, welchen deine Augen sahen
Im Stromes-Spiegel, magst du leicht erwerben,
Doch süßer ist's, vor Lust da oben sterben!

110.

Und mit der blauen Lilie in den Händen
Da winkt' er mir, daß still ich hören sollte;
Und wie die Fluth umspielte seine Lenden,
Der Donner in den fernen Wassern rollte;
Da schien das Wasser rückwärts sich zu wenden,
Als ob es ihm Verehrung zollen wollte;
Und all' die Fischlein ragten aus der Fläche,
Als ob sie horchten, was der Schutzgeist spräche.

111.

Er sprach — es klang wie nächtlich Blätter
Säuseln,
Wenn hell der Mond durchstrahlt die dunkeln
Erlen;
Es klang wie Baches sanftes Wellen-Kräuseln
Wenn plätschernd auf der Fläche hüpfen
Schmerlen;
Wie wenn des Schilfrohrs schlanke Stäbe geißeln
Den Bach, daß auf der Fläche wachsen Perlen;
Es klang wie Bienen-Sang, so hold, so leise,
Als er zu mir so sprach, mit ernster Weise:

112.

Ich bin der Donau-Geist, dir sey's verkündet!
Nun dir die Augen aufthau'n, magst du's schauen!
Wer in die Fluthen taucht, erst lang erblindet,
Eh er im raschen Strom dem Blick darf trauen!
Denn unterird'sche Nacht die Sinnen bindet,
Wenn sie gereinigt nicht vom Erdengrauen!
Doch ach, das Spiegelthal zieht arger Weise
Die Schwachen in die falschen Wellen-Kreise.

113.

Denn schön ist's, niederschau'n vom hohen Rande
Des Ufers in den blauen Himmelsgarten;
Doch blicken auf, vom feuchten Kieselsande,
Und aus dem Himmelblau die Hand erwarten,
Die retten soll, und bebend zagt am Strande —
Das ist ein Anblick, vor dem viel erstarrten!
Ach Mensch, o bleib in deinen Himmelslüften!
Du bebst vor'm Himmelblau in Erdengrüften! —

114.

Glaubt ihr denn, daß des ganzen Erdballs Runde
Ihr so durchwühlen könnt, ihr seyd verwöhnet,
Ihr bebt vor eures Kobolds Donner-Munde,
Wenn ihn die Wünschelruthe wo verhöhnet;
Dann hat geschlagen Bergmanns letzte Stunde,
Wenn er des bösen Wetters Mordhauch stöhnet,
Weil Menschenhände nach der Teufe Gängen
Mit frechem Fackelschein sich frevelnd drängen!

115.

Und meines Reiches Gränzen wollt verachten
Ihr Erdenwaller, mit den heißen Herzen?
Wenn meine Fluthen euren Blick umnachten,
Sind schnell erloschen eures Lichtes Kerzen;
Und dennoch mag ich grausam euch nicht schlachten,
Wie Kobold thut den Frevlern, unter Schmerzen;
Sanft wickl' ich sie in feuchte Todtenschleier;
Und sende sie zurück dem Erdengeier.

116.

Wie oft reiß' ich vom Erdreich ganze Strecken
Am Ufer unten weg, als wollt' es sinken;
Das frohe Kind, der Mensch läßt sich nicht schrecken,
Ich mag ihm noch so treu von unten winken;
Er stellt sich doch an's tiefe Wasserbecken,
Und hat doch satt am Felsenquell zu trinken
Kann ich dafür, daß stets die Wellen graben?
Dann schrei'n sie: Ach! Die Donau muß ihn haben!

117.

So bild ich große Inseln, ewig bauend,
Von leichtem Sande mir in meinem Flusse.
Das könnten sie doch seh'n, am Ufer schauend,
Daß sie gebaut nicht sind dem Menschen-Fuße;
Auch dahin treibt sie Neugier, selbst vertrauend,
Zu grauenvoller Angst und Todes-Buße;
Ach! Wie sie vor dem Sterben da sich sträuben!
Sie sollten fern von Triebsand-Inseln bleiben!

118.

Doch die der Menschenhochmuth treibt zum Schwimmen,
Als dürften sie's mit meiner Macht schon wagen,
Als könnten sie die Tiefe mir bestimmen,
Und messen meiner Wellen lustig Jagen,
Bei deren Freveln muß ich oft ergrimmen,
Am Ufer schwören sie, daß sie nicht zagen,
Wenn dann die kalten Wogen sie umarmen,
Dann strecken sie die Hand gar um Erbarmen!

119.

Noch mag ich's leiden, wenn im schlanken Nachen
Die Schiffer über meinen Spiegel schreiten!
Zertritt des Menschen Fuß doch ohn' zu wachen,
Die Blumen, die auf seinem Weg sich breiten,
Doch soll sein Frevel nur mich nicht verlachen,
Weil ich nicht mag ob meiner Rechte streiten!
Denn manche Fluth sucht meine Lust zur Wohnung,
Weh' ihm, wenn er sich naht, und hoff't auf Schonung!

120.

Doch du willst meiner Macht ein Loblied singen,
— Ein Bothe mir in's Ohr die Kundschaft hauchte —
Dort, hoch am Schwarzwald sah'st du ja ihn schwingen
Die Fittige, dann, wie er niedertauchte,
Da sagt ich ihm: Die Lust mag ihm gelingen,
Und wenn er etwa einen Führer brauchte,
So leite ihn hinauf zum Ursprungs-Spiegel,
Wo ich gesprengt den ersten Felsen-Riegel!

121.

Du sah'st, wie ich ihm seinen Lohn gegeben,
Ein Silberfischlein reicht' ich ihm zur Speise,
Drum weih't er mir so treu sein ganzes Leben,
Macht auf und nieder seine Kundschaft-Reise;
Sieh'st du gespannten Fittigs so ihn schweben,
Dann sucht er mich im tiefen Wellengleise!
Beim ersten Anblick taucht er pfeilschnell unter,
Und sagt mir seine Bothschaft treu und munter.

122.

Und wenn er girrt, dann ist's ein sichres Zeichen,
Daß Menschen sich dem Donau-Ufer nähern,
Damit ich mag mehr in die Tiefe weichen,
Vor solchen mir zum Tod verhaßten Spähern,
Doch lausch' ich gern oft an den blumenreichen
Gestaden, bei den frohen fleiß'gen Mähern,
Die singen bei der Arbeit hell und munter,
Ich fand schon manches schöne Kind darunter.

123.

Auch du sollst mich bisweilen schau'n in Wellen,
Denn mich erfreu'n der Sänger schöne Lieder!
Gib Acht! Wann Fische so in Lüften schnellen,
Und schrittweit plätschernd, dann versinken wieder,
Da floh'n sie schreckhaft, vor dem Glanz, dem hellen,
Der in der Fluth umstrahlet meine Glieder,
Dann halt' den Oden ein, recht still zu lauschen,
Du lernst mich schon verstehn, beim Wellenrauschen!

124.

Doch daß du nun verstehest meinen Namen,
Als Brege hast du mich bisher begrüßet;
Verehr' in ihr, des großen Baumes Saamen!
Doch hier, wo die Crystallenquelle fließet,
Durch diesen glatt geschliff'nen Felsenrahmen,
Und in der Brege Busen sich ergießet
Werd' ich von Donaueschingen genennet
Der Donaustrom, wie mich der Erdball kennet.

125.

Denn auf des Schwarzwalds Höh'n ward ich erzeuget
Im Felsenbett von goldnen Sonnenküssen;
Doch hier ward ich zum erstenmal gesäuget
Am Fürstenberger Quell, vom Veilchen-süßen
Gewässer des Gesteins; bald tief geneiget,
Saug ich mir Labung an der Berge Füßen,
So wirst du sehn, in vielerlei Gestalten,
Den Geist des großen Donau-Stromes walten.

126.

Und wie du meine Wandlung wirst gewahren
Am Strudel, Wirbel, an dem Eisen-Thore,
So wirst du staunen ob den großen Schaaren
Von Thieren, die im rauschend lauten Chore
Der Wellen tanzend, lebensfroh sich paaren,
Und die im Baum, im Strauch, im Schilf, im Rohre,
Und in den Lüften laut ihr Danklied singen,
Daß es zum Sternen-Meer hinan soll dringen.

127.

Und wie bei hoher Fluth, bei furchtbar'n Stürmen,
Sie all' ihr Leid dem Herrn der Welten klagen,
Wenn Eises-Massen häuserhoch sich thürmen,
Und Wogen Landes-Strecken weiter tragen,
So glaubet jedes doch: Er wird uns schirmen!
Und keines will am Donau-Strom verzagen,
So bleibet auch der Mensch in seiner Hütte,
Wenn gleich der Fels droht, daß er ihn verschütte!

128.

So bleibet auch der Mensch im Kriegsgetümmel,
Der hier an meinem schönen Strande wohnet,
Der Hütte treu, die er, als seinen Himmel,
Sich selbst gebaut, weil da die Milde thronet,
Und flüchtet sich im wilden Schlachtgewimmel
Nicht in ein fremdes Land, wo er verschonet;
Wenn auch des Krieges Schrecken um ihn rauschen,
Er mag doch seinen Himmel nicht vertauschen.

129.

Denn freundlich wohnt sich's an dem gelben Strande,
Es knüpft ein eigner Geist der Treu' und Liebe
Um jedes Menschenherz so feste Bande,
Daß es nicht wankt im heiligsten der Triebe,
Daß es nicht lassen kann vom Vaterlande,
Wenn ihm auch nur die Lust des Athems bliebe,
Daß es von diesem Ufer nicht kann scheiden,
Wo es mehr Freuden doch erlebt, als Leiden!

130.

Sieh! Da begann die Fluth sich hoch zu stauen,
Und plötzlich glitt zur Tiefe er hinunter,
Da rollte leis' der Donner durch die Auen,
Und abwärts strömten nun die Wellen munter;
Und mich ergriff ein tiefes Seelen-Grauen,
Und all' die Fischlein spielten wieder munter;
Und Donaueschingen erbebte leise,
Vom dumpfen Brausen in dem Wogengleise.

Ende des ersten Gesangs.

Fr. A. Kanne.

An Millauer. *)

Du hast die Thräne freundlich mild besungen,
Die wild ich hab' dem Feindlichen geweinet,
Und wo darin die Sonne wiederscheinet
Das auszuspäh'n ist dir auch wohl gelungen.
Doch nie wird das vom Andern ganz durch-
drungen,
Was einer so mit seinen Thränen meinet,
Denn den Strom, der das Herz zerreißt und
einet,
Durchschwimmt nur, wer hat selbst mit ihm
gerungen! —
Führ' uns nicht in Versuchung! Also bete! —
Und statt ob fremden Thränen trüb zu brüten
So ringe klar dir eigne zu ersparen!
Die Liebe schuf um Unschuld treu zu hüten
Die Kunst! sie mag vor später Reu dich
wahren
Wenn zitternd ich schon vor den Richter
trete! —

Z. Werner.

---

*) Dieses Gedicht schrieb der geehrte Herr Verfasser in das Stammbuch seines Freundes, in Bezug auf dessen, in den Friedensblättern 1815 abgedruckte Sonnette, welche eine Art von Kritik über Werners Dramen in sich schliessen.

In ein Stammbuch.

Ergieb dein Ohr der feilen Schmeichelei,
Willst du die Schwächen, die den Sinn berücken,
Von glattem Firniß übertüncht erblicken;
Nur komme nie dir die Vermuthung bei,
Daß solcher Farbe Glanz von Dauer sey!

Vertraue dich dem ächt bewährten Freund,
Willst du die Schwächen, die den Sinn berücken,
In unbemäntelter Gestalt erblicken;
Nur zweifle nicht, daß er, der Lobsucht Feind,
Durch Tadel selbst dein Lob zu fördern meint!

Dem schärfern Lufthauch deines Schicksals weichend,
Wird Schmeichlergunst, der Eintagsfliege gleichend,
Spurlosen Fluges in ihr Nichts verwehn;
Im Lebenssturm die kräft'ge Hand dir reichend,
Wird Freundestreue dir zur Seite stehn!

K. G. Prätzel.

Hochzeitlied.

Bei Männern, welche Liebe fühlen,
Pflegt auch der Wunsch nicht fern zu seyn,
Gott Amors wesenlosen Spielen
Gediegnern Inhalt zu verleihn.
Doch ach! die Hindernisse thürmen
Oft Berge gleich sich himmelan!
Gewitter drohn, Orkane stürmen
Um Mann und Weib und Weib und Mann!

Gar viel der Fälle sind vorhanden!
Nehmt nur zum Beispiel die Gefahr,
Die Prinz Tamino ausgestanden,
Als er Pamina's Freier war!
Wie ging die Noth und Angst ins Weite,
Bevor er trocknen Fuß gewann,
Um endlich an der Gattinn Seite
Zu reichen an die Gottheit an!

Bald will der Blitzstrahl ihn verzehren,
Bald läßt man Löwen auf ihn los;
Sarastro droht mit Weisheitslehren
Und mit dem Dolch Monostatos!
Des Onkels gutgemeinten Segen
Zerstört der Schwiegermutter Haß;
„Links!“ ruft ihm der Diskant entgegen,
„Rechts, theurer Sohn!“ beginnt der Baß.

So irrt er um des Tempels Wände
Nach Ost und Westen unruhvoll,
Und weiß kaum selbst, was er am Ende
Mit seiner Flöte will und soll!
Doch bleibt er standhaft sich zum Lobe
Als Mensch und Prinz; bis ihn zuletzt
Die Wasser- und die Feuerprobe
Mit Müh ins Brautgemach versetzt. —

Welch schön'res Loos ist Euch gefallen!
Zum Ziel gelangt auf ebner Spur,
Trifft euch von jenen Leiden allen
Nichts als die Feuerprobe nur.
Kein Zweifel schlägt das Herz in Bande,
Kein Dämon störet eure Ruh;
Nein, so geht's nicht bei uns zu Lande,
So geht's nur in Ägypten zu!

Den Gipfel sieht man euch erringen
Des höchsten Glücks, und niemand fragt,
Ob ihr in Blasen oder Singen
Halsbrechenden Versuch gewagt?
Der süße Wunsch hat leichte Flügel;
An Hymens Tempel langt ihr an,
Ein kurzes Ja sprengt Schloß und Riegel
Und willig wird euch aufgethan!

Vermeldet steht zu Amors Ehre:
„Wir leben durch die Lieb' allein!"
Stets mög' auch euch die heitre Lehre
Begleiterinn durchs Leben seyn!

Und fröhlich wird im Lauf der Zeiten,
Vom Sonnenstrahl des Glücks umlacht,
Die junge Pflanzung sich verbreiten,
Die sprossend euch zu Gärtnern macht!

K. G. Prätzel.

Die Nymphe der Weiseritz. *)

(Zum Blüthenfeste 1821 in Arthur von Nordsterns Garten.)

Ich schaute vom Felsen hinab ins Thal,
Sah unter mir der Tannen Haupt sich heben,
Und Birkenlaub im Sonnenstrahl
Die weißen Stämme grün umweben.
Ein Flüßchen schlängelte sich schmal,
Doch spiegelklar zum netten Hause,
Das auf der Äpfelblüthen Roth,
Aus bläulichem Holunderstrauße
Recht heimlich sich dem Auge bot,
Indeß bei immer regem Klappen,

---

*) Ein Bergflüßchen, das sich durch den romantischen Plauenschen Grund und dann bei Dresden-Friedrichstadt in die Elbe ergießt.

Das Mühlrad Funken von sich warf,
Die wie das reinste Silber blitzten;
Indeß, mit Hämmern schwer und scharf,
Die muntern, mehlbestäubten Knappen,
Wohl für des künft'gen Jahrs Bedarf,
Am grobbehaunen Mühlstein spitzten;
Indeß, die Angel in der Hand,
Der dicke Meister am Damme stand,
Stets prüfend mit bedächt'gen Blicken,
Ob's ihm gelang, ein Fischlein zu berücken.

Mich zog dieß Bild hinab, doch mehr —
Vor Euch darf ich's wohl eingestehen —
Die schönste Maid, die mir's gelang am Wehr
Im Weidenbusche zu erspähen.
Ein Schleier schien sie zu umwehen
Wie Silberzindel dünn und klar,
Und, täuscht der Blick auch in der Ferne,
Mir ward doch so viel offenbar,
Ihr Auge glich dem Glanz der Sterne,
Der braunen Malv' ihr wallend Haar;
Frisch, wie Granaten, erst gespalten,
Lud ein zum Kuß der Purpurmund;
Der Hals, die Arme, schneeig und rund,
G'nug alles, was die leichten Falten
Des dünnen Silberflors umwallten,
That mehr, als eine Sterbliche, kund.

Ihr seht, bei so gestalten Dingen
War's wohl noch mehr, als Dichterpflicht,
Im Fall der Noth vom Felsen zu springen —
War doch selbst Sappho drauf erpicht! —

Doch meine Wonne faßt ihr nicht,
Als ich die Schöne hörte singen,
Ich Armer, der, das Täflein zur Hand,
Schon längst schier in Verzweiflung stand,
Zum Arthurfest ein Lied zu bringen,
Und vor und in mir nichts, als Sand
Und Moos, versengt vom Sonnenbrand,
Doch nirgends ach! ein Dichterblümchen fand.

So schwang ich denn vom Felsensteige
Durch Kieß und Farrnkraut mich hinab,
Und lauschte durch das Grün der Zweige,
Das wankend im Weste die Nymphe umgab,
Und habe, wenn auch zu Zeiten beklommen,
Ihr Liedchen zu Protokolle genommen:

Nein, ich weiche meinen Schwestern,
Wär' ich auch die kleinste, nicht;
Niemand wag' es, mich zu lästern,
Die der Lorberkranz umflicht!

Ähnlich der Kastal'scher Quelle
Spring' ich aus der Felsenbrust,
Bin, wenn ich durch Blumen schwelle,
Schöner Zukunft mir bewußt.

An der blonden Elbe Busen
Eil' ich zwar voll Zärtlichkeit,
Doch nicht früher, bis die Musen
Mich gegrüßet und geweiht.

Eh' ich, in den Arm ihr sinke,
Ström' ich Arthurs Garten nah;
Ob mir dann Vergessen winke,
Ich war in Arkadia!

Hörte seine Saiten klingen,
Lauschte auf der Lieder Ton,
Die sich, wie auf Adlerschwingen,
Hoben zu dem Sonnenthron.

Auch der Freunde Lieder schallen,
Frei schwingt Phantasus den Stab;
Wie vom Baum die Blüthen fallen
Lieder von den Herzen ab;

Blüh'n noch lange im Gemüthe,
Finden wohl ein schönes Ziel,
Wie, vom West geküßt, die Blüthe,
Die auf Laura's Busen fiel! *)

F. Kind.

---

*) Petrarca Canzone 14.

Der Dichter an sein Kätzchen.

Wie lächeln mir so freundlich die Kamönen!
Denn — spottet nur darob! —
Denn heute soll mein Saitenspiel ertönen
Zu einer Katze Lob.

Ach! wen, o sprecht! in dieser Zeit von Eisen
Voll Trug, Verrath und List,
Wen kann mit Recht des Sängers Harfe preisen,
Wenns Katz' und Hund nicht ist?

Magst du den Kopf auch dir nicht viel zerplagen,
Daß er mein Lied versteht!
Läßt sich das Gleiche doch von Manchem sagen,
Der als Mäcen sich bläht.

Wenn ich zuerst nicht deine Schönheit priese,
Verdröß' es dich mit Recht.
Was gälte, selbst bei Katzen, mehr als diese,
Dem weiblichen Geschlecht?

O du, von Augen gelb, und blau von Haaren,
Sprich, welches Katerherz
Hat dieser Reitze Zauber nicht erfahren,
Mit Lust und süßem Schmerz?

Wer lacht dir hämisch, Trotz sey ihm gebothen!
Ins bärtige Gesicht?
Und küßt' ein König dir die sammtnen Pfoten,
Zuviel, im Ernst, wärs nicht.

Doch tönt nicht stets ein Miau dir zur Feier,
Erpreßt von Liebesweh?
Du zählst, der Katzen schönste, mehr der Freier,
Als einst Penelope.

Und spielst du gleich bei allen die Kokette,
Nicht achtend ihrer Pein,
Wirft keine Dame doch so leicht, ich wette,
Auf dich den ersten Stein.

Stets opferst du — wer sieht nicht hier das Siegel
Der ächten Weiblichkeit? —
Gleich einem Mädchen, vor dem Anzug-Spiegel
Dem Putz die schönste Zeit.

Mehr bist du noch als Heldinn zu erheben.
Denn ohne dich, o Graus!
Müßt' ich vor Feinden Tag und Nacht erbeben
In meinem stillen Haus.

Mehr als Achill im Zorn einst Heldenschatten,
Bei Trojas wildem Brand,
Mehr hast du, wahrlich, Mäuse schon und Ratten
Zum Acheron gesandt.

Zwar soll stets falsch sich dein Geschlecht beweisen;
Doch mancher Biedre mejnt,
Nicht höher sey in diesem Punkt zu preisen
Sein Mädchen und sein Freund.

Die Stimme nur will man bei dir nicht loben,
Und — welch ein Schmerz für mich! —
Oft grüßt man gar, als gäbst du Opernproben,
Mit wildem Pochen dich.

Doch wenn auch hier nicht die Natur das Schöne
Zum Guten dir beschied,
Wer hörte doch nicht lieber deine Töne,
Als Horns Karfunkellied?

So werd' ich stets für deinen Ruhm mich streiten,
Denn nie, mit einem Wort,
Nie kränkst du mich, verzeih' ich nur zu Zeiten
Dir etwas Raub und Mord.

Weisser.

Das Licht in der Ferne.

Was leuchtet so glänzend dort über dem Wald
Und grüßt mich mit freundlichem Schimmer?
Dich muß ich erreichen du lichte Gestalt
Sonst still' ich die Sehnsucht wohl nimmer! —

Und rasch dringt der muthige Knabe hinein
In Waldes geheiligten Schatten;
Da blinket, entweichend, der liebliche Schein
Herunter von grünenden Matten.

Vom regen Verlangen, von Liebe durchglüht
Erklimmet der Knabe die Höhen;
Ach! weiter und weiter das Lichtlein entflieht,
Jetzt scheint es am Gipfel zu stehen.

Ha weiche nur, weiche, süßlockendes Licht,
Mir soll vor den Felsen nicht grauen!
Du flüchtiges Flämmchen entrinnest mir nicht
Ich werde bald näher dich schauen!

Schon ist er vom ragenden Gipfel nicht fern,
Schon meint er sein Glück zu umfangen,
Da sieht er sein Lichtlein, als flammenden Stern,
Hoch oben am Himmelsraum prangen.

Und Stimmen vernimmt er im säuselnden Wind:
Mein Knabe, du wollest nicht klagen,
Der blinkende Stern ist der Himmlischen Kind
Ihn darf ja die Erde nicht tragen.

Er strahlet hernieder, der irdischen Nacht
Das Licht und das Leben zu bringen,
Ein Bote der Alles unfassenden Macht
Erzählend von göttlichen Dingen.

Du stürmtest o Knabe durch Berge und Thal,
Dem Helden dich eng zu verbinden,
Doch was du erspähst, ist gebrochener Strahl,
Ihn selber, ihn wirst du nicht finden.

Schon folgten ihm viele, bald näher bald fern;
Wollt' keinem zu eigen noch werden,
Und fragst du, wie nennt sich der leuchtende Stern:
Die Sangeskunst heißt er auf Erden!

Eduard Anschütz.

Der Hund und die Katze.

Eine Fabel.

Ein Hund — er wird in der Geschichte
Vermuthlich darum nicht genannt,
Weil er mit ehrlichem Gesichte
Solch ehrliches Gemüth verband,
Mit klugen Augen solch gesunden,
Solch hundgemäßen Hausverstand —
Daß er von tausend andern Hunden,
Die ebenfalls ein ehrlich Blut
Und klug wie er und treu und gut,
Als ächtes Hundeexemplar,
Gar nicht zu unterscheiden war.
Und da nun Held- und Weltgeschichte
Das stille Thier durchaus nicht kennen,
So sey's erlaubt ihn im Gedichte
Pragmatisch nur den Hund zu nennen. —
Also der Hund, um auszuruh'n,
Wovon, ist zwar nicht ganz ermessen,
Doch wird der Leser unterdessen
Auch einem Vieh nicht Unrecht thun
Und glauben, daß er letzte Nacht,
Wenn auch nicht wie sein Herr, der Rath
In Sorgen just um Land und Staat,
In Sorgen doch für's Haus verbracht.
Von diesen Nachtgeschäften nun
Ein kurzes Stündchen auszuruh'n,

Lag er — der Rath nicht — 'lag der Hund,
An Leib und Seele kerngesund,
Dicht vor dem Haus' auf einem Steine
Im warmen Mittagssonnenscheine. —
Seitwärts gekrümmt die Hinterfüße,
Die Vordern weithin vorgedehnt
Worauf bequem der Kopf sich lehnt,
Übt er das Vorecht, jenes süße,
Das ganz und in Vollkommenheit
Natur den Thieren nur verleih't
Und das der Mensch, der's halb nur kennt
Schon dolce far niente nennt.
So lag der Hund in warmer Sonne
Am Mutterbusen der Natur
Und dachte nichts und fühlte nur
Des Daseyns ungestörte Wonne. —

Und neben ihm, auf einer Tonne,
Da saß die ämsige Minette
Und machte förmliche Toilette,
Just wie die Freiinn, ihre Dame,
Wenn sie geladen war nach Hofe.
Minette nähmlich ist der Name,
Der Katze, merkt es! nicht der Zofe,
Die schlechtweg Mine ward genannt
Und die an Rang und Konsequenz
Bei der Baroninn Exzellenz
Tief unter ihrer Katze stand.
Minette aber war's auch werth,
Daß ihre Frau sie liebt und ehrt;
Minette war mit Sorgsamkeit,
Seit ihrer ersten Jugendzeit
Von ihrer Dame selbst erzogen

Zum wahren Katzenideal;
Minette ward auch vorgezogen
Vor Sohn und Tochter und Gemahl;
Minette macht auch Sammettatzen,
So oft die Frau Baroninn speist;
Und lohnt nur selten ihr mit Kratzen
Die Liebe die sie ihr erweist;
Minette fraß auch in der Regel
Nie eine Maus, nie rohe Vögel
Sie packte sie nur beim Genick;
Und zwar mit Vorsicht und Geschick,
So daß sie nicht krepirten dran,
Nein, Hoffnung zum entflieh'n behielten
Und mit Minett' ein Weilchen spielten,
Bis sie natürlich starben dann.
So ging's der Maus, so ging's dem Spatze;
Allein der groben Wasserratze,
Der krümmt Minette nie ein Haar;
Kurz, wie gesagt, Minette war
Das Ideal von einer Katze. —
Jetzt in der stillen Mittagszeit,
Wo weithin menschenleer die Gasse,
Saß sie am Haus' auf einem Fasse
Und während sie voll Ämsigkeit;
Sich Hals und Brust und Leib und Pfoten
Fein säubert mit dem Rosenmund,
Erzählte sie zugleich dem Hund
Fein-säuberliche Anekdoten
Von Stadt und Land und Haus und Hofe,
Von Frau und Kind und Herr und Zofe.
Allein der Hund ließ sich nicht stören
In seines Nichtsthuns süßer Ruh',
Schien abgewandt kaum zuzuhören

Und hörte wohl auch gar nicht zu.
Mit einem Male brach Minette
Das lustigste Geschichtchen ab
Und sprang inmitten der Toilette,
Erschreckt und scheu vom Faß' herab,
Und lief so schnell ins Haus hinein,
Als wär der Satan hinterdrein.
Der Hund schau't auf; und sah' nichts weiter
Als einen alten tapfern Streiter,
Der für das theure Vaterland
Das linke Bein, die rechte Hand,
Was man so nennt, dahingegeben.
Doch nein! das sah' er ihm nicht an,
Es sah' der Hund nur einen Mann,
Der alt und kraftlos durch das Leben
Auf einem Stelzfuß friedsam wallte.

Vorüber war er itzt der Alte,
Da schlich Minette aus der Thür'
Umsichtig spähend, leis' herfür;
Und wie sie nun den Hund erschaute
Ganz so noch, wie er erst gelegen,
Rief sie, indem sie laut miaute:
Wie ist es möglich so verwegen —
Das ist das rechte Wort nicht nein!
So tollkühn, so verrückt zu seyn?
Ein Mannthier kommt, ein alter Held;
Du bleibst und pflegest dir den Wanst!
Kennst du so wenig denn die Welt,
Daß du noch Menschen trauen kannst:
Den Menschen trau'n! du meine Güte!
Dazu gehört ein Schafsgemüthe. —
Und als der Hund jetzt drohend knurrte,

Da lenkte schnell Minette ein
Und sprach, indem sie freundlich schnurrte:
Du wirst doch wohl nicht böse seyn,
Weil ich dich selbst zu schonen bath?
Ich wollte dir ja weder Rath,
Noch unberufen Lehren geben.
Das wäre wahrlich lächerlich
Da du die Welt, da du das Leben
Unendlich besser kennst als ich.
Doch eben deßhalb muß ich's wagen
Dich höflich wiederholt zu fragen,
Weil ich es nicht begreifen kann,
Wie ein so vielerfahrner Mann,
Der weit und breit sich umgeschaut,
Gutmüthig noch den Menschen trau't? —
Das — sprach der Hund mit Wohlbehagen,
Will ich dir kurz und bündig sagen.
Von allem meinem Thun und Treiben,
Von allem, was ich lasse bleiben
Giebt es nur einen einz'gen Grund;
Und dieser heißt: — Ich bin ein Hund. —
Gut, rief Minette, gut! allein
Warum kann ich dein Thun, dein Lassen
Gar nicht begreifen, gar nicht fassen;
Warum kann ich wie du nicht seyn? —
Ei, sprach der Hund, die Ursach' ist,
Dieweil du eine Katze bist. —
Die Fabel wünscht, daß man sie deute
Nur einzig auf erwachsne Leute.
Sie wollte Menschenwerth nicht mindern,
Sprach nicht von neugebornen Kindern.

Ludwig Robert.

Der Knabe und der Spiegel.

Eine Fabel.

Gustav, ein Knabe von fünf Jahren,
Betrat zum allererstenmal
Mit seiner Mutter einen Saal,
In dem zwei große Spiegel waren.
Kaum wirft auf einen er den Blick,
Strahlt auch das Glas sein Bild zurück;
Er staunt vom Kopf bis zu den Zehen
Mit Wohlgefallen erst sich an; —
Ein lieber Spielkam'rad! — er kann
Nicht satt sich an sich selber sehen;
Bald aber ihn der Kitzel sticht,
Das unbekannte Kind zu necken,
Er macht ihm drauf ein schief Gesicht,
Droht es sogar mit seinem Stecken,
Doch schuldig bleibet man ihm's nicht,
Ein schiefer Mund kommt ihm entgegen
Und man bedroht ihn auch mit Schlägen.
Das ist zu arg! — Er weint und schreit:
„Dies Höhnen ist nicht zu ertragen!“
Sein ganzer Zorn erwacht, er dräut
Rachsüchtig in das Glas zu schlagen;
Die Mutter hemmt den Ungestüm
Des Sohnes, Schaden zu verhüten.
Und spricht mit mildem Ernst zu ihm:
„Ziemt dir es wohl, so roh zu wüthen?

„Dem Knaben, der dich aufgebracht,
„Hast du zuerst ein schief Gesicht gemacht. —
Gesteh' es nur!“ Das freilich. — „Sieh den Knaben
„Jetzt einmal an. — Du lachst ihm zu, er lacht,
„Breit' deine Arm' ihm aus — gieb acht! —
„Gleich wird er seine offen haben.
„Jetzt, da dein Auge wieder mild,
„Wird Unmuth nicht das seine hüten;
„Erkenne der Gesellschaft Bild,
„Das Gut' und Böse, das wir üben,
„Man dort uns jederzeit vergilt.“

K. Müchler.

Das Verdienst.

Es flüchtete, seit ew'ger Zeit,
Verfolgt von Mißgeschick und Neid,
Verdienst sich in die Einsamkeit,
Und treu folgt ihm Bescheidenheit;
Verläumdung knirscht voll Bitterkeit,
Ihr gift'ger Pfeil reicht nicht so weit.

K. Müchler.

Cleopatra.

Nach einem Gemählde von Domenichino.

Des Abends letzter Gruß umspielt die Wangen:
Ob sich um's Aug' schon seine Schleier legen,
Scheint Sehnsucht noch die Lippen zu bewegen
Nach einer schönern Zeit, die nun vergangen.

Zur Seiten leget sie die goldnen Spangen,
Und hält den Busen von lebend'gem Regen
So übervoll, dem kalten Tod entgegen,
Als wie vertraut mit dem Geschäft der Schlangen.

Von Sturmeswuth daher, dorthin gewendet,
Mußt, schöne Blume! du so traurig enden,
Und all dein Duft, dein Blüh'n, war all vergebens.

Dies Meisterstück, so wunderbar vollendet
Zerstückst du reuvoll mit den eignen Händen,
Ein ernstes Denkmahl des verlornen Lebens!

Deinhardstein.

De gustibus non est disputandum.

Der eine lobt vor allen blaue Augen,
Des Himmels Licht meint er daraus zu saugen;
Der andre glaubt: der ächte Liebesschein
Er flamme nur vom schwarzen Aug' allein,
Ein dritter lobt des braunen Auges Licht,
Das wie ein Strahl durch flücht'ge Nebel bricht;
Von aller Augenfarben auf der Welt,
Am besten mir ein grünes Aug gefällt.

Was treibt uns denn, wenn sich die Knospen regen,
Mit Allgewalt der jungen Welt entgegen?
Es ist das Grün, das Baum und Wiese deckt,
Des Lebens Schmelz, der uns zum Leben weckt,
Wer hält das Grün, wie's uns der Lenz beschert,
Nicht mehr, als selbst das Blau des Himmels werth,
Mehr als der Erde ewig gleiches Braun,
Mehr als das Schwarz, so nächtlich anzuschau'n.

Das beste Glück, uns treu auch selbst im Leide,
Es ist die Hoffnung mit dem grünen Kleide,
Wo euch bei Nacht ein grünes Flämmchen
neckt,
Da grabet nach, da ist ein Schatz versteckt;
Des Künstlers Lohn, des Helden erster Preis,
Was ist er denn? — ein grünes Lorbeer-
Reis!
Drum leuchte dem, dem solcher Schmuck be-
hagt,
Des Liebchens Aug', ein glühender Smaragd.

Deinhardstein.

Lebensspruch.

Lai.

In dem engen Leben
Muthvoll sich erheben
Sey gewagt;
Mag uns Nacht umgeben,
Mag uns Tod umschweben
Nicht geklagt;
Lohn wird bravem Streben,
Darum kämpft nur eben
Unverzagt.

Deinhardstein.

Bibelsprüche.

Kindespflicht.

Ehret, ihr Söhne und Töchter, den Vater und ehret die Mutter!
Dies, nach der Ehrfurcht vor Gott, ist euch das erste Gebot.
Dies, mit Liebe befolgt, versüßet und tröstet das Alter;
Ihr selbst sammelt dabei herrliche Schätze euch ein.
Denn dann werdet auch ihr an euern eignen Kindern,
Gleich von ihnen geehrt, Freude erleben und Heil.
Ehre Vater und Mutter mit Worten, mit That und Geduld auch
Daß ihr segnendes Wort über dich komme mit Kraft;
Denn des Vaters Segen erbauet Häuser den Kindern,
Und der Mutter Gebet schmücket sie herrlich und schön.
Spotte nicht deines Vaters im Alter, wenn er auch kindisch —
Nicht der Mutter, wenn auch schwach und gebrechlich sie wird.

Denn des Vaters Ehre ist deine eigene Ehre
Mutterverachtung ist ewige Schande dir selbst.
Pflege die lieben Alten und ach! betrübe sie ja nicht;
Gütlich thu ihnen mit Lust, was du nur immer vermagst.
Jede Wohlthat, dem Vater erzeigt und der Mutter, der Armen,
Bleibt im Segen für dich ewig — o ewig bei Gott.
Aber Schmach dir und Schande, verleugnest du darum den Vater,
Weil geschickter du bist, höher gepriesen, als er.
Wer den Vater verleugnet, der wird von den Menschen verachtet;
Wer die Mutter betrübt, der wird verworfen von Gott.

Eitler Stolz der Gewaltigen.

Warum sollt' ich mich fürchten in bösen Tagen, wenn dräuend
Mich das Frevelthun stolzer Bedrücker umstürmt, —
Die sich, geblendet vom Hochmuth, auf ihre Schätze verlassen,
Die in der Würden Glanz trotzen auf ihre Gewalt?

Das ist ihr frecher Muth und ihrer Vermessenheit Stütze,
Daß sie wähnen, es sey ewig in Ehr' ihr Geschlecht, —
Daß sie wähnen, es können nicht ihre Häuser verfallen,
Könne ihr hoher Stamm nimmer verdorren — das ist's!
Aber ihr Dichten und Thun ist eitel Thorheit; ihr Trotzen,
Ihrer Güter Gewalt wird mit dem Odem vergehn.
Darum laß dich's nicht irren, wenn einer mächtig und reich wird,
Wenn er sein irdisches Haus höher zur Herrlichkeit bringt.
Denn in seinem Sterben vermag er nichts mit sich zu nehmen;
Seine Erd-Herrlichkeit fährt ihm im Tode nicht nach.
Laß ihn des guten Lebens in rauschender Fülle genießen, —
Plötzlich die Nacht bricht herein, ruft ihn vor Gottes Gericht!
Kurz, wenn ein Mensch beglückt ist mit Würden und Gütern in Fülle,
Und hat keinen Verstand; — fährt er davon, wie das Thier.

Schlenkert.

Langes Leben.

Hell glühn des Ruhmes Becher
 Der edeln Labe voll,
Und karg nur nippt der Zecher
 Der rasch sie leeren soll.
Herbei du kalter Knabe,
 Das Groß' und Schöne winkt,
Der höhnt die heil'ge Gabe
 Der sie nicht eilig trinkt.

Willst Tropfen du vertheilen
 Für lange Lebenszeit?
Du Thor, — was frommt dein Weilen;
 Träumst du dein Ziel so weit?
Ein schwarz Gewölke schwebet
 Ob deinem Haupt einher,
Sie blizt, dem Donner bebet
 Der Grund; — du bist nicht mehr.

Vor deinem Grabe dehnet
 Sich das Gefild so weit,
Dein Herz hat sich gesehnet
 Nach dem nur was es beut;
Nach Kränzen, Strahlen, Tönen.
 Was schlichst du nur zur Lust?
Was warfst du nicht dem Schönen
 Dich brausend an die Brust?

Drum komm', und leer' die Schaale,
Die Göttinn reicht sie klar.
Sey Gott beim Göttermahle,
Dann Opfer am Altar.
Von ganzer Weihe trunken,
Rausch ganz in Flammen auf,
Verström' in Sonnenfunken
Im Flug den Lebenslauf.

Dann steht bekränzt dein Hügel
In ew'gem Tageslicht.
Des Zeitgotts rascher Flügel
Bricht deine Tempel nicht.
Ein Sieg, doch ganz errungen,
Ein Licht, doch ganz enthüllt,
Ein Lied, doch ganz gelungen,
Ganz ein Geschick erfüllt. —

Dann singen späte Zeiten:
„Heil dir, Verklärter, Heil!
Dir, Licht der dunkeln Weiten,
Wird ganz ihr Ruhm zu Theil.
Kein Lustrum reicht zum Lesen
Was dir ein Jahr erstrebt.
Wie kurz bist du gewesen,
Wie lang hast du gelebt.“

Fr. v. Heyden.

Clärchen an Egmont.

Einen Helden sah' ich kommen,
Einen Fürsten seiner Zeit
Und mein Herz ward hingenommen
Von des Lebens Herrlichkeit;
Und er klopfte fromm und leise
An des kleinen Hauses Thor
Und in seines Odems Kreise
Schlug mir laut das Herz empor!

Alles hatt' er sich errungen,
Lebenslust und Lebensruhm
Sich den Lorbeer umgeschlungen
Und das goldne Ritterthum;
Wieder einen Heldenwandel
Hingestellt in alte Zeit
Glorreich wie im Fürstenmantel,
Glorreich auch im Bürgerkleid.

Ach! es hatte schon vor Jahren
Clara, da noch Kind sie war,
Von dem Egmont schon erfahren,
Von dem Sieger wunderbar.
Hatt' ihn in den Weltgeschichten
Ziehen sehn mit seinem Kranz
Wie die Welschen Lieder dichten
Von der Paladine Glanz.

Und er kam — und alle Kränze
  Hing er auf an meiner Wand
Bot in meines Lebens Lenze
  Schüchtern mir die Heldenhand;
Hielt mit seines Armes Wollen
  Alles ab von meiner Brust
Was mich hätte stören sollen
  In der schönen Jugendlust.

Ließ das Mädchen freundlich blicken
  In das Heldenangesicht,
An sein Herz die Hand mich drücken
  Lächeln ihm in's Augenlicht
Bis es mich so ganz bewegte
  Wühlend auf der Seele Grund
Und ich meine Lippen legte
  Glühend ihm an seinen Mund.

Ach! in aller Welten Räume
  Egmont warens doch nur zwei,
Selig so im Lebenstraume
  Und in Liebe sich so treu;
Ob die Sterne golden kamen,
  Ob der Morgen sprach zu mir
Ob die Blumen Abschied nahmen
  Ach! von Keinem wußten wir!

Du! als ob allein ich hätte
  Deines Lebens Schmuck und Zier,
Wolltest nicht die Gnadenkette
  Nicht das goldne Schwert bei mir;
Warfst den Mantel hin zur Erde
  Und den Diamantnen Hut

Wenn dein Auge sich verklärte
  Und dein Herz in Himmelsgluth! —

Ach! und Klärchen! — deinem Leben,
  Dir so herrlich beigesellt
Konnte sie dir minder geben
  Ihre ganze Lebenswelt!
Wie vom Helden mir geblieben
  Nur der frohe schöne Mann
Mußte Klärchen wohl dich lieben
  Lieben — wie man lieben kann!

Egmont! ruft das Mädchen leise
  Laß uns sterben! freundlich dir,
Denn ein Frühling war die Reise!
  Frühling ist's nicht immer hier!
Kann ich doch noch rothe Wangen
  Drücken an des Helden Brust,
Ist ihm doch noch nicht vergangen
  Seines Lebens Macht und Lust!

So im Kranz von frischen Rosen
  Der uns an einander drückt
Hörst du! wie die Wellen tosen
  Und der Blitz am Maste zückt! —
Hörst du, wie die Wellen brausen
  Wie die Erde schon zerbricht
Wie der Tod es treibt da draußen
  Aber Klärchen läßt dich nicht!

Fr. Kuhn.

Skolion.

Brüder, auf! ergreift die Becher,
Hebt sie zum Olymp empor,
Denn es schwingen rüst'ge Zecher
Sich zum hohen Sternenchor.
Vor der Erde bleichen Sorgen
Sind wir bei dem Wein geborgen;
Dieß bedenkt und jubelt froh! dieß bedenkt ꝛc.

Selbst die Götter schaun hernieder,
Und erfreun der Brüder sich;
Drum erbrauset, Jubellieder!
Chor, erschalle feierlich!
In verwandter Geister Runde
Tönt uns diese Weihestunde;
Dieß bedenkt und jubelt froh! dieß bedenkt ꝛc.

Steigt hinauf zum höchsten Hohen,
Zu dem großen Menschenfreund,
Und so freut euch mit dem Frohen,
Weinet, wann der Bruder weint!
Jetzt noch rieselt sanft und helle
Unsers Jugendlebens Welle;
Dieß bedenkt und jubelt froh! dieß bedenkt ꝛc.

Bald entfliehn die schönen Jahre,
Wo uns Lieb' und Lenz verband,
Näher stehn wir dann der Bahre,
Näher dann dem Schattenland;

Doch, so lange wir noch blühen,
Mög' uns Bachus Geist durchsprühen!
Dieß bedenkt und jubelt froh! dieß bedenkt rc.

Deutsche Freiheit, deutsche Sitte,
Deutsche Kunst und Wissenschaft
Mögen hoch in unsrer Mitte
Leben in verklärter Kraft!
Frischer Hoffnung Kinder steigen
Aus der neuen Schöpfung Zweigen;
Dieß bedenkt und jubelt froh! dieß bedenkt rc.

Auch die Holden mögen leben,
Denen wir uns früh geweiht!
Lieb' und Gegenliebe geben (weben)
Unserm Bund die goldne Zeit.
Wann die Charitinnen lächeln,
Wird uns ew'ger Fried umfächeln;
Dieß bedenkt und jubelt froh! dieß bedenkt rc.

Messerschmid.

Das Scheiden.

Ausgeweinet meine Thränen
Hab' ich still der Mitternacht!
Habe all' mein heißes Sehnen
Nun zum Opfer dargebracht.
Aller meiner Wünsche Blüthen
Hat der Sturm herabgestreift,
Alle Früchte die mir glüh'ten
Fielen ab, noch nicht gereift.

Gott! wie hab' ich so von Herzen
Sie geliebt, mit ächter Treu;
Dachte nicht, daß solcher Schmerzen
Diese Liebe fähig sey,
Denn sie schien mir so ergeben
Wie die Reb' dem Ulmenbaum,
Der sie mit sich will erheben
In der lichten Wolken Saum.

Und auf meinen Händen tragen
Wollt' ich sie durch's Leben hin,
Noch in meinen spät'sten Tagen
Meiner Freuden Schöpferinn,
Und ich suchte ihr zu streuen
Blumen nur auf ihren Pfad,
Wollte immerfort erneuen
Dieser Herzens-Blumen Saat.

Ach! da riß mit fremder Liebe
Sie ein Glücklicher an sich. —
Ob mir auch ihr Dank wohl bliebe,
Liebe bleibt nicht mehr für mich,
Und doch, wahrlich, höher halten
Kann er nicht das theure Gut,
Als mit liebenden Gewalten
Noch es meine Seele thut.

Und doch fühl' ich es — o rinnet
Thränen, tief geweint und schwer —
Und doch fühl' ich's, sie gewinnet
Mir kein heisses Sehnen mehr!
Scheiden muß ich von dem Hoffen
Das mein Leben mir erhellt;
Zwar es steht die Welt mir offen,
Doch nur sie war meine Welt.

O! so lebe wohl! empfinde
Nie an des Geliebten Brust,
Was mir jetzt die Todesbinde
Legt vor alle Lebenslust!
Werde glücklich! bin verrathen
Ich auch, stehe ganz allein,
Mögen meiner Thränen Saaten
Thau doch deinen Blüthen seyn.

Mög' er nur so heiß dich lieben
Wie ich dich im Herzen trug!
Treu dir seyn, wie ich's geblieben
In der Jahre Wechselflug,

Mög' er ganz dich glücklich machen,
Er, der Räuber meiner Ruh'!
O! dann träufelt Gott mir Schwachen
Einen Tropfen Trost noch zu.

Und wenn einst zu jenen Welten
Mich der Todesengel ruft, —
O! daß sie das Kreuz bald stellten
Mir auf meine stille Gruft! —
Dann blick' auf zum Sternenheere,
Denn ein Freund winkt dir auch da,
Und bei jeder Lebensschwere
Ist als Schutzgeist er dir nah'!

Th. Hell.

Phantasie.

Einsam ruht' ich jüngst im Thale,
Um mich her war's Dämmerung;
Aus der Liebe Zauberschaale
Trank ich wie beim Göttermahle
Himmlische Begeisterung,
Und auf einem Mondesstrahle
Hob mit kühnem Adlerschwung
Zu der Sterne Flammenbahn
Mich die Phantasie hinan!

Ha! wie schauerlich die Milde
In der Zukunft Dunkel blickt,
Und des Wünschenden Gefilde
Mit der Liebe Zaubermilde
Und der Hoffnung Rosen schmückt;
Doch dem ganzen Wahngebilde
Täuschung auf die Stirne drückt,
Die — so bald ihr jemand glaubt,
Ach, die Truggestalten raubt!

Zauberische Träume schweben
Hold um den empörten Sinn
Und der Zukunft Freuden heben
Meiner Seele heisses Streben
Schon zum schönen Ziele hin —
O, ich fühl's, bei meinem Leben,
Daß ich jetzt schon glücklich bin,
Denn an süßer Liebe Band
Leitet mich des Schicksals Hand!

Führte mich zu jenem Haine,
Wo ich erst mein Glück empfand,
Wo die Himmlische, die Eine
Froh, bei Lunens Silberscheine,
Mir den Kranz der Treue wand,
Und berauscht von Götterwonne
Süßer Liebe, mir gestand:
Auf der ganzen weiten Welt
Sey kein Glück, wo Liebe fehlt.

Ungemessen, ungewogen
Ist der süßen Liebe Glück,
Schöner selbst als Iris Bogen

Hoch am Firmament gezogen
Lächelt uns ihr Sonnenblick!
Stärker wie des Weltmeers Wogen
Und das ewige Geschick
Herrschet sie mit milder Hand
Über Meer und über Land!

Liebe, Liebe! alles Leben
Ohne dich, ist kalt und leer;
Liebe nur kann Wonne geben,
Ohne Liebe ist das Leben
Wahrlich keine Wohlthat mehr!
Alle Erdenwesen schweben
Unter ihrer Fahne her —
Selbst des Himmels goldnes Licht
Wärmte ohne Liebe nicht!

Doch, was athmet dort vom Hügel
Für ein schauerliches Weh'n?
Ha, des Todes Rabenflügel
Bricht durch stiller Gräber Riegel —
Laß, o Phantasie, ihn weh'n!
Laß der Todtengrüfte Siegel
Unberührt und heilig steh'n —
Jenen moosbewachs'nen Stein
Deckt ein liebendes Gebein! —

Mich ergreift der Ahnung Wehen,
Schreckend, kalt wie Grabesluft!
Wer hört meiner Liebe Flehen,
Wer wird schützend bei mir stehen,
Wenn die nie gefüllte Gruft,
Wenn zu jenes Lebens Höhen

Lida die Vollendung ruft? —
Wann mit starkem Arm der Tod
Trennung unsrer Liebe droht?

O, dann würd', in tausend Thränen
Aufgelöst, mein Leben flieh'n! —
Wie der Kindheit schöne Szenen,
Würd' ich alles eitel wähnen,
Würde welken und verblüh'n,
Und mit kummervollem Sehnen
Müd' an Lidas Grabe knie'n,
Bis verdorrt, wie Blum' und Laub
Ruhte neben ihr mein Staub. —

Schone! schone, werde milder
Schreckenvolle Phantasie!
O, was wecken deine Bilder
Für Gefühle? — Immer wilder,
Immer lauter toben sie!
O verschone, werde milder
Schreckenvolle Phantasie!
Zu des Hasses kalten Sinn
Schleudert deine Hand mich hin! —

O — die lautgepries'nen Freuden
Dieser Erde, sind sie's werth,
Was wir ihretwegen leiden
Was wir, sie zu haben, meiden,
Womit ihr Genuß beschwert?
Und, wenn kaum gesehn, sie scheiden,
Hintennach die Ruhe stört?
Ist auch eine, die uns schont,
Nicht zuletzt mit Thränen lohnt?

An der Freundschaft Grabmahl klagen
Thränen um den todten Freund —
An der Liebe Himmel nagen
Mit der Hölle Wohlbehagen
Furcht und Eifersucht vereint —
Im Triumph der Siegeswagen
Ächzt der Tod und Jammer weint —
Auf des Nachruhms Sternenbahn
Fletscht der Neid den Schlangenzahn. —

Und doch ladet zum Genusse
Mich nicht Lida selber ein?
Bei der Zeiten schnellem Flusse
Sollt' ich so mich dem Verdrusse
Unzufriedner Klage weih'n?
Nein — o nein, bei deinem Kusse,
Lida, will ich mich erfreu'n;
Wenn auch alles Täuschung ist
Lida lebt und Lida küßt!

Kapf.

Sehnsucht.

Thränen, o träufelt nieder aus dem düstern
Auge, Thränen der Sehnsucht! — Wenn der Abend
Ferne Hügel glühend besäumet; graue
Nebel des Tages

Wieder erbleichen; über greisen Föhren
Hespers silberne Fackel leuchtet; nahest
Du, o Sehnsucht, süßer Erinnerung traute —
Traute Gefährtinn!

Immer nach meiner Kindheit frohen Spielen;
Süßer, heiliger Liebe stillen Freuden — hohen
Träumen meiner glühenden Stirne, blick' ich
Sehnend zurücke.

Breite die Arme nach den Truggestalten.
Wehe! Flieht ihr an meiner bangen Seele
Gaukelnd — buntverworren vorüber? Soll ich
Schatten umarmen?

Holde Gebilde könnt' ich eure goldnen
Schwingen fesseln! — Doch ach! im raschen
Fluge
Schwindet ihr, und später Erinn'rung
bleiben
Thränen der Sehnsucht.

C. J. Schmidt.

Das Grab.

Phantasie am Gottes-Acker.

So still ist's, wüst und öde! tiefes Schweigen
Verhüllet dich, o heil'ge Todten-Flur!
Warum so stumm o Grab? hernieder steigen
Sahst du der Edlen viele — ihre Spur
Verschwand. Schweig immerhin! Ach beugen
Muß sich vor dir die Welt, Verwesung nur
Umhaucht in deinem Schooß den Lebensmüden,
Wenn er vom Schauplatz dieser Welt geschieden.

Wer bracht uns je vom Jenseits freud'ge Kunde,
Wem schien ein Lichtstrahl schon in ew'ger Nacht?
Ich eitler Thor! — aus euerm kalten Munde
Ward uns ihr Brüder noch kein Trost gebracht —

Doch, still mein Geist! beim Schlag der letzten Stunde
Erklärt sich uns, was wir geträumt — gedacht.
Nie bricht der Mensch des düstern Schweigens Siegel,
Nur jenseits tagt's, im heil'gen Wunderspiegel.

Dort prangt die Schrift am moosumrankten Steine,
Wie sie mein Herz hin auf das Grab gestreut,
Du edler Schläfer, den ich tief beweine, —
Es hat ein Freund sie freundlich dir geweiht:
Wer wird wohl mir zum düstern Todtenhaine
Gewähren einst ein freundliches Geleit? —
Da werd' auch ich wie Tausende verwesen
Und werden Staub, wie ich einst Staub gewesen.

Der weiten Erde wimmelndes Gemenge
Im Schöpfungsreich, der Mensch am Pilgerstab,
Das Schönste, Köstlichste stürzt im Gedränge
Verwesend ach — im Strom der Zeit hinab.
Und was gelebt in weltlich weiter Enge,
Vereinet sich in deinem Schoß o Grab!
Den hier die Lebens-Stürme schwer ermatten,
Dem grünt die Ruh in deinem kühlen Schatten.

Wenn über uns die finstern Mächte walten,
Da leuchtet uns der Hoffnung milder Schein,
Wir trotzen kühn den feindlichen Gewalten,
Das Schicksal muß, es will ertragen seyn.

Verherrlicht wird sich alles dort entfalten,
Wo uns die Wahrheit schimmert göttlich rein.
Drum laßt im Kampf' uns Brüder nicht verzagen,
Und dulden was uns Gott bestimmt — ertragen.

Man wird die Prüfung immer sich erschweren
Verzweifelt man, wo es beharren gilt;
Nie darf der Wahn uns eitler Furcht bethören
Der nur zu Boden schlägt, — mit Gram erfüllt.
Das Schicksal wird dir jeden Wunsch gewähren
Weißt du zu lenken ein dich prüfend Bild:
Den Starken trägt es auf des Glücks-Gefieder,
Und senkt den Zweifler tief zu Boden nieder.

Du willst das Glück so dir nicht hold verklagen,
Wähnst zu versinken stets im Wiederstehn?
O lerne doch was dir bestimmt ertragen,
Das Glück ergreifen, träumend nicht verschmähn:
Nicht dein Geschick, der Dämon eitler Klagen
Verfolget dich, im Wahn einherzugehn
Dünkt klüger dir als wachend sicher schreiten —
Bist du ein Mann, so lerne männlich streiten!

Doch ach, wohin willst du mich Armen tragen
O du mein Geist, du mein zerstreuter Sinn?
Mein Herz verblutet, und mit lautem Zagen
Blick' ich, ein Mensch, zum düstern Grabe hin:

Ein schöner Morgen wird uns jenseits tagen,
Zu Theil uns werden reichlicher Gewinn
Wenn wir des Lebens kurze Bahn durchschritten
Wie Gott es wünschet, der für uns gelitten.

Ein schönes Loos wird Gott uns dort bereiten
Sind wir dem Glauben und der Tugend treu,
O laßt die Kunde freudig mir verbreiten,
Daß Dämm'rung hier und dort Verklärung sey:
Hier herrschen Stürm und rauhe Jahreszeiten,
Dort blüht des ew'gen Frühling gold'ner May,
Drum mögt ihr bersten Wolken und zusammen
Atomen stürzen, ihr Vulkanen flammen.

Zu dir o Herr erheb' ich meine Hände,
Der du ein Vater aller Wesen bist,
Steh du mir bei o Gott beim letzten Ende,
Wenn von der Welt die Seel' geschieden ist.
O daß mein Flehn vor dir Erhörung fände! —
Du siehst mein Herz', das im Gebet zerfließt.
Und du o Grab du heilge Friedensstätte
Bereit znm Schlummer mir ein stilles Bette.

Craigher.

Lebenslauf eines Fröhlichen.

Mit unendlich frohem Sinn'
Folg' ich immer meinem Triebe;
Denn ich bin das süße Pfand
Einer heissen Gattenliebe.
Vaterarm hat mich gewiegt,
Mutter war mit mir vergnügt,
Beide lohnten mich mit Küssen
Und kein Thränchen durfte fließen;
So flog mir die Kindheit hin
Mit unendlich frohem Sinn.

Mit unendlich frohem Sinn
Ging ich in die Schule — schlafen,
Und kein Lehrer wagte es
Mich, den Liebling, abzustrafen.
War das Schuljahr dann herum,
Lohnte mich ein Prämium;
Andre kriegten Pönitenzen,
Bei mir gabs nur Eminenzen
Und ich glaubte wer ich bin! —
Mit unendlich frohem Sinn.

Mit unendlich frohem Sinn'
Hört ich jetzt, ich sollt' studieren.
Die Dukaten der Mama
Ließ der Burschengeist roulieren:

„Wissen ist ein blauer Dunst,
Turnen ist die wahre Kunst!“ —
Demonstrirt' ich dem Magister,
Preßte Juden und Philister,
Trugs den hübschen Mädchen hin —
Mit unendlich frohem Sinn,

Mit unendlich frohem Sinn!
Weiht ich mein Talent dem Schönen,
Und in jedem Almanach
Ließ ich meine Leier tönen;
Wie Fouqué bald, fromm und toll,
Bald so witzig wie Jean Paul,
Süß wie Hölty, groß wie Schiller,
Voll Natur wie Göthe — Hiller;
Wie auch Krittler mich verschrie'n;
Mit unendlich frohem Sinn!

Mit unendlich frohem Sinn'
Spielt' ich drauf den Rezensenten,
Lorbern der Unsterblichkeit
Warf ich aus mit vollen Händen,
Und den Bannstrahl hintennach;
Wenn des Witzes Pfeil gebrach
Schoß ich Vierundzwanzig-Pfünder
Auf die armen Musenkinder —
Thats um reichlichen Gewinn,
Mit unendlich frohem Sinn.

Mit unendlich frohem Sinn
Hört' ich Deutschlands Fürsten rufen,

Neue Kränze blühten da
An des Ruhmes Tempelstufen;
Aber Deutschland wurde frei
Aus dem Joch' der Tirannei,
Während ich mich equipirte
Und im Zimmer exerzirte:
Durfte nur zur Wache ziehn —
Mit unendlich frohem Sinn!

Mit unendlich frohem Sinn'
Sah' ich alte Tanten sterben,
Wie der letzte Wille sprach
Mußt' ich ihren Mammon erben;
Was fürs Beste anerkannt
Werd ich nun — ein Spekulant; —
Differenzen zu notiren —
Pharospielen — agiotiren —
Ging ich auf die Börse hin
Mit unendlich frohem Sinn.

Mit unendlich frohem Sinn
Dacht' ich nun ein Weib zu wählen,
Hunderttausend Gulden reich
Konnt' es mir auch da nicht fehlen;
Schöne Blüthen, ohne Zahl,
Machten schwer mir Herz und Wahl;
Endlich — aller Mädchen Krone,
Reich wie Crösus — welche Wonne!
Führt' ich zum Altare hin
Mit unendlich frohem Sinn'.

Mit unendlich frohem Sinn'
Schwelg' ich stets in Hochgenüssen,
Und ich fürchte, endlich wird
Mich mein Glück sogar verdrießen.
Jede Lust verschönt der Schmerz,
Lächelnd bricht ja oft das Herz? —
In das Reich der ächten Freuden
Muß uns erst die Zukunft leiten,
Einst folg' ich der Führerinn,
Mit unendlich frohem Sinn'!

Joh. Langer.

Der Geheimnißvolle.

Wie ist mir so enge
Das bergende Haus!
Fort, fort in's Gedränge
Des Lebens hinaus.

Kaum kann ich's ertragen,
So bin ich entzückt,
O, dürft' ich nur sagen,
Was heut' mich beglückt!

Euch Vöglein in Zweigen,
Euch Lämmer im Thal,
Mein Glück zu verschweigen,
Wie bringt es mir Qual.

Ihr Blümchen der Auen,
Aus Seide gewebt,
Ja ließ ich's euch schauen
Ihr würdet belebt.

Doch selber die Winde
Vernehmen kein Wort;
Es trügen's geschwinde
Die Flücht'gen mir fort.

Nie wird mir's entrissen,
Nie geb' ich es kund,
Mir schloß ja mit Küssen
Belline den Mund.

Drum still, ohne Zaudern,
Und thut es auch weh,
Denn wollt' ich's verplaudern,
Dann, Küssen, Ade!

Eduard Anschütz.

Der erste Lenztag.

Welch ein blauer Äther lächelt,
Welch ein linder Odem fächelt
Auf die schlummernde Natur?
Ach ich fühle süß beklommen
Blüthengott dein leises Kommen,
Schaue deiner Allmacht Spur.

Hoch auf Rosenwolken schwebend,
Alle Kräfte neu belebend,
Senket sich der Lenz herab;
Folgsam seinem Machtgebote
Regt aufs Neue sich die todte
Erd' in ihrem Wintergrab.

Seht wie schnell sie sich entschleiernd,
Ihren ersten Lenztag feiernd,
Wonnestrahlend ihn begrüßt!
Und wie brünstig er sie drängend,
Ihre letzten Bande sprengend,
Weg das Schneegewand ihr küßt!

Und die Neuerwachte schmieget,
Von des Gottes Gluth besieget,
Schmachtend sich an seine Brust;
Ha, wie ihre Pulse klopfen;
Und in diamantnen Tropfen
Fließt die namenlose Lust.

Und schon sprossen sie die holden
Erstlingsblümchen, weiß und golden,
Aus der Neuvermählten Schoß;
Und der Millionen Keime
Winden in die lichten Räume
Ihre zarten Blättchen los.

Horcht! des Gottes Heroldinnen,
Lauten Jubel sie beginnen,
Schwebend über Land und See;
Tausend Lerchen schwingen, tragen
Seinen Hyazinten-Wagen
In der golddumwölkten Höh!

Und der Lilienbekränzte,
Sanft mit Rosenschein Umglänzte,
Lispelt nun der Erde traut:
„Nimmer fürchte du die Stürme
Nordens, ich der Lenz, beschirme
Dich, o meine theure Braut!

Bald zwar kehrt der Nordsturm brausend,
Schrecklich durch die Lüfte sausend,
Schneebeladen Nachts zurück
Aus dem ew'gen Eispallaste,
Er, der jedesmal mich haßte,
Wenn er sah das blüh'nde Glück

Das ich dir o Erde bringe,
Wenn ich glühend dich umschlinge
Trotzend ihm mit hohem Muth;

Bald gebeut des Schicksals Wille,
Und er kehrt entwaffnet, stille
Heim mit ohnmachtsvoller Wuth!"

Bald, ja bald grünt Alles wieder,
Und der Sänger Erstlingslieder
Schallen durch den duft'gen Hain.
Ach, die ersten Märzviolen
Meines Eichenthales sollen
Freundinn dir — geweihet seyn!

F. A. M.

Sie liebt mich nicht.

Was ich kaum zu denken wagte,
Ach es ist nunmehr gescheh'n,
Wie ich flehte, wie ich klagte,
Nimmer will sie mich versteh'n.
Aus dem wundgedrückten Herzen
Laut der Argwohn zu mir spricht,
Und mit namenlosen Schmerzen
Hör' ich: Stella liebt dich nicht.

Was kann mir noch Freude geben,
Wird mir nimmer Stellas Herz,
Nicht erfreut mich selbst das Leben,
Weichen will ich's stätem Schmerz.
Trauernd irr ich in den Hainen,
Bei des Mondes blassem Licht,
Nichts vermag ich als zu weinen
Denn ach, Stella liebt mich nicht.

Lange wird der Schmerz nicht wüthen,
Jeder Kummer bald vergeh'n,
Bald des Todes Hauch die Blüthen
Meiner Jugendkraft verweh'n.
Wenn mein Auge dann erblindet,
Wenn der Tod das Herz mir bricht,
In ein Nichts die Welt mir schwindet
Seufz' ich noch: Sie liebt mich nicht.

Carl Stegmayer.

Grabschrift eines Jünglings.

Zwar ungern schied ich von dem Leben,
Das viel der Freuden mir gegeben,
Und mehr der Freuden noch versprach,
Als meine morsche Hülle brach.

Doch was der Tod mir nicht zu rauben
Vermochte, war mein festes Glauben
An meiner Seele Auferstehn
Und an ein fröhlich Wiederseh'n.

Und in dem Glauben, in dem Hoffen
Sah ich der Liebe Pforten offen,
Die kein Gedanke je ermißt
Und die mich Sünder nicht vergißt.

Carl Stegmayer.

Erinnerungen aus Italien.

3. In den Straßen Venedig's.

Wandl' ich durch die Straßen
Venezia's hin,
Fühl' ich so froh, daß
Im Leben ich bin!

Meer' oder Städte,
Was es auch sey,
Ist es Neptun's nur,
Woget so frei.

Süßes Gelärme,
Andern verhaßt,
Lehrst mich, daß voll das
Leben hier praßt.
Stets ist die Freude
Nah' dem Gesang;
Aber das Lied ist
Lebendiger Lebensklang.

Freut euch des Lebens,
Singet nur zu;
Schön ist's in Wogen,
Häßlich in Ruh.
Ruh für den Himmel, —
Kampf für die Welt,
Muthig im Kampf ist
Was mir gefällt.

Fließt durch die Adern
Flamm' oder Blut? —
Ha! seid willkommen,
Flamme ist gut!
Brennt nicht weltunter,
Brennt himmelan,
Beleuchtet bezaubernd
Die Lebensbahn!

4. Zur See.

Wie das Leben des Kindes
Über die Erde ziehet hin,
Wandelt durch die Wellen
Mein Schiff dahin. —
Aber wie der Jüngling
Glühend zur Sonne strebt
Möcht' ich so gern es sehn,
Wenn es der Kampf der Brandungen hebt!

Ich lieb' euch, ihr Sterne
Am Himmelsblau —
Jetzt aber verhüllt euch
In nächtliches Grau!
Von hinnen, o Zephyr,
Magst jetzt du ziehn,
Es jage die Windsbraut
Dich stürmend dahin!

Auf, durcheinander
Zum schaurigen Spiel,
Auf ihr Wogen
In tollem Gewühl!
Hell leuchtet, ihr Blitze
Des Donners Lauf!
Heulet, ihr Stürme,
Ihr nächtlichen Schrecken, herauf! — —

Aber es geht auf den Wellen,
Ein Kind, das Schiff,

Wie den Sturm auch der Jüngling
Beschwörend drin rief.
Der schaut in die Tiefe
Mit schauernder Lust,
Und Sehnsucht nach Kampfe
Zersprengt ihm die glühende Brust!

---

5. An die ferne Geliebte.

Südlich laue Lüfte wehen
Ungewohnten Balsam mir,
Aber ach, sie ziehn und kommen
Zu dir nicht und nicht von dir!
Freudig heit're Töne schallen
Rings um mich in frohem Chor,
Aber deiner Stimme Zauber
Ach, entzückt jetzt nicht mein Ohr!

Freundlich spielt mit seinen Wellen
Dort der blaue Ozean,
Aber dich, du Holde, bringen
Sie nicht her auf blauer Bahn!
Offen sind der Tempel Hallen,
Heil'genbilder strahlen d'rin —
Aber den lebend'gen Engel
Sucht umsonst mein Liebessinn!

O, wie ist es hier so herrlich,
Denk' ich, ferne, nicht an dich;

O wie ist es hier mir enge,
Mahnt an dich ein Blümchen mich!
Drückend sind mir dann die Lüfte,
Klage wird der Lustgesang,
Und der weite Tanz der Wellen
Macht die Brust mir schwer und bang!

Nehmt mich auf und tragt im Frieden
Oder auch im Sturm mich fort,
Nach dem Sturme winkt die Ruhe
Mir bei ihr in sicherm Port.
Bläht die Segel auf, ihr Lüfte;
Pfeilschnell fliege hin, mein Schiff,
Denn mir ist, als hört' ich drüben
Ihre Stimme, die mir rief!

F. E. von Hermann.

Anekdote.

Ein Mahler sprach zu Polly, der Brünette,
Die gern den Kunstsold ihm geschmälert hätte:
„Bist du zufrieden nicht mit deinem Bilde,
So nimmts der Mohrenwirth zum neuen
Schilde.“

Haug.

20/27 Bg

Aufschluß.

Dir starb die sechste Frau. Willst du mir Kunde geben:
Wie ging es zu? — — „Nach meinem klugen Plan,
Den Keiner Sünde schelten kann.
Ein Weib kann ohne Widerspruch nicht leben.
Ich widersprach nicht, und sie starben dran.“

Haug.

Bayerische Staats-Bibliothek München

25459

Univ. Buchbin
GEOR
Schell

25459

Univ. Buch
GEOR
M
Schellin

25459

Univ. Buchb
GEORG K
MÜNCH
Schellingstr.

25459

Univ. Bucht
GEORG K
MÜNC
Schellingstr.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Biedenfeld, Ferdinand Freiherrn v.

Feierstunden Eine Schrift für edle Unterhaltung in zwanglosen Bänden.
Herausgegeben von Ferdinand Freiherrn v. Biedenfeld und Christoph Kuffner

Bd.: 2

Brünn 1822

Z 36.57-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10790591-9